Verschlungene Pfade.

Verschlungene Pfade.

Eine Erzählung aus der Gegenwart

von

L. v. Erlburg.

München.
Druck und Verlag von Ernst Stahl.
1875.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Es war im Sommer des Jahres 1866, zur Zeit des Oesterreich-Preußischen Kriegs. Die freundlichen Uferstädte am Main wimmelten von Truppen, zurückgedrängten Bayern und Oesterreichern. In dem Krankenhause von Aschaffenburg waren alle Säle mit Verwundeten angefüllt. Die barmherzigen Schwestern, die dort walten, konnten dem anstrengenden Dienste nicht mehr genügen; mehrere der angesehensten Frauen aus der Stadt hatten sich ihnen zugesellt, und übten unter ihrer Aufsicht und Leitung die schöne Pflicht der Barmherzigkeit an den wunden und besiegten Vertheidigern der heimathlichen Gauen.

Die Gräfin Platner war eine der thätigsten unter diesen hülfreichen Frauen, und wurde von den übrigen sowohl ihres höhern Ranges und größeren Reichthums,

als eben ihrer energischen und selbst etwas despotischen Thätigkeit willen, in stillschweigender Uebereinkunft, als die Spitze des Comités betrachtet. Selbst die Oberin des Klosters traf keine Anordnung, ohne die Gräfin zu Rathe zu ziehen, und die Aerzte und Wundärzte hatten sich angewöhnt, mit ihren Befehlen und Wünschen in Bezug auf die Verpflegung der Kranken, sich zuerst an sie zu wenden.

Aus einem der Krankensäle kommend, war sie eben im Begriffe, sich in das Zimmer zu begeben, wo die Binden und Leinwandvorräthe zum Bedarf der Verwundeten bereitet und aufbewahrt wurden, und warf im Vorübergehen einen flüchtigen Blick durch eins der Fenster des Korridors. Doch wie angewurzelt blieb sie stehen — was war das?

„Rita, Rita!" rief sie einem sehr jungen Mädchen zu, die den Gang herauf kam, „sehen Sie da — was ist das?!"

Die Kleine eilte herbei und folgte mit hastiger Neugier der Richtung der zitternd ausgestreckten Hand. In dem niedern Gebüsche gegenüber, welches den einsamen Weg begrenzt, der von hier nach dem entlegenen Friedhofe führt, regte es sich seltsam. Am Boden glänzte es durch die lichtgrünen Zweige, eine dunkle Gestalt wand sich schlangengleich unter den jungen Bäumen hin. Ein leises Geklirr — nun tauchte es hervor, ein Helm,

ein Tornister und plötzlich sprang es in die Höhe — ein preußischer Soldat in Wehr und Waffen stand vor den Augen der erschrockenen Frauen! —

Er war allein, so schien es. Sein Blick flog suchend, spähend rings umher — und dann setzte er den Finger an die Lippen. Ein leiser Pfiff — ringsum wurden die Büsche lebendig. Waffen klirrten, ein halblautes Commandowort ertönte — und dann erdröhnte die Erde unter dem Tritt von vielen Hundert gewaffneter Männer, die unaufhaltsam, unwiderstehlich, mit dem schnellen und festen Schritt der unübertroffenen preußischen Dressur, vorwärts drangen in die von Feinden, von deutschen Feinden angefüllte Stadt.

Die beiden Damen am Fenster sahen einander eine Weile, wie entgeistert, in die schreckenbleichen Gesichter, und stürzten dann, einem gemeinsamen Antriebe folgend, in das nahe Privatzimmer der Oberin, wo ihre Hüte und Mantillen lagen, und wo die bejahrte Oberin, nichts ahnend, an ihrem Pulte saß, und Rechnungen revidirte.

„Die Preußen sind da", schrie die Gräfin ihr athemlos zu, indem sie mit zitternden Händen ihren Hut vom Tische nahm, dabei aber doch nicht unterlassen konnte, einen Fensterflügel aufzureissen, und denselben statt des, im Gemache der Klosterfrau fehlenden Spiegels, zur Vervollständigung ihrer Toilette zu benutzen.

— „Die Preußen sind da! Sie werden ohne Zweifel das Lazareth gleich für sich in Anspruch nehmen, alle unsre Verwundeten auf die Straße werfen! Wir können hier doch nichts mehr helfen — kommen Sie, Rita!"

Das junge Mädchen stand bereit.

„Ich würde sehr gerne bei Ihnen bleiben", wandte sie sich, wie um Verzeihung bittend, an die Oberin, „aber meine Mutter ist ganz allein mit unsrer alten Gertrud."

Die Klosterfrau hatte sich von ihrer Arbeit erhoben — sie lächelte dem geängstigten Mädchen mit unzerstörbarer Gelassenheit gütig zu.

„Gehen Sie mit Gott, mein Kind," sagte sie sanft. „Möge Ihnen unterwegs nur kein Unglück geschehen! Unser Haus, wir Alle, stehen in der Hand des Herrn!"

Die Gräfin war schon vor der Thüre.

„Kommen Sie, kommen Sie, Rita," rief sie zurück. „Der Weg durch das Thal wird hoffentlich noch frei sein!"

Sie eilten hinweg. Die Klosterfrau kehrte zu ihrem Pulte zurück und schloß ihre Bücher.

„Der Opfermuth der natürlichen Liebe", sagte sie, wie mitleidig vor sich hin. Mein Herr und mein Gott, dein heiliger Wille geschehe an uns Allen, und durch uns Alle, Amen!"

Sie ergriff ihren großen Schlüsselbund, der neben

ihr auf dem Tische lag, und ging hinaus — in die Krankensäle.

Die beiden Entflohenen traten vor das Klosterthor — ringsum war Alles still, wie im tiefsten Frieden. Wie eine unheilverkündende Vision war die feindliche Schaar vorübergezogen — nichts deutete hier auf wirkliche, gegenwärtige Gefahr. Der Platz, wo das Kloster liegt, ist einsam und menschenleer, nur von großen, öffentlichen Gebäuden umgeben — es zeigten sich an den Fenstern keine erschreckten Gesichter, keine geängstigten Menschen liefen auf der Straße zusammen, alles war ruhig, fast ruhiger noch, als gewöhnlich.

Da fiel in der Ferne ein Schuß — noch einer — eine ganze Salve. Und dann ertönte Geschrei, Wehklagen. Dazwischen donnernde Commandoworte, Fensterklirren, eingeschlagne Thüren — das ganze, furchtbare Getümmel eines Strassenkampfes.

„Sie kämpfen am Markt", schrie die Gräfin ihrer bebenden Gefährtin zu, „rasch in's Thal — da können wir vielleicht noch durchkommen!"

Wenige Schritte von da stand eins der Gitterthore offen, die aus verschiedenen Strassen der Stadt in den ehemaligen Wallgraben führen, welcher, die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung umgebend, in eine prachtvolle Baumanlange umgeschaffen, unter dem wohlverdienten Namen „das schöne Thal," eine Hauptzierde von Aschaf-

fenburg, und in friedlichen Zeiten einen von der eleganten Welt sehr beliebten Spaziergang bildet. Die beiden Damen schlüpften durch das Thor, und eilten geflügelten Schrittes, unter den schattigen Alleen weiter. Das Getöse des Kampfes schien sich mehr in die Ferne zu ziehen.

„Das war auf der Brücke," sagte die Gräfin aufhorchend, als rasch hintereinander mehrere Schüße fielen. „Wollte Gott, wir wären schon zu Hause! Ob wir dort in Sicherheit sein werden, ist allerdings eine andere Frage!"

Rita fing an, bitterlich zu weinen.

„Auf der Brücke?" schluchzte sie. „Ach, meine arme Mutter!" Die Gräfin aber rief ihr ungeduldig zu:

„Jetzt nur kein Gewinsel! Zu Hause können Sie Flennella spielen, soviel Sie wollen — hier ist nicht der Ort dazu!"

Da schwieg die Kleine, demüthig und eingeschüchtert, und sie eilten weiter. Am Fuße des Schloßbergs traten sie dann wieder auf die Straße heraus. Es war jetzt hier still geworden — aus der Vorstadt schallte noch der Lärm herüber.

„Die Preußen haben die Unsern überwältigt und hinausgedrängt," flüsterte die Gräfin ingrimmig. — Zwei oder drei Verwundete lagen am Wege und jam=

merken um Hülfe, — sie warf einen Blick nach ihnen hinüber, wandte sich aber dann entschlossen ab. „Es sind Feinde", sagte sie.

„Aber doch Menschen", wandte das junge Mädchen schüchtern ein.

„Kind", rief sie hastig, „werden Sie mir nur nicht sentimental! Sie sehen, dort sind die unvermeidlichen Kuttenträger schon zur Hülfe herbeigeeilt — denen steht die Rolle des barmherzigen Samariters jedenfalls besser an, als uns."

Es war, wie sie sagte. Aus dem unfern gelegenen Kapuzinerkloster kamen einige Mönche mit Tragbahren des Weges, das stille Asyl ihres armen Hauses für Freund und Feind ohne Unterschied zu öffnen.

Die Gräfin wohnte in der Nähe — sie trat mit einem freudigen: „Gott sei Dank!" in den Flur ihres eleganten Hauses, ohne in ihrem naiven Egoismus, auch nur mit einem Athemzuge daran zu denken, daß die junge Rita noch einen weiten, und möglicherweise gefahrvollen Weg zurückzulegen hatte, um die Wohnung ihrer Mutter zu erreichen.

Auch Rita dachte daran nicht. Die Angst um die einsame Mutter ließ keinen andern Gedanken, kein anderes Gefühl bei ihr aufkommen, als das der geflügelten Sehnsucht. So eilte sie, im schnellen Laufe, kaum den Boden berührend, weiter, der Mainbrücke zu, an

manchen Spuren des hier stattgefundenen, feindlichen Begegnens an den bekannten Häusern, den ängstlich geschlossenen Kaufläden vorüber, ohne nach rechts oder links umzublicken.

Jenseits der Brücke lag ihr Haus. Sie seufzte erleichtert aus tiefster Brust, als sie dasselbe wohlbehalten, aus den dichtbelaubten Bäumen des kleinen Gartens hervorschimmern sah — da fiel ihr Blick auf eine, drei Schritte von ihrer Hausthür entfernte Gruppe. Zwei Soldaten waren um einen Dritten beschäftigt, der lang ausgestreckt am Boden lag. Eben, als Rita näher kam, kniete der Eine von ihnen nieder, und schob mit Mühe seinen Arm unter den Kopf des Liegenden.

„Wenn der Herr Lieutenant", sagte der Mann bittend, „sich nur ein bischen in die Höhe richten thäte, daß wir den Herrn Lieutenant aufpacken und forttragen könnten."

„Was willst Du", fiel der Andere ein, „er weiß von seinem Leben nichts mehr. Wir müssen ihn aufheben, wie es eben geht."

Rita blieb stehen. Der Drang, zu helfen, einem unverdorbenen, jungen Herzen so natürlich, war bei ihr noch verstärkt durch die in der letzten Zeit erlangte Uebung in der Pflege und Behandlung der Leidenden. In dem Moment schlug der, allem Anscheine nach schwer Verwundete die Augen auf — ein paar große, tiefdunkle,

traurige Augen — und warf einen verwunderten, halb verwirrten Blick um sich her. Dann sprach er etwas. Der Soldat, der seinen Kopf im Arme hielt, neigte sich tief herab, die leisen Worte zu verstehen.

„Was hat er gesagt?" fragte der Andere, der, auf seine Flinte gelehnt, daneben stand.

„Er sagt, wir sollen ihn liegen lassen," war die traurige Antwort, „und ihn nicht weiter quälen."

„Das sollte mir wohl gefallen," fuhr Jener auf, „unsern guten Lieutenant auf der Straße verenden zu lassen, wie ein Vieh!"

Das junge Mädchen trat rasch entschlossen hinzu.

„Wenn Sie den Herrn Offizier," sagte sie schüchtern, „die paar Schritte, bis zu dem weißen Hause dort, tragen wollen, so wird meine Mutter ihn aufnehmen und verpflegen, so gut sie es vermag."

Die beiden Männer sahen überrascht auf die schlanke, jugendliche Gestalt, die ihnen mit ihrem liebevollen Anerbieten fast wie ein Wesen höherer Art erscheinen mochte. Aber mit der, wenig demonstrativen Art der Westphalen sagten sie bloß:

„Ja, Mamsellchen, das wollen wir thun!" und legten sogleich Hand an, den Verwundeten so sanft und schonend als möglich vom Boden zu erheben. Er schlug die traumdunkeln Augen noch einmal auf, und flüsterte wieder ein paar Worte.

„Ja wohl, Herr Lieutenant,“ sagte der eine Soldat — und der Andere fragte wieder wie vorhin:

„Was hat er gesagt?“

„Er will einen Pater haben“, war die Antwort.

Der Mann erhob bei diesen Worten die Hand und wischte sich die Augen — da sah Rita, daß das Blut in dichten Tropfen von dieser Hand herunterrieselte.

„Sie sind auch verwundet?!“ rief sie erschrocken, mitleidig aus, und griff nach dem Gewehre, was der Soldat ihr willig überließ.

„Das macht nichts, Mamsellchen,“ sagte er. „Wir haben alle Beide was abgekriegt, mein Kamerad am Bein, ich am Arm — aber zuerst muß der Offizier besorgt sein — dann geht's erst an die Mannschaft!“

„Arme Leute!“ sagte Rita, gerührt von dieser einfachen und hingebenden Treue, indem sie voraus eilte, die Hausthüre zu öffnen, und die Mutter rasch zu verständigen.

Die Hausthüre aber war von innen fest verschlossen. Die einsame Bewohnerin des Hauses war, als der Tumult und Lärm des Kampfes sich dieser Gegend näherte, mit ihrer einzigen, bejahrten Dienerin in die Kellerräume geflüchtet. Dort saßen sie noch, in Angst und Schrecken zitternd. Bei dem lauten Glockenrufe fuhren Beide empor.

„Das sind Feinde", stammelte die Wittwe mit aschbleichen, krampfhaft bebenden Lippen.

„Ich meine aber, Frau Professorin," tröstete die muthigere Magd, „die würden lieber gleich die Thüre eingeschlagen haben. Kommen Sie hinauf — es ist ja auf der Straße wieder Alles ruhig!"

„Geh' Du voran," — entgegnete die Wittwe — „geh' auf den Speicher, und schau durch die Lucke, wer Einlaß begehrt!"

Da schellte es zum zweiten Male, heftiger, lauter als vorher. Gertrud erhob sich entschlossen.

„Ich frage lieber an der Thüre, bevor ich öffne," sagten sie.

Sie eilte die Kellertreppe hinan, langsamer folgte die Herrin.

„Macht doch auf, um Gotteswillen", ertönte Rita's Stimme draußen.

„Es ist mein Kind," rief die Mutter, „öffne rasch, Gertrud! Ich hielt das arme Lamm für wohlgeborgen bei ihrer theuern Gräfin!"

Gertrud hatte die schweren Riegel schon zurückgeschoben, den Schlüssel herumgedreht. Rita drängte herein, hoch erregt, mit glühenden Wangen, das Gewehr des Soldaten in der Hand. Sie warf den, vorsichtig nur halb geöffneten Thürflügel weit zurück.

„Mutter!" rief sie, „ich bringe einen Verwundeten!"

Die Wittwe war dem jungen Mädchen mit ausgebreiteten Armen, mit einem Freudenrufe entgegengeeilt — jetzt blieb sie stehen — die erhobnen Arme sanken langsam nieder.

„Einen Preußen?“ fragte sie mit einem finstern Blick auf die Uniformen der Männer, die mit ihrer traurigen Last hinter der Jungfrau den Hausgang betreten hatten.

„Aber Mutter“, rief diese fast heftig, „bist Du auch wie die Gräfin?“

Gertrud hatte während dieser rasch gewechselten Worte schon eine Thür geöffnet, die in ein freundliches, behaglich eingerichtetes und ziemlich geräumiges Zimmer im Erdgeschoß, das einzige Gastzimmer des Hauses, führte.

„Hier herein“, sagte sie, und ging voran. Die beiden Männer folgten ihr mit dem Verwundeten. Rita hing sich schmeichelnd der Mutter um den Hals.

„Es gilt einen Gotteslohn zu erwerben, Mütterchen,“ flehte sie. „Es ist ein Sterbender — ich fand ihn vor unserer Thüre.“

„Aber ein Preuße, mein Kind! Bedenke —“

„Mutter“, fiel das junge Mädchen stürmisch ein, „wenn wir gesiegt hätten, und die preußischen Mütter ließen unsre Verwundeten hülflos auf offener Straße verschmachten — würde Dir das gefallen? Was können

die armen Soldaten für den Krieg, den die Könige führen? Komm, sei gut, Mütterchen," fuhr sie mit unwiderstehlichem Drängen fort, indem sie die immer noch halb Widerstrebende mit schmeichelnder Gewalt in die Stube zog.

Und als nun die Matrone vor dem bleichen Verwundeten stand, da siegte auch in ihrer Brust das edlere Gefühl des Mitleids und der Menschlichkeit gegen das nationale Vorurtheil. Die Soldaten hatten den ganz Bewußtlosen auf das Sopha niedergelegt und standen rathlos neben ihm, während Gertrud geschäftig das hochgebauschte Bett mit schneeweißem Leinenzeug deckte.

Die Professorin trat näher hinzu.

„Geh' in die Küche, mein Kind," sagte sie zu ihrer Tochter, und sorge für warmes Wasser, die Wunden zu waschen, ich brauche Gertrud hier!"

Rita verschwand augenblicklich, seelenfroh, soviel bei der strengen Mutter errungen zu haben.

„Und Sie", wandte diese sich an den Soldaten, der ihr zunächst stand, „laufen Sie nach einem Wundarzte. Doktor Scharf ist mein Hausarzt — er wohnt auf dem Markte. Sie," sagte sie zu dem Zweiten, „legen Ihre Waffen ab und helfen mir vor allen Dingen den Herrn von der engen Uniform befreien."

So war sie denn in voller Thätigkeit um den todwunden Feind, und dachte sorgend und waltend nicht

mehr daran, daß all' ihre fast mütterliche Sorgfalt einem ihr aufgedrungenen, verhaßten Preußen galt.

Als der Soldat, der den Wundarzt holen sollte, aus dem Zimmer in den Hausflur trat, sah er Rita in der gegenüberliegenden Küche, deren Thür offen stand, am Herde beschäftigt und näherte sich ihr rasch und sichtlich erfreut.

„Mamsellchen", redete er sie an, „die Madame sagte, ich soll einen Doktor holen, und das ist gut und schön. Mein Herr Lieutenant hat aber gesagt, er will einen Pater haben — und das ist ihm, scheint mir, noch nöthiger — wo finde ich aber den?

„Gehen Sie in das Kapuzinerkloster," erwiderte das junge Mädchen rasch, „auf dem Markte weist Sie jedes Kind dorthin zurecht, und fragen Sie nach dem Pater Franziskus. Den habe ich öfter gesehen, wie er im Lazareth die Kranken besuchte."

„Danke schön, Mamsellchen," sagte der Mann, „das will ich thun!" Er legte militärisch grüßend die gesunde Hand an die Pickelhaube und ging eilig fort.

Drinnen im Zimmer hatten die beiden Matronen mit Hülfe des zurückgebliebenen Soldaten dem Verwundeten die Degenkuppel losgeschnallt, die Halsbinde gelöst, die knappe Uniform aufgeknöpft, und dabei die Schußwunde auf der linken Seite entdeckt, aus der das Blut noch fortwährend in dicken Tropfen hervor quoll.

„So nahe dem Herzen!" sagte die Wittwe leise vor sich hin und blickte mitleidig gerührt in das bleiche, schöne Gesicht, das so still und regungslos vor ihr lag, als sei das Leben schon völlig aus dem jugendlichen Körper entwichen. „Ob er wohl noch eine Mutter hat?" fügte sie unbewußt lauter hinzu.

„Eine Mutter nicht, Madam," gab der Soldat, der die Frage an sich gerichtet glaubte, zur Antwort. „Es sind nur zwei Brüder. Die Eltern sind Beide schon lange todt. Wir sind von dem Gute, mein Kamerad und ich." —

Der Verwundete stöhnte schmerzlich tief auf.

„Warum quält Ihr mich so?" klagte er, „Und wo bleibt der —"

Das letzte Wort erstarb in einem Seufzer, die halbgeöffneten Lider fielen wieder schwer herab.

„Der Doktor wird gleich da sein," tröstete die Wittwe, „es ist nach ihm geschickt."

„Danke", flüsterte er, indem der Versuch eines Lächelns für einen Augenblick die edlen Züge erhellte, „Danke, aber —"

Da schellte es heftig an der Hausglocke — ehe Gertrud noch die Thüre erreichte, wurde dieselbe hastig aufgerissen. Der alte Arzt und Freund des Hauses, der Doktor Scharf von Rita hereingelassen, trat in's Zimmer. Er kam vom Verbandplatze und war völlig

außer Athem, seine Kleider waren ganz befleckt mit Blut. Er nahm sich nicht Zeit die Hausfrau zu begrüßen und schritt sogleich zur Untersuchung der Wunde.

„Böser Schuß", sagte er während derselben, ohne Rücksicht auf den Patienten zu nehmen, ganz laut, „hart an der Lunge hergestreift — wollen nur hoffen, daß die Malefizkugel nicht darin steckt. Nein — hier ist Alles frei. — Potz tausend, junger Herr — können von Glück sagen — hier, dicht am Rückenwirbel ist sie hinaus, die Bestie! — Leinwand, Frau Professorin, viel Leinwand, theure Freundin, und lauwarmes Wasser, bitt' ich, und einen feinen Schwamm, wenn Sie so gut sein wollen!"

Die Wittwe ging eilig, das Verlangte herbei zu schaffen. Als sie jedoch die Stubenthür öffnete, fuhr sie mit einem nur halb unterdrückten Schreckensruf zurück — vor der Thüre stand ein bärtiger Kapuziner. —

„Gelobt sei Jesus Christus", sagte er. Sie starrte ihn an, ohne auf den katholischen Gruß zu antworten.

„Ich bin hierher gewiesen worden," fuhr er gelassen fort. „Man sagte mir, es sei ein Sterbender hier, der nach Hülfe verlange."

Die Frau vom Hause stand einen Augenblick unschlüssig, ob sie den Eindringling nicht einfach abweisen solle, — dann aber begnügte sie sich, demselben in mürrischem Schweigen, mit einer mehr unwilligen als höf-

lichen Handbewegung, den Eintritt in's Krankenzimmer frei zu geben. Ehe die Thüre hinter ihm zufiel, rief sie ihre Magd heraus.

„Ich will Dir Alles geben, was der Doktor verlangt," sagte sie zu derselben, „aber Gott soll mich vor dem Anblick der verhaßten Kutte bewahren!"

Sie ging in ihr Schlafgemach, dessen Thüre sie zum Ueberfluß hinter sich abschloß, und kam nicht eher wieder zum Vorschein, als bis mehrere Stunden später ihre Tochter sie benachrichtigte, daß der Pater Franziskus das Haus verlassen habe.

Zweites Kapitel.

Als der verwundete preußische Offizier, aus seiner Bewußtlosigkeit erwachend, die Augen aufschlug, fand er sich sorgfältig verbunden, und auf weichem Lager bequem gebettet. Sein erster Blick fiel auf das ernste und milde Antlitz des Mönches, der neben ihm saß, und seine matt herabhängende Hand prüfend in der seinigen hielt. Wenige Schritte weiter entfernt war der Arzt beschäftigt, die, von einem Streifschuß verletzte Hand des Einen der beiden Soldaten, die ihn hierher gebracht hatten, zu verbinden, während der Andere, ebenfalls der Hülfe harrend, auf einem Stuhle am Fenster Platz genommen, und den kranken Fuß einstweilen von der schweren Bekleidung befreit hatte. Die alte Gertrud mochte ihm dabei hülfreiche Hand geleistet haben — sie stand vor ihm, und lauschte, mit Augen, die vor Staunen und Bewunderung weit offen standen, der leisen, aber wie es schien, sehr lebendigen Schilderung, die er ihr, vermuthlich zum Dank für ihre Hülfe, von seinen überstandenen Mühen und Gefahren entwarf.

Der junge Lieutenant ließ einen verwunderten Blick über die fremde Umgebung gleiten, der einen Augenblick lang wie fragend, auf der ernsten Erscheinung an seinem Lager verweilte, und dann an den bekannten Gesichtern seiner beiden Leute hängen blieb.

„Wo sind wir denn hier?" fragte er endlich matt und klanglos. „Ich danke Ihnen, mein Vater — Gefreiter vor — welches Quartier ist dieß?"

Der eine Soldat machte eine Bewegung, als wollte er sich von dem Doktor losreißen, indessen der andere, beim ersten Laut jener leisen Stimme, mitten im Worte verstummte, und, sich vom Stuhle erhebend, in militärischer Haltung auf einem Fuße fest zu stehen versuchte. Der Doktor aber hielt seinen Patienten fest, und rief im Tone des Commandos.

„Ruhe im Gliede da! Und Sie — bleiben augenblicklich sitzen!"

„Nichts für ungut, Herr Lieutenant," wandte er sich an diesen, „aber wie Sie sehen, habe ich für den Augenblick, nothgedrungen, die Führung Ihres Zuges übernommen!"

Ein freundliches Lächeln glitt über die bleichen Züge des Kranken.

„Es sind brave Bursche," sagte er. „Ich entsinne mich jetzt wieder deutlich, daß sie mich aufhoben und forttrugen — wahrscheinlich hierher. Ich ahnte

aber nicht, wie sehr sie selbst der Hülfe bedürftig waren!"

Die beiden Soldaten sahen sich, bei dieser lobenden Anerkennung mit Gesichtern an, die von freudiger Rührung ganz verklärt erschienen. Der Doktor aber rief mit barschem Humor:

„Sie können das, nach Ihrer Genesung meinetwegen in einem Tagesbefehl dem ganzen Regiment zu wissen thun lassen, mein Herr Lieutenant. Für jetzt aber heißt die Parole: Schweigen, und die Losung ist: stillliegen! — Außerdem stehe ich wahrhaftig für nichts!"

Er hatte die Hand verbunden, und trat zu dem Fußwunden. Der Pater setzte dem Offizier ein Glas mit Limonade an die Lippen, das auf dem Tische stand. Er trank, durstig, in langen Zügen, und drückte dann dankend, des Mönches Hand.

„Ich möchte mit Ihnen reden," flüsterte er. Pater Franziskus nickte stumm, und nahm seinen Platz neben dem Lager wieder ein

„Das hat nicht viel zu bedeuten, und wird in ein Paar Tagen wieder heil sein," sagte der Doktor, den verletzten Fuß sorgsam untersuchend. „Gertrud," wandte er sich, unter dem Verbinden, an die Magd, „Sie könnten wohl den beiden, braven Burschen einen von Ihren guten Kaffees brauen, die kein Mensch so zu Wege bringt,

wie Sie. Nachher heißts: Abmarschirt, ins Lazareth — wo die Kost schmal genug ist, des Prinzips wegen."

Gertrud verschwand augenblicklich, dem Befehle bereitwillig Folge zu leisten. Als der Doktor fertig war, folgten ihr die beiden Soldaten, die verheißene Labung in Empfang zu nehmen. Der Arzt raffte seine Geräthe zusammen.

„Meine Herren," fing der Offizier von Neuem an, „Sie haben mir noch nicht gesagt, wessen Gast — wie ich fürchte ein sehr unwillkommener — ich geworden bin."

„Das Haus gehört einer ehrbaren Wittwe," versetzte Pater Franziskus.

„Was das Willkommen sein betrifft," fiel der Doktor ihm mit seinem rauhen Tone ins Wort, „so hättet Ihr Herren Preußen das vorher überlegen sollen."

„Wenn Sie in diesem Vorwurf," versetzte der Kranke, „jeden Einzelnen von uns Subalternen mit einschließen wollen, werden Sie in Gefahr kommen, eine Ungerechtigkeit zu begehen."

„Ja, ja, ich weiß," erwiderte der Arzt, „die militärische Pflicht verlangt unbedingten Gehorsam! Dabei aber schimpft man über den Gehorsam, den die Ordensleute ihren Oberen zu leisten haben! Ist das keine Ungerechtigkeit?"

„Wie können Sie das vergleichen, bester Freund!"

sagte der Pater sanft. „Erstens ist Niemand gezwungen, in den Ordensstand zu treten, während die allgemeine Wehrpflicht alle waffenfähigen Jünglinge für viele Jahre dem soldatischen Gehorsam unterwirft. Zweitens gehorchen wir unsern Regeln, die wir genau kennen, bevor wir die bindenden Gelübde ablegen — und drittens ist unser Gehorsam keineswegs ein blinder, sondern verpflichtet uns nur in Allem, was nach dem Gesetze Gottes erlaubt und recht ist. Es kann kein Conventsvorsteher seinen Mönchen eine Sünde befehlen — sie würden ihm, in diesem, übrigens ganz undenkbaren Falle, den Gehorsam entschieden verweigern müssen."

„Da hören Sie 's, mein Herr Preuße," rief der Doktor triumphirend aus.

„Sie predigen einem Bekehrten, meine Herren," sagte der Kranke. „Bei uns, in Westphalen, ist man noch gut katholisch, und das heilige Ordenskleid ist respektirt und gern gesehen, bei Hoch und Niedrig."

„Mit solchen Gesinnungen," meinte der Doktor sarkastisch, „mögen Sie ja wohl, mein lieber Herr Lieutenant, eine rechte Freude gehabt haben, an diesem „Stoß in's Herzkrieg," gegen das katholische Oesterreich?"

Der Verwundete schloß die Augen — ob ermüdet oder beschämt, war für seine Gesellschafter zweifelhaft.

„Diese Frage zu beantworten," sagte er, „ist wohl jetzt nicht der geeignete Moment."

„Und Sie vergessen, lieber Scharf," fiel Pater Franziskus mit einem besorgten Blick auf die leichte, fieberhafte Röthe ein, die bis über die Stirn des Kranken heraufzog, „Ihre eigenen, strengen Befehle von vorhin: Ruhe und Schweigen!"

„Nun, nun," murrte der Doktor ein wenig verlegen, indem er nach Hut und Stock griff. „Unser junger Patient wollte ja seine Umgebung kennen lernen — ich muß ihm doch sagen, daß wir im Grunde Alle derselben Meinung sind. Sie befinden sich also, mein lieber Herr Lieutenant, bei einer sehr ehr- und tugendreichen Wittib in Quartier, an der ich weiter auf der Gotteswelt nichts auszusetzen wüßte, als ihre, etwas übertrieben strenge, wahrhaft puritanische Frömmigkeit. Ich, ihr Arzt, habe einen Sohn, der als Novize in Gorheim bei den Jesuiten ist — damit ist, dünkt mich, alles gesagt. Den Pater hier kennzeichnet sein Gewand — und ich brauche kaum hinzuzufügen, daß er außerdem die beste, edelste und großmüthigste Seele ist, und" —

„Nun schweigen Sie aber," fiel der Pater lachend ein.

„Und," fuhr der Doktor unbeirrt fort, „nie einen Menschen betrübt oder beleidigt hat, außer seinen Arzt, dem er den schuldigen Gehorsam nicht leisten will. Nun aber, Gott befohlen, Herr Lieutenant! Ruhe und Schweigen, Morgen mit dem frühesten sehe ich wieder nach! — Gehen Sie mit, padre mio?"

„Ich folge Ihnen bald," war die Antwort des Paters.

„Desto besser, wenn Sie noch ein wenig Wache halten! Sorgen Sie vor Allem, daß er ruhig bleibt!"

„Sie wollten mir etwas sagen?" fragte Pater Franziskus, als er sich mit dem Kranken allein befand. „Wäre es nicht besser, diese Mittheilung noch ein wenig zu verschieben, bis Sie sich wohler befinden?"

„Ich glaubte, sterben zu müssen," erwiderte der Verwundete, mehr und mehr fieberhaft erregt, „und ich sehnte mich, in der Todesnoth, weniger nach leiblicher Hülfe, als nach den Gnadenmitteln der heiligen Kirche. Als ich dann, erwachend, Sie, mein Vater, an meinem Lager erblickte, da meinte ich im ersten Augenblick, das Angesicht eines Engels zu sehen, der gekommen sei, um meine befreite Seele in die ewigen Wohnungen hinüber zu tragen, bis" —

„Bis Sie sich völlig ermunternd, Ihren Irrthum erkannten," fiel der Mönch schnell ein, und es lag in seiner sanften Stimme, auf seinen milden Zügen, ein ungewohnter Ausdruck von abweisender Strenge bei den Worten. „Das sind Fieberträume, mein lieber Sohn, die keinen Werth haben. Wenn Sie sonst kein Anliegen haben, so" —

„Doch, mein Vater, ich möchte beichten," war die demüthige Antwort.

Pater Franziskus legte einen Augenblick seine Rechte prüfend auf die Stirne des Kranken, ergriff dann dessen Hand, den Pulsschlag zu befragen, und da er Jene fieberheiß, und Diesen unruhig und beschleunigt fand, so stand er rasch auf, und sagte sanft, aber sehr bestimmt:

„Heute nicht mehr. Sollte Ihnen die Nacht etwas zustoßen, so schicken Sie nach mir — oder nein — ich werde gleich nach der Mitternachtshora nachsehen, wie es Ihnen geht. Gelobt sei Jesus Christus!"

Er wandte sich, mit diesen Worten, nach der Thüre. Ehe er aber dieselbe erreichte, wurde sie hastig aufgerissen, — ein junger Offizier stürmte säbelklirrend ins Zimmer, blieb aber, bei dem unerwarteten Anblick des Kapuziners, erschrocken stehen.

„Stirbt er?" fragte er halblaut, mit einem scheuen Blick nach dem Lager.

„Hoffentlich nicht — der Arzt glaubt, ihn durchbringen zu können," erwiderte Pater Franziskus freundlich.

„Gott sei Dank!" seufzte der Eingetretene, erleichtert, tief auf. „Pardon, mein Hochwürdiger Vater" — fügte er, wie beschämt hinzu, indem er die herabhängende Rechte des Priesters ergriff, und ehrfurchtsvoll an die Lippen zog. „Hochwürden sind im Begriffe zu gehen? Ich werde die Wache bei meinem Freunde für die Nacht übernehmen!"

Er geleitete mit ehrerbietigem Anstande den Pater bis zur Thüre. Dieser aber verließ das Haus in tiefen Gedanken über diese beiden, jungen Preußen, die allem Anscheine nach, so eifrige Katholiken waren, wie er in seinem eigenen, theuern Vaterlande keine bessern kannte; und über den Bruderkrieg, welchen das protestantische Preußen, mit seinen katholischen Soldaten, gegen das katholische Oesterreich führte; und über das deutsche Reich, dessen Einheit nur auf die Gewalt der Waffen begründet werden sollte, ohne die Einheit des Glaubens, die es — nach dem einfältigen Mönchsverstande des Paters Franziskus — doch allein vermöchte, um die Einzelnen, wie um die Völker, ein dauerhaftes Band der Liebe und Zusammengehörigkeit zu schlingen. —

„O du heilige Mutter der wahren Einheit, im Glauben, im Hoffen, im Lieben" — seufzte er — „du uralte Lehrerin der Nationen, du einzige Begründerin der ächten Civilisation — du Eine, heilige, katholische, apostolische Kirche — wann wird deine Herrlichkeit offenbar werden vor den Völkern des Erdkreises? Wann werden sie kommen von ferne, deine Söhne und Töchter Alle, um das Licht zu schauen, in deinem Lichte? O du, makellose Braut des unbefleckten Lammes, du große Wohlthäterin der armen Menschheit — um welches deiner Werke verfolgen sie dich?" —

Er war unter diesen Gedanken, vor der Kloster-

thüre angelangt, und blieb eine Weile vor dem lebensgroßen Kreuzigungsbilde stehen, welches, mit allerdings etwas primitiver Kunst, auf die Mauer gemalt ist, und einen hochverehrten Gegenstand der Andacht für das Landvolk der Umgegend bildet. Der Ort ist fast niemals ganz von Betern leer, und auch jetzt lag eine kleine Schaar von Andächtigen — meist Lahme und sonst Preßhafte — vor dem Bilde auf den Knieen.

„Den Armen wird das Evangelium gepredigt," sagte der Pater für sich, indem die Pforte hinter ihm zufiel, „und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert!"

Der junge Offizier, welcher zum Besuche seines verwundeten Kameraden im Hause der Wittwe erschienen war, nahm, als der Pater das Zimmer verlassen, den nachschleifenden Säbel vorsichtig in die Höhe, und schlich leise, auf den Fußspitzen, zu dem Lager hin.

„Wie geht es Dir, Waldeck?" fragte er mit verhaltener Stimme.

Der Kranke lächelte, kaum bemerkbar, statt der Antwort.

„Kannst Du mir zu trinken geben?" fragte er.

„Freilich — hier ist Limonade, die mir sehr geeignet scheint, für Deinen Zustand — Deine Lippen sehen ja ganz vertrocknet aus!"

Er reichte ihm das Glas, und legte Säbel und Mütze auf einen Stuhl.

„Wenn Du an der Geschichte nicht stirbst,“ sagte er dann, neben dem Bette Platz nehmend, „so bist Du ein beneidenswerther Kerl, Waldeck! So zu sagen, bei lebendigem Leibe ins Paradies aufgenommen! Das Mädchen ist ein Engel — ich sah nie eine lieblichere Erscheinung!“

„Welches Mädchen?“

„Nun, die Tochter des Hauses, wie ich denke! Sie öffnete mir die Thüre — ein wunderbar anmuthiges Geschöpf!“

„Ich habe sie noch nicht gesehen — aber laß das, Fritz — berichte mir lieber — wir sind Sieger geblieben, nicht wahr?“

„Versteht sich! Das pflegen wir so einzurichten! Es war eine kurze, aber heiße Arbeit — man war einen Augenblick seines Lebens nicht sicher — aber nun sind wir die Herren hier. Hast Du viele Schmerzen, armer Junge?“

„Es klopft Jemand,“ sagte Waldeck, ohne die Frage zu beachten.

„Herein!“ rief sein Gesellschafter.

Die Frau vom Hause trat herein, von Gertrud gefolgt, welche auf einem Präsentirbrette einige leichte Speisen trug, die sie, nach der Vorschrift des Arztes, für den Verwundeten bereitet hatte. Der Lieutenant sprang auf, und begrüßte die Matrone ehrerbietig.

„Meine gnädige Frau," redete er sie an, „wir haben Ihre Stadt als Feinde betreten, und Sie haben meinen wunden Kameraden demungeachtet liebevoll aufgenommen — ihm dadurch vielleicht, ja wahrscheinlich, das Leben gerettet! Gestatten Sie mir, Ihnen dafür aus Herzensgrund zu danken, und — sollten Sie, in diesen kriegerischen Tagen, irgend einer Hülfe bedürfen, so verfügen Sie über mich — ich bin der Lieutenant, Freiherr von Holbach!"

„Ich danke Ihnen, Herr Baron," erwiderte die Wittwe mit würdevoller Einfachheit, indem sie den Kranken beim Essen liebevoll selbst bediente — „was ich that, war nur meine Pflicht als Christin!"

Waldeck genoß nur wenig von den Speisen, und klagte über zunehmenden Durst.

„Das deutet auf vermehrtes Fieber," sagte Frau Lambert, „was übrigens nicht ausbleiben konnte. Ich möchte deßhalb bitten, Herr Lieutenant, Ihren Besuch abzukürzen. Die größte Ruhe ist hier geboten!"

„Aber," wandte Holbach verwundert ein, „ich will ja für diese Nacht seine Pflege übernehmen!"

„Dazu wird es in einigen Tagen noch immer Zeit sein," versetzte Frau Lambert in ihrem bestimmtesten Tone. „Bis aber die Gefahr vorüber ist, werde ich meinen Kranken selbst bewachen, Herr Lieutenant! Die Verantwortung für seine Pflege ruht auf mir, und —

Sie mögen gewiß ein tapferer Offizier sein; aber als Krankenwärter fehlt Ihnen jedenfalls die nöthige Erfahrung." —

Der junge Kriegsmann sah ganz verblüfft aus, bei dieser unumwundenen Zurückweisung — die Wittwe aber mochte fühlen, daß sie seiner guten Absicht allzu schroff entgegen getreten war, und fügte freundlicher hinzu:

„Es wird auch für Sie selbst besser sein, nach den kriegerischen Strapatzen der letzten Tage, auf Ihren Lorbeeren auszuruhen, statt die Nacht am Krankenbette zu durchwachen."

Diese Worte, so gut sie gemeint waren, verfehlten indessen ihren Zweck geradezu. Sie riefen vielmehr, durch einen raschen Gedankensprung, dem jungen Preußen die feindliche Stellung ins Gedächtniß zurück, die er hier einnahm, und die er, in der stillen Ruhe des Krankenzimmers, dieser mütterlich waltenden Matrone gegenüber, für den Augenblick fast vergessen hatte. Wollte man ihn geflissentlich entfernen? Konnte er, ohne Bedenken, den beiden Frauen den hülflosen Freund überlassen? Aber dann fiel ihm die liebliche Erscheinung im Hausflur wieder ein — diesem holden Bilde des Friedens, der Unschuld gegenüber, kam ihm jeder Gedanke des Argwohns benahe wie ein Frevel vor. So hin und her überlegend, trat er noch einmal an das Lager — der

Verwundete hatte die Augen geschlossen, als ob er schliefe, aber es lag ein Ausdruck tiefen Leidens über den edlen Zügen. Holbach wandte sich zu der Wittwe, die sich, ohne ihn weiter zu beachten, mit einer Handarbeit an den Tisch gesetzt hatte.

„Wer ist der Arzt, der meinen Freund behandelt?“ fragte er.

„Der hiesige Oberarzt, Dr. Scharf,“ war ihre ruhige Antwort.

„Also eine Art von medizinischer Behörde,“ dachte er, „das ist jedenfalls eine Beruhigung und darin hat die Alte immerhin Recht — ich bin ermüdet genug, um mich nach einigen Stunden ruhigen Schlafes zu sehnen!“

Er schnallte, immer noch zögernd, den Degen um, und ergriff seine Mütze.

„Meine gnädige Frau,“ sagte er dann, „ich gehe, da Sie es durchaus wollen — aber ich werde morgen mit dem frühesten wieder nachsehen!“

Er hatte die letzten Worte in beinahe drohendem Tone gesprochen, und schalt sich dann selbst darüber aus, während er das Zimmer verließ. Dießmal war es die alte Gertrud, die ihm die Hausthür aufschloß.

„Verfluchter Krieg der Deutschen gegen Deutsche,“ sagte er zu sich selbst, indem er über die Brücke schritt. „Es hätte wenig gefehlt, auf Ehre, um mir das gast- liche Haus dieser braven Frau, wie eine Mördergrube

erscheinen zu lassen! Und doch sprachen wir eine und dieselbe Sprache — wenn auch, allerdings, mit etwas verschiedener Mundart — und bekennen uns, allem Anscheine nach, zu einem und demselben Glauben! Man verwildert wahrhaftig ganz unter diesen Zuständen!"

Die Nacht war angebrochen — am wolkenlosen Himmel zogen die ewigen Sterne herauf, und spiegelten sich in den blauen Wogen des ruhig dahin gleitenden Flußes. Zahllose Lichter schimmerten von der Stadt her, und darüber breitete die laue Sommernacht ihren Mantel, in dessen weichen Falten alles Weh und Leid, und alle die streitenden Gefühle verbergend, deren Schauplatz der sonst so friedliche Ort in diesen letzten Tagen geworden war.

Der junge Krieger blieb stehen, und verfolgte mit nachdenklichem Auge den vielgekrümmten Lauf des Flusses, bis zu den bewaldeten Höhen des Spessart hin, und ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

„Die Welt ist so wunderbar schön," sagte er, „warum muß es gerade die Krone dieser herrlichen Schöpfung sein, die das Werk des Schöpfers überall verdirbt?! — Pah," brach er ab, und ließ, im Weiterschreiten, den Säbel rasselnd auf das Pflaster niedergleiten, „wir sind, nach Allem und Allem, die Sieger — das aber sind Gedanken, die, auf Ehre, den Ueberwundenen besser anstehen, als uns!" —

Drittes Kapitel.

Die Frau Professorin Lambert war die Wittwe eines verdienstvollen Gelehrten, der an einer vaterländischen, höheren Studienanstalt lange Jahre hindurch mit dem rühmlichsten Erfolge gewirkt, bei seinem allzu frühen Tode jedoch seine Frau und sein einziges Kind in ziemlich beschränkten Vermögensverhältnissen zurückgelassen hatte. Die Wittwe war zwar allerdings im Besitze einer Pension, die mit den Zinsen ihres kleinen Kapitals hinreichte, um einigermaßen anständig mit dem Kinde davon zu leben; aber sie hielt dennoch die strengste Sparsamkeit für eine unerläßliche Pflicht. Die Pension erlosch mit ihrem Tode, und dann hing Ritas Zukunft von deren eigener Fähigkeit ab, sich eine selbstständige Existenz zu schaffen.

In diesen Verhältnissen hatte ihr eine bejahrte Tante ihres Gatten, welche in Aschaffenburg, als Wittwe eines Staatsdieners, in ihrem eigenen Häuschen, aber ohne andere Mittel, als eine bescheidene Pension lebte, den

Vorschlag gemacht, zu ihr zu ziehen, und ihre beiderseitige Armuth miteinander zu vereinigen. Frau Lambert war mit Freuden auf diesen Plan eingegangen, hatte mehrere Jahre lang die Launen der, oft grämlichen, alten Frau mit wechselnder Geduld ertragen, und war von ihr, kurz vor ihrem Tode, zur Universalerbin eingesetzt worden.

Die Hinterlassenschaft war nun allerdings nicht groß. Das Häuschen über der Mainbrücke mit dem kleinen Garten dabei, bildete den wesentlichsten Bestandtheil derselben. Dennoch aber erachtete Frau Lambert es als eine besondere Gnade des Himmels, durch diesen bescheidenen Besitz den wechselvollen Miethverhältnissen der neuern Zeit für immer entzogen zu sein, und richtete sich darin, zum lebenslänglichen Verbleiben, mit dem wohlthuenden Gefühle unantastbarer Sicherheit ein, indem sie fortan die Erziehung ihrer heranwachsenden Tochter, zur höchsten, ja eigentlich zur einzigen Aufgabe ihres vereinsamten Lebens machte.

Sie hatte bei dieser Aufgabe ein doppeltes Ziel vor Augen. Das Eine war, das Kind zu einer guten Christin, im Sinne der Mutter, heranzubilden. Unter einer „guten Christin" aber verstand diese vor allen Dingen eine eifrige Anhängerin der orthodoxen, lutherischen Glaubensrichtung. Sie selbst hing so fest und zweifellos an dieser Richtung, daß jede abweichende

Meinung ihr als ein, beinahe untrügliches Zeichen der einstigen Verwerfung erschien. Vor Allem die katholische Kirche galt ihr geradezu für die Kirche des Antichrists, deren Priester für seine Sendboten und Diener, der Papst von Rom, als das Haupt derselben, für den obersten und liebsten Vasallen und Verbündeten des bösen Feindes.

Dieser Haß gegen die Kirche bildete eigentlich, ohne daß sie sich dessen selbst klar bewußt war, das Hauptdogma, auf welchem ihr ganzes religöses Bekenntniß ruhte; und sie bemühte sich mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre, dem warmen und liebevollen Herzen ihres Kindes, diesen Haß, als erste und unerläßliche Forderung des reinen und wahren Christenthums, von früher Jugend an, ebenfalls einzuimpfen.

Das zweite Ziel, welches die Wittwe bei der Erziehung ihrer Tochter zu erreichen strebte, war die irdische Sicherstellung ihrer zukünftigen Existenz. Rita war ein sehr begabtes Kind, von rascher Fassungskraft, einem glücklichen Gedächtnisse, einem regen und strebsamen Geiste. Auf diese Eigenschaften baute die kluge Mutter ihre Pläne, deren Verwirklichung nicht allein das materielle Wohl der Tochter in der ausgiebigsten Weise begründen, sondern auch der religiösen Parthei, zu der die Mutter gehörte, dereinst, soweit ihr Wirkungskreis reichen würde, von nicht unwesentlichem Nutzen werden sollte.

Rita sollte sich dem Erziehungsfache widmen, nach vollendeten Studien einige Jahre, behufs der letzten, praktischen Ausbildung, als Unterlehrerin in irgend einem, noch aufzusuchenden Institute funktioniren, dann aber, bei erlangter Reife des Alters und Charakters, eine selbstständige Erziehungsanstalt errichten. Es war der schönste Traum der Wittwe, mit diesem Pensionate vielleicht dereinst der vortrefflichen, weit und breit rühmlich anerkannten Klosterschule der „Englischen Fräulein", in Aschaffenburg selbst, eine siegreiche Concurrenz machen zu können. Von dieser Idee beherrscht, verschmähte sie sogar, um des guten Zweckes willen, nicht, das Beispiel des deutschen Hermann im Kleinen nachzuahmen, und ihr Kind bei dem Feinde die Kunst erlernen zu lassen, mit welcher sie eben diesen Feind später besiegen sollte. — Sie schickte die talentvolle und fleißige Schülerin als Externe zu den Englischen Fräulein. Allerdings entschloß sie sich nur ungern zu diesem Schritte, und nur, gleichsam durch die Noth gedrängt, da sich kein protestantisches Institut in der Stadt befand, welches so tüchtige Lehrkräfte aufzuweisen hatte, und ihre pekuniären Mittel ihr nicht gestatteten, die Tochter einer auswärtigen Pension zu übergeben.

Zu ihrem großen Verdruße mußte sie sich indessen, schon bald, überzeugen, daß sie damit einen Mißgriff begangen hatte. Das warme und sonnige Kinderherz,

bisher eingeengt und gleichsam gefesselt in der poesielosen Nüchternheit des protestantischen Geistes, der im Hause ihrer Mutter jede Lebensäußerung beherrschte, fing sehr bald schon an, unter dem warmen und frischen Hauche der katholischen Liebe, der sie im Kloster umwehte, die jungen Schwingen freudig zu entfalten. Mit beinahe leidenschaftlicher Verehrung schloß die Kleine sich an die gütigen Lehrerinen. Hier zuerst lernte sie das Glück jener schwärmerischen Jugendfreundschaften kennen, welche bei aller Harmlosigkeit, dennoch so oft in der Seele des Kindes die erste Vorbereitung bilden, für die dereinstige Liebe des Weibes. Sie war hier glücklicher, als sie in ihrem kurzen Leben bis dahin jemals gewesen — die Luft der Heimath hatte ihre reine Kinderstirne zum ersten Male berührt! —

Dabei jedoch empfand sie es, je länger, je mehr, als einen Schmerz, nicht an dem Religionsunterrichte ihrer Mitschülerinen theilnehmen zu dürfen — ausgeschlossen zu sein, von den einfachen Andachtsübungen, womit die guten Klosterfrauen ihr eigenes und das Leben ihrer Zöglinge dem heiligen Gnadenleben der Kirche anzuschmiegen pflegten. Für die arme Rita gab es kein Rosenkranzgebet, keinen feierlichen Segen in der Kapelle, keine Andacht zu ihrem heiligen Engel, keine geweihten Medaillen, kein Heiligenbildchen, kein Reliquienkreuz. Sogar das heilige Kreuzzeichen beim gemeinschaftlichen

Gebete vor Beginn der Unterrichtsstunden war ihr untersagt, und der Weihbronnen an der Thüre des Schulsaales enthielt für sie keine Kraft des Segens, sondern nur gemeines Wasser. Sie sollte nicht, wie sie die geliebten Lehrerinen, wie sie ihre jungen Freundinen thun sah, niederknieen beim Gebete. Sie war von jeher gelehrt worden, daß der unsichtbare und allgegenwärtige Gott, der angebetet sein wolle, im Geiste und in der Wahrheit, kein Wohlgefallen habe an solchen äußerlichen Zeichen der Verehrung.

Das Alles schmerzte die arme Rita, und sie trug sich lang im Stillen mit ihrer stets wachsenden Sehnsucht, den Bann gelöst zu sehen, der sie in all dem von den Uebrigen trennte. Mehr wie alles Andere aber schmerzte es sie, sich von dem auserwählten Kreise der „Kinder Maria's", ausgeschlossen zu sehen. Die Aufnahme unter die Kinder Maria's wurde nur den musterhaftesten unter den Zöglingen gewährt. Rita aber durfte sich ohne Ueberhebung sagen, daß sie in jeder Beziehung zu denen gehöre — ihre Zeugnisse, die Lehrerinen selbst sprachen es bei jeder Gelegenheit aus. Dennoch durfte sie kein Kind Mariens sein! — Es war das ein bitteres Leid für ihr junges und liebevolles Herz, und sie vermochte es zuletzt nicht mehr über sich, die bangen Fragen, die ihren jungen Geist zermarterten, stillschweigend in sich zu verschließen.

„Liebe Mutter“, sagte sie eines Abends beim Schlafengehen — was von jeher der vorzüglichste Moment vertraulicher Mittheilungen war, zwischen Mutter und Kind — „warum darf ich zu Hause das Gebet zu meinem heiligen Schutzengel nicht sprechen, wie die Klosterkinder jeden Abend thun —“.

„Nur Gott ist heilig“, fiel die Professorin mit strengem Tone ein, „die Engel sind Seine Diener, wie die Winde und Feuerflammen!“

„Aber, Mütterchen, mein Schutzengel?!“

„Geh’ mir mit solchen Albernheiten! Glaubst Du, der allmächtige Gott bedürfe der Dienste eines Engels, um Diejenigen vor Schaden zu bewahren, die er zur Seligkeit voraus bestimmt hat?“

„Freilich nicht,“ sagte die Kleine mit einem tiefen Seufzer. „Es wäre aber doch“, fing sie nach einer kleinen, nachdenklichen Pause von Neuem an, „so sehr hübsch gewesen!“

„Was wäre hübsch gewesen?“ fragte die Mutter noch strenger als vorhin.

„Zu glauben, was der Pater Franziskus den Klosterkindern gesagt hat, Mütterchen, daß die Engel von Gott bestellt sind zum Dienste der Menschenkinder, und daß die lieben Heiligen —“

„Was plauderst Du mir da am Ende gar von „lieben Heiligen?!“ rief die Mutter erzürnt.

„Nun ja," fuhr die Kleine muthig fort, „daß die lieben Heiligen uns're Brüder und Schwestern sind, die bei Gott immerwährend für uns bitten, und daß die Königin aller Heiligen, die liebe Mutter Gottes —"

Eine schallende Ohrfeige schloß dem armen Kinde den Mund.

„Das ist meine Antwort auf dieses papistische Geschwätz," rief die zornige Frau. „Haben sie Dich, trotz ihres feierlichen Versprechens, Dich fern zu halten von ihrem sogenannten Religionsunterricht, dennoch schon eingeweiht in alle Greuel ihres Götzendienstes? Und weißt Du schon nicht mehr, daß unsere großen Reformatoren diesen ganzen Wust von Menschensatzungen und finsteren Aberglauben abgeschafft haben?"

„Das hätten sie nicht thun sollen," rief die kleine Bekennerin laut weinend, aber keineswegs entmuthigt. „Das, was sie abgeschafft haben, war gerade so sehr hübsch!"

„Nein, das übersteigt alle Begriffe! Wagst Du, den theuern Gottesmann, unsern großen Luther zu tadeln?"

„Ich weiß nicht," gab die, immer mehr erregte Rita trotzig zur Antwort, „was er uns gegeben hat, für die lieben Engel und Heiligen, die er Alle abgeschafft hat, und für die liebe Mutter Gottes, die unsere Mutter nun nicht mehr sein darf!" —

Die Professorin war aufgesprungen, und schritt händeringend auf und nieder.

„Daß ich solche Worte von meinem eigenen, einzigen Kinde hören muß!“ rief sie ganz außer sich. Hast Du denn schon ganz vergessen, unglückseliges, verführtes Geschöpf, daß wir dem theuren Gottesmann das reine, unverfälschte lautere Wort Gottes in der heiligen Schrift zu verdanken haben? Wo aber steht in der Bibel ein einziges Wort von Deinen Heiligen? Wo hat der Herr befohlen, daß wir Seine Mutter anbeten sollen?“

Darauf wußte Rita nun allerdings nichts zu erwidern. Sie barg ihr glühendes Gesichtchen in die Kissen ihres Lagers und weinte sich nach Kinderart in den Schlaf. Und dann träumte sie von ihrem heiligen Schutzengel, der mit dem silbernen Strahl des Vollmonds durch's Fenster hereinschwebte und ihr die Medaille der Marienkinder an einem himmelblauen Bande um den Hals hängte.

„Sie ist eigens für Dich geweiht“, sagte er freundlich. „Die liebe Mutter Gottes hat Dein Verlangen gesehen und Dich unter ihre Kinder aufgenommen!“

Damit verschwand der Engel, oder vielmehr seine Gestalt löste sich auf in einem Lichte, das heller war als Mondlicht und doch nicht blendend wie der heiße Sonnenstrahl — ein mildes, sanftes, friedliches Licht, wie sie es nie vorher erblickt hatte. Und als sie, im Traume verwundert, ausrief: „was ist das? das ist so sehr hübsch! „Da antwortete die Stimme des Engels,

den sie gleichwohl nicht mehr sah, dicht neben ihr: „Es ist das Licht, welches den treuen Kindern Maria's leuchtet!“ So schlief sie, von dem Engel behütet, vom himmlischen Lichte träumend umstrahlt, in seligen Kindesfrieden bis zum Morgen.

Beim Erwachen war ihre erste Bewegung nach der geliebten Medaille zu greifen — aber der Traum war verflogen, Alles war leer und vor ihren Ohren tönte noch die scharfe Stimme der Mutter, als sie sagte: „sie haben Alles abgeschafft!“ — Sie seufzte bitter enttäuscht dem schönem Traume in schmerzlicher Sehnsucht nach. —

Die Mutter hatte weniger sanft geschlafen — und bei Weitem nicht so süß geträumt. Sie hatte sich vielmehr die Nacht hindurch mit den bittersten Vorwürfen gequält darüber, daß sie ihr einziges, theures Kind, wenn auch in der besten und liebevollsten Absicht, einer so emminenten Gefahr ausgesetzt; und als sie sich am Morgen von dem ruhelosen Lager erhob, war sie mit dem Entschlusse bereits im Reinen, den begangenen Fehler, so weit dieß in ihren Kräften stand, wieder gut zu machen — sollte sie selbst ihre liebsten Zukunftspläne darüber aufgeben müssen.

Vor allen Dingen schrieb sie an die Oberin des Klosters einen Brief voll scharfer Rüge und bitterer Vorwürfe, der mit der bündigen Erklärung schloß, daß sie

ihre Tochter mit dem heutigen Tage aus der Klosterschule zurückziehe. Dann begab sie sich bangen und zagenden Herzens zu dem Geistlichen ihrer Gemeinde, einem strengen Pietisten, welcher von jeher sehr unzufrieden gewesen war mit dem Entschluße, Rita der Klosterschule anzuvertrauen.

„Denn", hatte er eben so neu, als geistreich bemerkt, „wer sich in Gefahr begibt, der soll darin umkommen, — und die Gefahr des Abfalls vom reinen, evangelischen Glauben liegt hier nahe genug." —

Sie aber hatte ihm damals nicht glauben wollen, indem sie sich, allerdings ein wenig vermessen, auf die gute und durchaus rechtgläubige Erziehung berief, die ihr Kind von jeher zu Hause empfangen, und in welcher die Mutter einen hinreichenden Schutz gegen alle papistischen Anfechtungen zu sehen meinte. Es wäre damals sogar beinahe zu einem Zerwürfniß gekommen, zwischen dem eifrigen Hirten und seinem starrköpfigen Schäflein; und deßhalb war es der Wittwe durchaus nicht wohl zu Muthe, als sie jetzt, nach gemachter Erfahrung ihres Unrechts, die Schwelle des frommen Mannes überschritt.

Und es ward ihr, der Reuigen, die scharfe Rüge nicht geschenkt, und ein volles Maaß von Demüthigung fiel auf ihr, von Scham und Sorge gebeugtes Haupt! Ihr Herz wallte hoch auf, unter den höhnisch harten

Worten, und sie war mehr als einmal auf dem Punkte, den rücksichtslosen Eiferer unverrichteter Sachen zu verlassen — was aber dann? —

Sie fühlte es tief, daß die Rüge weit schärfer war, als ihr Vergehen verdiente; denn sie hatte nach Allem und Allem doch nur ihre Mutterpflicht zu erfüllen geglaubt, und die Reue über ihren Mißgriff, mit der sie hierher gekommen war, verwandelte sich in unwilligen Trotz, unter der harten Zurechtweisung, die keine Spur von der Salbung der christlichen Liebe an sich hatte, welche doch allein im Stande ist, dem tadelnden Worte den Eingang in das eigenwillige Menschenherz zu eröffnen!

Indessen — sie brauchte den Mann, und so beugte sie sich vor ihm aus blosser, menschlicher Rücksicht und nahm seine Strafpredigt mit einem wohl berechneten Anschein von zerknirschter Demuth auf. Das entwaffnete seinen Zorn, indem seine Eigenliebe einen wohlfeilen Triumph darin erblickte und er ließ sich endlich nach vielen Bitten zu dem Versprechen herab, den Confirmationsunterricht Rita's — obgleich derselben noch einige Monate fehlen bis zu dem, gesetzmäßig dazu bestimmten Alter — einstweilen privatim zu beginnen, um so den in ihr junges Herz gestreuten Samen des Unheils ohne Zeitverlust mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Als dieser Hauptpunkt zum erwünschten Abschlusse

gekommen war, wurde die Frau Pfarrerin herbeigerufen, um ihrerseits ebenfalls ihr Wort zu der Versöhnung zu geben und hauptsächlich, um zu erklären, ob sie die Aufgabe übernehmen wolle, welche ihr Gemahl bei dem beabsichtigten Bekehrungswerke, in Uebereinstimmung mit der Professorin, ihr zugedacht hatte. — Sie sollte nämlich den Unterricht des kleinen Mädchens in allen den Fächern, in welchen eine Gouvernante nothwendig bewandert sein muß, natürlich gegen ein viel bedeutenderes Honorar, als die Wittwe bisher der klösterlichen Anstalt entrichtet — in täglich zu ertheilenden Privatstunden übernehmen.

Die Frau Pfarrerin war allerdings eine sehr geeignete Persönlichkeit zu dieser Aufgabe. Sie hatte in ihrer Jugend stark in Erziehung „gemacht", indem sie mehre Jahre lang die Gouvernantenstelle im Hause eines reichen Bankiers in der Residenz bekleidete. Es war ihr allerdings nicht gelungen, die katholischen Töchter dieses Hauses zum Protestantismus zu bekehren — aber es war dennoch hauptsächlich ihrem Einflusse zuzuschreiben, daß die armen Kinder nach und nach aufgehört hatten, katholisch zu sein. Als nach vollendeter Studienzeit die Gouvernante aus dem Dienste, und mit dem neu angestellten „Diener am Worte" in den Stand der heiligen Ehe trat, hatten deßhalb auch Weltsinn und Eitelkeit mit ihren bisherigen Zöglingen um desto leichteres

Spiel, je mehr der bekannte Reichthum ihres Vaters sie den Lockungen aussetzte, mit denen die Welt schöne Erbinnen zu umstricken pflegt.

Die würdige Frau ergriff den Vorschlag ihres Eheherrn und seiner geängsteten „Freundin" mit einer Freude, welche sie sehr geschickt unter der Maske herablassender Gefälligkeit zu verbergen wußte. Sie hatte während ihrer Gouvernantenzeit in dem reichen Hause ihres Brodherrn manche kostspieligen Gewohnheiten angenommen, die sie „Bedürfnisse" zu nennen liebte, die aber das bescheidene Einkommen des, wie sie selbst, von Hause mittellosen Gatten, entweder gar nicht, oder doch nur in sehr unzureichendem Maße zu befriedigen erlaubte. Sie hatte schon öfter sich mit dem Plane getragen, ihre Uebung im Lehren, ihre nicht unbedeutenden Kenntnisse in den neuen Sprachen nutzbringend für ihre Haushaltungskasse zu verwerthen — war aber stets durch das hochgesteigerte Standesbewußtsein des Predigers an der Ausführung gehindert worden.

Nun aber trug er selbst ihr die Erfüllung ihres Wunsches entgegen, verlangte von ihr — als eine Gefälligkeit, mit welcher sie sich, wie er sagte, einen Gotteslohn erwerben könne — was sie längst, um irdischen klingenden Lohnes willen, gern gethan hätte! Freilich überwog bei dem frommen Manne die Aussicht, eine Seele zu erretten aus der drohenden Gefahr papistischen

Einflusses, alle Rücksichten, die er sich und seiner geistlichen Würde schuldig zu sein glauben mochte, und dabei — und das war eigentlich der Hauptgrund — galt es, der Frau Professorin den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß man auch auf anderem und besserem Wege eine Gouvernante ausbilden könne, als im Pensionat der Englischen Fräulein. So wurde denn die Sache zur Zufriedenheit aller der dabei Betheiligten geordnet.

Nur die eigentliche Hauptperson, die kleine Rita, war keineswegs zufrieden, und es dauerte geraume Zeit, bis sie sich nach und nach in ihr Schicksal fügen lernte. Sie vermißte schmerzlich ihre jungen Freundinen aus der Klosterschule, mit denen zu verkehren, ihr auf's Strengste untersagt worden, und sehnte sich, in den sprachlichen und sonstigen Lektionen, welche die Frau des Predigers ihr mit großen Eifer ertheilte, von ganzem Herzen nach den gütigen Nonnen, die es, unbeschadet der Gründlichkeit ihres Unterrichtes, so gut verstanden, ihren Schülerinen über Grammatiknöthen und Geographiesorgen hinweg zu helfen. Dabei fehlte ihr der Sporn, der in dem edlen Wettstreit gemeinsamen Lernens liegt.

Noch schlimmer aber war es mit dem Religionsunterrichte des Pfarrers. Die strenge und düstere Auffassung des Glaubens, wie derselbe ihr in diesem Unterrichte gelehrt wurde, fand keinen Eingang in ihr

warmes und sonniges Kinderherz, und sie sehnte sich, unter all' den unverstandenen Bibelsprüchen und noch weniger verstandenen Gesangbuchversen, die sie täglich auswendig zu lernen bekam, oft unaussprechlich nach den „lieben Engeln und Heiligen", von denen der gute Pater Franziskus den Klosterkindern erzählt hatte.

Mit der Zeit verwischten sich allerdings die Eindrücke, die sie in der Klosterschule empfangen, aus dem beweglichen Kindergemüthe — aber die Lehren des Pfarrers wurden ihr darum nicht lieber. Im Gegentheile gewöhnte sie sich nach und nach daran, den ganzen Religionsunterricht nur als eine unvermeidliche Qual zu betrachten, und sehnte zuletzt den Tag ihrer feierlichen Einsegnung hauptsächlich aus dem Grunde als einen Freudentag herbei, weil diese Qual damit ihr Ende erreichte.

Als dieser Tag endlich vorüber war, wurden die Lektionen bei der Frau Pfarrerin um desto eifriger betrieben, je mehr Zeit die begabte Schülerin von nun an auf die profanen Wissenschaften zu verwenden hatte. Rita lernte rasch und leicht, aber ohne besondere Freude am Erlernten. Es lebte in ihrer Seele ein unverstandener Drang, der keine Befriedigung in den trockenen Schulbüchern fand. Wo aber sollte dieselbe ihm werden?

Nicht in der Religion — vor Allem nicht! Der entvölkerte Himmel war für ihren kindlichen Verstand zu einem beinahe unfaßbaren Begriffe geworden, und

man hatte sie zu sehr gelehrt, den Gott, der einsam darin thronte, zu fürchten, als daß für die Liebe zu Ihm in ihrem armen Herzen noch Raum geblieben wäre. In ihrer Umgebung aber, im Hause ihrer Mutter, war das innere Leben, das Leben des Gemüthes, unter der kalten und strengen Form des äußern Verkehrs so tief verborgen, daß auch das Herz des Kindes sich mehr und mehr in sich selbst zurückzog. So schloß sie sich, mit dem ganzen, nach unentdeckten Reichthum von Poesie und Liebe, der in ihrer Seele ruhte, an die Natur. Das war ihre einzige Freundin! Sie sprach zu ihr in den Blumen, aus den Bäumen ihres kleinen Gartens, im Gesange der Vögel, im Waldesrauschen, im Gemurmel der Wellen. Das junge Mädchen fing mit Leidenschaft an Astronomie zu studiren, obgleich die Prediger-Frau, deren Wissen und Können nur an der Erde fest klebte, ihr bei diesem Studium von keinem Nutzen sein konnte. Die Sterne wurden ihr lieb und vertraut, sie verfolgte mit sehnendem Auge ihre leuchtenden Bahnen, und eine Ahnung der Unermeßlichkeit ging in ihrer Seele auf, wenn sie die halben Nächte durchwachte, um an der weiten Himmelsfläche, die sich über dem lieblichen Mainthale wölbt, die einzelnen Sternbilder aufzusuchen. So lebte sie in dem stillen Hause am Main, von den strengen Augen der ernsten Mutter sorgsam behütet, ihr einsames und schuldloses Jugendleben, von den Freuden

der Welt, wie von ihren Sorgen und Schmerzen in gleichem Maße unberührt.

Eine sehr angenehme Abwechslung kam in dieses Leben, als der Graf Platner mit seiner Gemahlin für unbestimmte Zeit seinen Wohnsitz in Aschaffenburg aufschlug. Die Gräfin war eine von den vormaligen Zöglingen der Frau Pfarrerin. Sie hatte sich, nachdem mit dem Austritt der Gouvernante aus dem Hause ihres Vaters, ihre eigene und die Erziehung ihrer einzigen Schwester als vollendet betrachtet worden war, viele Jahre hindurch in den Kreisen der haute finance als vielgefeierte Schönheit, und noch mehr als viel umworbene Erbin bewegt, hatte leichtsinnig mehre Liebeshändel angeknüpft, um sie dann herzlos wieder zu zerreissen, und war zuletzt, mit verbrauchtem Herzen und verblühten Reizen, an der neunzackigen Krone hängen geblieben, die so ziemlich das Einzige war, was der Graf Platner, nachdem er sein Vermögen im Spiele und seine beste Manneskraft im Strudel der Leidenschaften verloren, bei seiner Bewerbung um die Hand der schönen Amanda, noch gegen die Millionen des Bankiers in die Wagschale zu legen hatte. Mit dieser Grafenkrone ging allerdings ein neuer Glanz über dem bürgerlichen Haupte der „nicht Geborenen" auf und sie sonnte sich in demselben mit allem Behagen ihrer eitlen und hoffärtigen Natur. —

Nach mehren Jahren einer Ehe, die eben eine Ehe im Sinne der großen Welt in jeder Beziehung war, begannen die Folgen seiner vielbewegten Vergangenheit sich an der Gesundheit des Grafen so ernstlich fühlbar zu machen, daß die Aerzte das nervenerschlaffende Klima der Hauptstadt für unvereinbar mit jeder Hoffnung auf Genesung erklärten. Dieser Ausspruch war ein wahrer Donnerschlag für seine zärtliche Gemahlin. Wo, außer der Residenz, war es für sie eine Möglichkeit, zu existiren?

Es wurden kleine Reisen unternommen, Badekuren gebraucht, die alle, mehr oder weniger, eine vorübergehende Besserung zur Folge hatten. Da aber der Zustand des Leidenden sich nach jeder Rückkehr nach Hause von Neuem verschlimmerte, so drang er endlich selbst mit krankhaftem Ungestüm auf eine zeitweitige Uebersiedlung nach irgend einem ruhigen Orte, der gleichwohl nicht allzu ferne von den großen Verkehrswegen liegen sollte. Nach langem Ueberlegen fiel endlich die Wahl auf Aschaffenburg, das mit seiner reizenden Lage, seiner stärkenden Luft und gesellschaftlichen Ruhe zugleich den Vortheil verband, ein Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes zu sein, welches seine viel verzweigten Fäden von hier aus nach allen Gauen des deutschen Vaterlandes und — nach der neueren Geographie — noch weit darüber hinaus, erstreckt.

Die frühere Gouvernante und jetzige Frau Pfarrerin bekam also den Auftrag, in aller Eile eine standesmäßige Wohnung aufzutreiben, und entledigte sich desselben mit Eifer und Erfolg. Sie wählte für das gräfliche Paar nicht einen von den neuen Backsteinpalästen, die in den letzten Jahren hier wie anderwärts gleich Pilzen empor schiessen, — hier aber in ihrer modernen Styllosigkeit wesentlich dazu beitragen, den sonst um die alterthümliche Stadt wehenden Zauber mittelalterlicher Romantik mit jedem Tage mehr zu verdrängen — sondern einen der frühern Edelhöfe, welche, noch aus den kurmainzischen Zeiten stammend, damals den Repräsentanten des stolzen, rheinischen Adels als Sommer-Residenzen dienten; jetzt aber, zum größten Theile längst in kleinbürgerliche Hände übergegangen, sehr comfortable Miethwohnungen geworden sind.

Der Graf fand es hier „erträglicher, als er erwartet hatte,“ und auch seine Gemahlin äußerte sich sehr befriedigt in dem „kleinstädtischen Neste“ doch noch so gut untergebracht zu sein. Sie brachte die ersten Tage ihres Aufenthaltes damit zu, die alterthümlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt selbst zu besichtigen, und als sie damit bald zu Ende war, fing sie an, die ihr fremde Gegend nach allen Bahnrichtungen hin zu durchstreifen. Sie fand dann auch allenthalben irgend etwas Zusagendes.

In Frankfurt übten besonders die reichen Putz- und Modewaaren-Magazine eine unwiderstehliche Anziehungskraft, — nach Darmstadt lockte sie das treffliche Theater, nach Wiesbaden der grüne Tisch, nach Mainz — nicht etwa der Dom mit seinen Grabmälern — sondern hauptsächlich das lustige, lebhafte Treiben auf den Straßen, auf den Quais, auf der Brücke. Es gab da überall etwas zu sehen, worüber man lachen konnte — und überall war es weniger langweilig, als zu Hause. Sie kam fast nicht von der Eisenbahn weg — und während dessen vertrieb ihr Gemahl sich zu Hause die Zeit, so gut es gehen wollte.

„Es ist ein ungeheueres Opfer, was ich ihm bringe, indem ich hier mit ihm wohne," gab sie ihrer früheren Gouvernante zur Antwort, als dieselbe einmal eine leise Anspielung wagte, auf die Pflichten, die sie mit ihrer Vermählung übernommen. „Er kann nicht verlangen, daß ich mich zum Ueberfluß selbst kranke mache, indem ich mich Tag für Tag in sein Krankenzimmer einsperre! Dafür ist der Kammerdiener da, den ich am Ende ja doch von meinem Gelde bezahle!"

Dieß Argument leuchtete der gewissenhaften Frau Pfarrerin ein — sie sagte nichts mehr. Als aber die Gräfin, bei einem ihrer flüchtigen Besuche, die junge Rita im Pfarrhause vorfand, war sie entzückt von dieser „naturfrischen Unschuld" und zog das Mädchen mit

schmeichelnder Liebenswürdigkeit an sich heran. Die Kleine aber fühlte sich durch dieses Entgegenkommen der vornehmen Dame nicht nur in ihren eigenen Augen unendlich gehoben, sondern der alte, lang unterdrückte Drang ihres Herzens, sich an irgend Jemanden liebend anzuschliessen, erwachte dadurch in seiner ganzen früheren Stärke. Sie schwärmte bald ebenso für die Gräfin, wie sie vor Kurzem für die Sternbilder des nächtlichen Himmels geschwärmt hatte.

Ihre Mutter hatte dagegen nur Eins einzuwenden — daß die Gräfin katholisch war! Im Uebrigen war ihr der vornehme Umgang ganz recht, als eine gute Schule für Rita's künftiges Auftreten in der Welt und dann auch — mit kluger Berechnung — in der Hoffnung auf künftige Protektion. Ueber den Religionspunkt wußte sie indessen die Pfarrerin vollständig zu beruhigen.

„Sie ist zwar allerdings katholisch," sagte sie mit triumphirendem Lächeln, aber, meine liebe Frau Professor— ich habe sie erzogen! — Was so viel heißen will, als: sie treibt das Katholischsein nicht gar zu stark! Es ist da wirklich nichts für das Kind zu besorgen."

So wurde Rita denn nach und nach die beständige Gesellschafterin der Gräfin, ihre Begleiterin auf allen ihren Ausflügen. — Für das junge, in tiefer Eingezogenheit herangeblühte Mädchen, die kaum jemals über

das Weichbild ihrer heimischen Stadt hinaus gekommen war, hatten diese Ausflüge den völligen, naiven Reiz der Neuheit. Ihre Beschützerin wurde indessen bald derselben müde. Sie trug sich im Frühjahre mit dem Plan zu einer größern Reise nach dem Süden.

Rita sollte sie selbstverständlich begleiten. Die egoistische Frau dachte keinen Augenblick an die pekuniären Opfer, welche die Ausrüstung zu einer solchen Reise in ihrer Gesellschaft, der Mutter ihres Schützlings auferlegen mußte — sie glaubte sich dieselbe im Gegentheile hoch verpflichtet für die Ehre, die sie ihrer Tochter und in dieser ihr selbst anzuthun im Begriffe stand.

Während aber das junge Mädchen mit der ganzen Freude eines unerfahrenen Kindes, sich von der fernen, fremden Welt, die sie zum ersten Male betreten sollte, die verlockensten Bilder entwarf und ihre Mutter noch ängstlich hin und her schwankte zwischen der Freude an der Freude ihres Lieblings und der Sorge über die unvermeidliche Ueberschreitung ihres Budgets, machte der hereinbrechende Krieg all' diesen Plänen und Zweifeln ein plötzliches Ende. Es konnte nun vom Reisen vorläufig keine Rede sein.

Statt dessen nahm die Pflege der Verwundeten bald die Thätigkeit der Frauen in Anspruch. Hier entfaltete die Gräfin in überraschenster Weise die besseren Seiten ihres Charakters. Sie, die es vor Kurzem noch

für eine Unmöglichkeit erklärt hatte, sich an das Ruhebett ihres leidenden Gemahls zu fesseln, brachte jetzt den größten Theil ihrer Zeit in den Lazarethen zu, wo sie mit ungemein praktischem Ueberblick und unermüdlicher Thätigkeit die schwierigsten Hülfeleistungen übernahm. Rita aber war ihr auch hier beständig treu zur Seite — bis zu dem Augenblicke, der sie Beide von dem Schauplatze ihres menschenfreundlichen Wirkens vertrieb.

Viertes Kapitel.

Der gute Pater Franziskus vergaß keineswegs das Versprechen, welches er dem Verwundeten gegeben. So ermüdet, und so bedürftig der längern Ruhe er sich — nach den vielfachen Anforderungen an seine menschenfreundliche, geistliche und leibliche Thätigkeit, die der verflossene Tag gebracht — auch fühlen mochte, so betrat er dennoch, nach dem Schlusse der Hora, seine Zelle nicht wieder, sondern begab sich, nachdem er die Erlaubniß seines Guardians eingeholt, sogleich auf den Weg nach dem Hause der Wittwe.

Auf sein bescheidenes Klopfen öffnete die junge Rita ihm die Hausthüre. Sie hatte es mit vielen Bitten bei der Mutter durchgesetzt, die ermüdete Gertrud zur Ruhe schicken und die Krankenwache selbst mit der Mutter theilen zu dürfen, indem sie sich, nicht ohne Stolz, auf ihre, im Lazareth erworbene Uebung berief. Mit einem „Ach" — freudigen Erschreckens fuhr das Mädchen zurück, als ihr, beim flackernden Licht ihrer Kerze, die ernste

Gestalt des Mönches aus dem nächtlichen Dunkel entgegentrat. Sein in diesem Augenblick so unverhoffter Anblick versetzte sie, mit einem plötzlichen Erinnern, in die glücklichste Zeit ihres kurzen Lebens zurück, und sie begrüßte ihn mit einer Innigkeit, die er hier zu begegnen, sicher nicht erwartet hatte.

„In der Nacht, mein Vater," sagte sie, ihn nach dem Zimmer geleitend, „den weiten Weg —"

„Ich versprach es dem Verwundeten," unterbrach er sie, und trat hinein.

Die Professorin saß neben Waldecks Lager, und beobachtete seinen unruhigen, fieberhaften Schlummer mit einer Besorgniß, die jetzt einen willkommenen Ableiter in ihrem Unwillen über das unzeitgemäße Erscheinen des Kapuziners fand.

„Mein Gott, was wollen Sie schon wieder?" redete sie ihn in hastigem Flüstertone an, ohne sich von ihrem Stuhle zu erheben, „es gibt hier auf der Welt nichts für Sie zu thun!"

„Es könnte hier, unter Umständen, sehr viel für mich zu thun geben," gab er gelassen zur Antwort, „und es ist meine Pflicht, mich zu überzeugen, ob diese Umstände eingetreten sind."

Er trat mit diesen Worten näher zu dem Lager — da sie aber ihren Platz neben demselben standhaft behauptete, so war es nicht zu vermeiden, daß, als er sich

über den Schlummernden beugte, seine rauhe Kutte an ihrem leichten Sommerkleide anstreifte. Da stand sie, geärgert, rasch auf, und setzte sich an den Tisch, wo Witschels Morgen- und Abendopfer — bei dem Abendopfer des verflossenen Tages geöffnet — lagen. —

„Wenn er denkt, ich lasse ihn allein bei dem armen Jungen, so irrt er gewaltig," sagte sie leise zu ihrer Tochter. „In meinem Hause wenigstens dulde ich den Götzendienst nicht, und quälen soll er ihn auch nicht!"

„Aber, Mütterchen," erwiderte Rita ebenso, „ich glaube vielmehr, der Besuch des Paters ist dem Kranken ein Trost. Im Lazareth —"

„Geh mir mit Deiner Weisheit aus dem Lazareth," fiel die Mutter ärgerlich dem jungen Mädchen in's Wort. „Ich sage Dir, wenn er stirbt, so hat er Niemanden nöthig, der sich zwischen seine Seele und ihren theuern Heiland stellt — bleibt er aber am Leben, so bedarf er der Zerstreuung und Aufheiterung, und so ein trübsinniger Mönch ist dann auf keinen Fall die geeignete Gesellschaft für ihn."

„Aber der Pater Franziskus ist gar nicht trübsinnig, Mütterchen —"

„Gib mir zu trinken," sagte der Kranke. Er sprach, wie im Traume, leise, fast lallend. Als ihm jedoch der Pater das Glas mit dem kühlenden Tranke reichte, stieß er es weg.

„Das ist Blut," schrie er wild auf, „wir sind doch wahrlich keine Kannibalen, die das Blut erschlagener Feinde beim Festmahl kredenzen! — Voran," fing er nach einer Pause von Neuem an, „Ihr tapfern Germanen, voran! Vertheidigt den theuren Herd Euerer Väter! — Ist das der Sieg?" fragte er dann, wie entsetzt, „unter Leichen begraben?! — Weh — es sind die Leichen meiner Brüder!" —

„Da siehst Du es ja," sagte die Professorin, in zornigem Schrecken aufspringend, „wie seine bloße Gegenwart ihn aufregt!"

Sie wartete vergeblich auf eine Antwort. — Rita war, bei den ersten delirirenden Worten des Kranken, still hinausgegangen. Dieser warf sich unruhig hin und her.

„Ruhe, mein Sohn," gebot der Mönch, ohne die Stimme zu erheben. Da faßte der Jüngling die dunkle, ernste Gestalt ins Auge; sein verwirrter Blick klärte sich auf.

„Mein Vater," sagte er leise, und sank müde zurück.

Rita kam in diesem Augenblick wieder herein. Sie hatte einen kühlenden Aufschlag bereitet, und zeigte jetzt, daß sie ihre Studien bei den Barmherzigen Schwestern nicht vergebens gemacht hatte — flink und leise legte sie das Tuch auf die brennende Stirne des Verwundeten. Er zuckte zusammen bei der Berührung, und schlug die Augen groß auf.

„Das ist gut," flüsterte er, „ich danke Ihnen!"

Die Professorin war von diesem schnellen Erfolge so überrascht, daß sie sogar ihren Unwillen gegen den zudringlichen Pater für den Augenblick vergaß.

„Es scheint, das Kind hat eine glückliche Hand," sagte sie ganz huldreich zu ihm. Er aber hörte nicht auf sie — er stand neben dem Lager mit gefaltenen Händen, und betete still, während das junge Mädchen mit geräuschloser Emsigkeit des Dienstes wartete, den sie freudig übernommen. Der Kranke wurde zusehens ruhiger, und schlief endlich fest ein. Der Mönch bewegte segnend die Rechte über ihm und wandte sich dann zu den Frauen.

„Er wird, mit Gottes gnädigem Beistand, genesen," sagte er liebreich. „Es ist ein großes Glück für ihn, so sorgsame Pflege gefunden zu haben. Fahren Sie so fort, meine Tochter!"

Mit diesen Worten neigte er grüßend das Haupt, und ging hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten. Das junge Mädchen, bei diesem Lobe freudig erröthend, ergriff die Kerze, und folgte ihm eilig, um die Hausthüre zu öffnen, vielleicht auch in der Hoffnung, draußen eine kleine Erinnerung an ihre Schulzeit im Kloster, bei dem, dort so hochverehrten Lehrer anbringen zu können. Er entfernte sich aber schnell, ohne sie noch einmal anzusehen — sie blieb sogar völlig ungewiß darüber,

ob er das kleine Mädchen von damals, wieder in ihr erkannt habe.

Der Rest der Nacht ging ruhig vorüber, und als der Dr. Scharf am Morgen frühzeitig kam, erklärte er sich über Erwarten zufrieden, mit dem Befinden seines Patienten.

„Lassen Sie nur immer das Kind machen," sagte er zu der Professorin. „Die kleine Hexe besitzt in emminentem Grade alle die Eigenschaften, die einen vorzüglichen Wundarzt aus ihr machen würden, wenn es das Unglück nicht so gefügt hätte, daß sie nur ein Mädchen ist — keine Nerven, keinen Ekel, eine leichte Hand, ein sicheres Auge, und ein liebevolles Herz! Es war, im Lazareth, eine wahre Freude, sie, gleich einem hülfreichen Engel, überall beispringen zu sehen, wo gerade Hülfe noththat. Sie war mir oft, beim Verbinden, lieber, als mein wirklicher Gehülfe!"

„Es ist ein gutes Kind," gab die Wittwe geschmeichelt zur Antwort.

Damit war die junge Rita in Amt und Würden eingesetzt, und besorgte von nun an die Wartung und Pflege des Verwundeten, nur von Getrud dabei unterstützt, ganz selbstständig. Frau Lambert zog es vor, die häuslichen Arbeiten selbst zu verrichten, um Tochter und Magd zugleich im Krankenzimmer lassen zu können. Ihr fehlte die Gabe, die der Arzt dem jungen Mädchen

so feurig nachrühmte — die ächt weibliche Gabe des liebevollen und wohlthuenden Verkehrs mit Kranken. Uebertrieben ängstlich, wenn es sich um Menschen handelte, die ihr theuer waren, verlor sie gleichwohl, wenn das Leiden sich in die Länge zog, sehr leicht die Geduld. Ihre, mehr energische, als sanfte Natur, machte ihr die stille Ruhe, das Eingesperrtsein in einem verdunkelten Krankenzimmer, auf die Dauer völlig unerträglich. Sie hatte sich Waldecks, im ersten Erbarmen über seinen hülflosen, beinahe hoffnungslos scheinenden Zustand, allerdings fast mit mütterlicher Sorgfalt angenommen. Nachdem aber die erste, weiche Erregung — wie alle Gefühle, die nur aus dem Boden der Natur entspringen — bald vorüber gegangen war, und zumal, da der erfahrene und geübte Wundarzt die Hoffnung aussprach, den Schwerverletzten am Leben zu erhalten, fand sie sich unbeschreiblich erleichtert durch die neuentdeckte Begabung ihrer Tochter, die sie der ferneren, persönlichen Pflege überhob. Sie beschränkte sich von da an darauf, ihm täglich einen kurzen Besuch zu machen, und die oberste Leitung über alle Anordnungen des Doktors, in Bezug auf ihn, im Hauswesen zu übernehmen.

Für den Verwundeten aber begann nun eine Periode von völlig unerwartetem, fast traumhaft über ihn hereinbrechendem Glück, was selbst durch das körperliche Leiden, durch die Schmerzen der furchtbaren Wunde,

nur auf rasch vorübergehende Momente verdunkelt werden konnte.

Oskar von Waldeck war noch fast ein Knabe gewesen, als jugendliche Begeisterung und der romantische Drang nach tapfern und ritterlichen Thaten ihn bestimmt hatte, den Stand der Waffen zu ergreifen. In dem kurzen Siegeszug der vereinigten Oesterreichischen und Preußischen Heere nach Schleswig-Holstein, hatte dieser Drang und diese Begeisterung neue Nahrung und reiche Befriedigung gefunden. Der jetzige Krieg aber, der Krieg der Deutschen gegen Deutsche, der Krieg gegen das katholische Oesterreich, gegen die vormaligen Freunde und theuern Waffenbrüder, war allzu sehr im Widerspruch mit den eigensten Gefühlen, mit allen ererbten und mit ihm großgezogenen Ansichten und Ueberzeugungen des jungen Westphalen, um ihm die, noch vor Kurzem so theuere Pflicht des Dienstes, nicht jetzt als eine eiserne Pflicht, als ein hartes und schweres Joch erscheinen zu lassen. Seine schwere Verwundung aber befreite ihn, und zwar in der ehrenvollsten und rühmlichsten Weise, von diesem Joche — voraussichtlich für immer! Er gab sich keiner Täuschung hin, über seinen Zustand, und er fühlte es tief, daß selbst lebenslängliches Siechthum — daß sogar der Tod, unter diesen Umständen kein allzu hoher Preis für die wiedererlangte Freiheit sein werde.

Und er sah sich, in dem fremden Hause, unter

unbekannten Menschen, in Feindesland, so aufmerksam, so treulich, so liebevoll gepflegt, wie er es in der Heimath, auf der geliebten, rothen Erde, im Schlosse der Väter, unter den Seinigen, nicht besser hätte sein können. Es war ihm dabei, in seiner Hülflosigkeit, und im Angesicht des drohenden Todes, ein unaussprechlicher Trost, sich unter Glaubensgenossen zu befinden.

Er konnte nicht zweifeln, daß dem so war. Sein redseliger Arzt, der meist zuerst sein eigenes Gebot der Ruhe und des Schweigens übertrat, hatte sich ihm, sogar mit einiger Emphase, als solchen vorgestellt. Als er, nach der ersten, im unruhigen Schlummer des Wundfiebers hingebrachten Nacht, am Morgen die Augen aufschlug, fand er über seinem Bette einen einfach in Holz geschnitzten, gefüllten Weihbronnen aufgehängt — den Pater Franziskus dahin gestiftet hatte, während der Kranke schlief. — An der Wand, seinem Lager gegenüber, hing ein guter Stahlstich von Leonardo's Conna Domini — und über dem Sopha schwebte die Sixtinische Madonna in ihrer Glorie von Engeln. Alles das war ihm so vertraut, so lieb — und wie konnte er ahnen, daß es Prämienbilder waren, aus dem bairischen Kunstverein, welche die Professorin mit der Erbschaft der seligen Tante überkommen, und hierher in's Gastzimmer verwiesen hatte?!

Und der Pater! Dieser demüthige Mönch, mit seiner

heiligen Einfalt, und doch so erfüllt von himmlischer Weisheit — der mit dem unschuldigen Herzen eines Kindes, den Seeleneifer eines Apostels verband — der in der Welt nichts haßte, als die Sünde, und gegen Niemand hart zu sein vermochte, als gegen sich selbst — und der, wie ein wohlthätiger Geist, wie durch eine Ahnung seines lieberfüllten Herzens getrieben, meistens gerade in den Momenten bei dem Kranken ungerufen zu erscheinen pflegte, wo die Entmuthigung die von großer, körperlicher Schwäche nicht dauernd zu trennen ist, ihm den geistlichen Zuspruch besonders zum dringenden Bedürfniß machte.

Wenn aber der Jüngling in dem guten Pater Franziskus einen Heiligen zu sehen meinte, dem er die Liebe und Verehrung eines guten Christen, noch verstärkt durch seine eigene, persönliche Dankbarkeit, entgegen brachte, so fehlten — wie Holbach gleich Anfangs bemerkt hatte — auch die Engel nicht an seinem Lager.

Wie ein guter Engel waltete die junge Rita um den Kranken, jeden seiner Wünsche errathend, seinen leisesten Worten lauschend, Alles von ihm ferne haltend, was ihn hätte stören und beunruhigen können, und — auch wie ein Engel, der nur der auserwählten Seele tröstend erscheint, während er unsichtbar bleibt für die übrige Welt — jedesmal spurlos verschwindend, wenn

Einer der Kameraden ihn zu besuchen kam. Und so ging, in dem stillen Krankenzimmer, auf dem schmerzlichen Lager, fast im Angesichte des Todes, in der völligen Abgeschlossenheit von der Welt, die draußen kämpfte und litt — die erste Liebe über dem unberührten Herzen des Jünglings, wie ein friedestrahlendes Sternbild über den Kämpfen des Lebens auf!—

Von Jugend auf gewöhnt, sich über jeden Vorgang in seiner Seele strenge Rechenschaft abzulegen, konnte die Natur seiner Gefühle für das schöne Mädchen nicht lange ihm selbst ein Geheimniß bleiben. Aber indem es ihm mit jedem Tage mehr zur süßen Gewißheit wurde, daß er in seiner jugendlichen Pflegerin die Verwirklichung des Ideals gefunden, das ihm vorgeschwebt in den Träumen seiner Jugend, gab er sich dem beglückenden Gefühl ohne Widerstand, und ohne einen andern Zweifel hin, als den, ob es ihm gelingen werde, die Gegenliebe der Jungfrau zu gewinnen. War er doch frei — Herr seines Willens, seiner Zukunft! Es beirrte ihn nicht, die Geliebte in engen, häuslichen Verhältnissen, eine Tochter bürgerlicher Eltern, zu finden. Das sehr ausgeprägte Standesbewußtsein des Westphälischen Adels hatte in seiner Familie viel an Boden verloren, seitdem Oscars älterer Bruder, der Chef seines Hauses, diesem Vorurtheile Trotz geboten, und eine Bürgerliche heimgeführt — und seitdem dann das ungetrübte Glück

dieser Ehe, selbst die Stolzesten der heimischen Standesgenossen zu achtungsvoller Anerkennung gezwungen hatte. Der jüngere Bruder war allerdings nicht reich — der Familienbesitz war Majorat, und ruhte in den Händen des Aeltesten. Aber Oscar hatte was Tüchtiges gelernt, und er war überzeugt, sofern ihm Genesung beschieden war, seine Zukunft so gestalten zu können, daß er es wagen durfte, ein mittelloses Mädchen zu seiner Gattin zu machen. Denn daß Ritas Mutter nicht reich sei, daran ließ ihn der einfache Zuschnitt der ganzen Umgebung nicht in Zweifel.

Die Bescheidenheit, mit welcher das junge Mädchen jedesmal sich vor dem Erscheinen seiner Kameraden zurückzog, entzückte den jungen Westphalen. Es lag ein eifersüchtiger Zug in seinem Charakter und er hat Holbachs leicht erregte Begeisterung bei Ritas flüchtigem Anblick, am ersten Tage seines Hierseins, nicht vergessen; ein Zusammentreffen der Beiden wäre ihm daher im höchsten Grade unerwünscht gewesen. Holbach, der elegante, hübsche, geistreiche Holbach erschien ihm, in seiner jetzigen Schwäche und Hülflosigkeit, in der Entstellung seines Leidens als ein sehr furchtbarer Mitbewerber.

Aber seine Furcht erwies sich als vollkommen unbegründet; die Beiden trafen niemals zusammen, und Holbach dachte offenbar mit keinem Gedanken mehr an die Erscheinung, die ihn damals so sehr entzückt hatte.

Vielmehr schien es dem beobachtenden Freunde täglich gewisser, daß er einen andern Gegenstand gefunden haben müsse, welcher, für den Augenblick wenigstens, seine leicht beweglichen Gefühle vollständig in Anspruch nahm. Er war bei dem Grafen Platner einquartirt worden, und wußte des Rühmens kein Ende zu finden, über die Liebenswürdigkeit der reizenden Hausfrau; während er ihres Gemahls nur zuweilen vorübergehend erwähnte, seiner Kränklichkeit, seiner Launen und Eigenthümlichkeiten spöttisch gedachte, und die schöne, lebensfrische Frau mit feurigem Mitleid um des ihr aufgenöthigten Opferlebens willen beklagte.

Der strenge, sittenreine Oscar schüttelte bei solchen Aeußerungen mit wachsender Unzufriedenheit den Kopf; als er es aber endlich für seine Pflicht hielt, ein Wort der brüderlichen Warnung an den leichtfertigen Freund zu richten, da nahm Holbach dasselbe mit der ganzen Reizbarkeit eines Menschen auf, der sich im Gewissen von dem Vorwurf, der ihm gemacht wird, nicht frei fühlt. Ja, er ließ sich mehrere Tage lang nicht mehr bei dem Kranken sehen, und als er dann wieder kam, erwähnte er die Gräfin und Alles, was mit ihr im Zusammenhange stand, mit keiner Sylbe mehr.

Um desto unangenehmer mußte es Waldeck berühren, als Rita eines Tages derselben als ihrer „verehrten Freundin“ im Gespräche mit großer Wärme ge-

dachte. Ja es erwachte die ganze Qual der Eifersucht bei dem Gedanken in seiner Brust, daß das junge Mädchen möglicherweise dort seinen Freund öfter gesehen, und daß man ihm — was das Schlimmste war — von diesem Begegnen ein Geheimniß gemacht habe.

„Und Sie kommen noch immer täglich mit dieser Dame zusammen?“ fragte er, erregt und hastig. Doch gleich darauf schämte er sich seines Argwohns, als sie, mit ihrer ganzen lieblichen Unbefangenheit erwiderte:

„Ich habe leider die liebe Gräfin jetzt lange nicht mehr gesehen, seit dem Einmarsch Ihrer Truppen, Herr Baron. Es ist ein weiter Weg zu ihrer Wohnung, und meine gute Mutter läßt mich nicht gern allein gehen, weil die Stadt mit Soldaten angefüllt ist. Auch habe ich jetzt zu Hause so viel zu thun —“

Sie hielt inne, heiß erröthend. Wie unzart von ihr, dem Kranken gewissermaßen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sein Hiersein, seine Pflege, sie von ihren liebsten Beziehungen ferne hielt! Er aber schien die Sache ganz anders aufzufassen.

„Desto besser,“ sagte er, tief aufathmend. Sie konnte dieses „desto besser,“ durchaus nicht begreifen — aber er sah so ernst aus, daß sie nicht den Muth hatte, eine Erklärung darüber zu verlangen. Diese ließ indessen nicht lange auf sich warten.

„Ich kann mir nicht denken, Fräulein Rita,“ fuhr

der junge Offizier nach einer kurzen Pause fort, „daß eine Dame, wie die Grafin Platner, die ihre ganze Jugend in der großen Welt der Hauptstadt verlebt hat — ein passender Umgang sein könne, für ein so junges Fräulein wie Sie. Hätte ich das Glück, Ihr Bruder zu sein, so würde ich das auf keinen Fall zugeben!"

„Was wissen Sie denn aber von der Gräfin?" rief sie aus. Es lag weder Trotz noch Unwillen in ihrem Tone, aber ein naives, schmerzliches Erstaunen, welches ihn mehr rührte, als die längste Vertheidigungsrede vermocht hätte.

„Gerade nichts Schlimmes," gab er beschwichtigend zur Antwort, „aber doch mehr, als Sie vielleicht denken."

„Sie ist so sehr gut gegen mich," fiel das junge Mädchen ermuthigt ein. „Sie wollte mich sogar mit nach Italien nehmen — denken Sie, wie lieb das von ihr war! Ohne den Krieg, der dazwischen kam, wären wir jetzt schon lange dort!"

„So hat also selbst dieser unglückliche Krieg sein Gutes gehabt," versetzte der eigensinnige Kranke. „Es wird sich hoffentlich," fügte er in seltsam weichem, fast träumerischem Tone hinzu, „für Sie später eine bessere Gelegenheit finden zur Pilgerfahrt nach Rom! Denn, nicht wahr, liebes gutes Fräulein, die ewige Stadt war doch gewiß, bei diesen nun vereitelten Reiseplänen vor Allem das Ziel Ihrer Sehnsucht?!"

„Gewiß," sagte sie lebhaft, „Rom und Neapel! der herrliche Golf, und der Vesuv im Feuer, und —"

„Und St. Peters Dom, nicht wahr?" fiel er mit aufleuchtendem Auge ein. „Zuerst aber," fuhr er, sich völlig vergessend, fort, „durchstreifen wir die Welt von Trümmern, das alte Rom! Dann steigen wir hinab in die heilige Todtenstadt, wo die Leiber der glorreichen Bekenner ruhen, aus deren Blute das christliche Rom sich über den tausendjährigen Ruinen des heidnischen Weltreichs erhob, und nahen dann erst, als demüthige Pilgrime, der glorreichen Grabstätte des Apostelfürsten, dem Mittelpunkte der christlichen Welt, dem hehren Dome von St. Peter! O daß wir es so glücklich träfen, am Ostermorgen dort zu sein; unter die Tausende uns zu mischen, die dicht gedrängt den weiten Platz erfüllen, um den Segen zu empfangen, den der hl. Vater, von der Loggia herab, urbi et orbi ertheilt —"

„Was heißt das?" fiel sie ihm neugierig in die begeisterte Rede, der sie aufmerksam, wie einem schönen, aber unverstandnen Liede gelauscht hatte. Das arme Kind — sie hatte keinen Schlüssel mehr zu dieser Tonart!

Die Frage erweckte ihn aus dem schönen Traume. von dem er sich nur zu bereitwillig hatte hinreißen lassen.

„Das wissen Sie nicht?" fragte er verwundert. „Urbi et orbi heißt: die Stadt und der Erdkreis, und

es bedeutet, daß alle Gläubigen der ganzen Erde Theil nehmen an dem Segen, den der Vater der Christenheit am Auferstehungsmorgen spendet."

„Dann braucht man ja aber nicht nach Rom zu gehen, um den Segen zu empfangen," erwiederte sie mit einem Anflug von protestantischer Nüchternheit. Das kalte Wort aus ihrem Munde schlug die hocherregten Wogen seiner Empfindung wehthuend nieder — er glaubte darin den Einfluß der blasirten Weltdame, wofür er die Gräfin Platner nach Allem und Allem halten mußte, deutlich zu erkennen. Es konnte gar nicht anders sein, sagte er sich, sonst hätte Rita, die außerdem in den meisten Dingen so übereinstimmend mit ihm dachte und fühlte, auch jetzt seine Begeisterung theilen — ihm auf keinen Fall eine so prosaische Antwort geben können. Er schwieg eine Weile, bemüht, der aufsteigenden Verstimmung Herr zu werden. Sie arbeitete, ebenfalls schweigend, an ihrer Näherei emsig weiter. Und sie sah dabei so lieblich aus, so unschuldig, so völlig unbewußt der Kränkung, die für ihn in ihren Worten gelegen, daß er, in dem holden Anblick verloren, sich fast einen Vorwurf daraus machte, so leicht verletzt zu sein.

„Sie glauben mir vielleicht nicht, liebes Fräulein," fing er daher nach einer Weile, ohne auf ihre Bemerkung zu antworten, wieder an, „wie gerne ich Sie vor

Allem bewahren möchte, was etwa hindernd und störend auf die schöne Entfaltung Ihres innern Lebens einwirken könnte. Aus diesem Grunde aber ist es mir, trotz der Freude, die Ihnen dadurch vor der Hand wenigstens vereitelt worden ist, so unaussprechlich lieb, daß Ihre Beziehungen zu jener Dame unterbrochen sind."

Sie sah ihm mit einem großen Aufschlag ihrer schönen Augen in die erregten Züge, und es lag etwas von der Unterwürfigkeit des wahrhaft liebenden Weibes in ihrem Tone, als sie erwiderte:

„Sie können darüber ganz ruhig sein, Herr von Waldeck; ich habe, wie ich Ihnen schon sagte, die Gräfin seit mehreren Wochen nicht mehr gesehen, und gedenke auch sobald nicht hinzugehen."

Der Eintritt der alten Gertrud unterbrach das Gespräch, welches vielleicht auf dem Punkte stand, eine sehr beziehungsreiche Wendung zu nehmen. Trotz dieser Unterbrechung aber waren die beiden jungen Leute damit einen großen Schritt weiter gekommen im Bewußtsein ihrer gegenseitigen Gefühle. — Oscar, indem er erkannte, wie sehr das geliebte Wesen, welches ihm bis jetzt, in völlig gesicherten und beschützten Verhältnissen so unbefangen und harmlos wie ein glückliches Kind erschienen war, dennoch zu ihrem dauernden und wahrern Glücke einer andern Leitung, und eines sichrern Schutzes bedurfte, als sie bei ihrer Mutter fand; — Rita,

indem sie dunkel zu fühlen begann, daß die Neigung zu dem fremden Manne, die von ihr selbst lange unbemerkt, sich unter dem Gewande mitleidigen Erbarmens in ihr unbewachtes Herz geschlichen hatte, vor allen Dingen das Opfer ihres eignen, freien Willens von ihr fordern werde.

Anstatt aber vor dieser Warnung zurückzuschrecken, schmiegte ihr reines Herz sich nur um so fester an das Bild des Jünglings, in welchem sie, mit der demüthigen Hingebung der ersten Liebe, zugleich ihren künftigen Herrn und ihren Beschützer ahnte.

Fünftes Kapitel.

Wenn Oscar Waldeck ein starkes Vorurtheil gegen die Gräfin Platner hegte, die er niemals gesehen — so würde er diese vorgefaßte Meinung bei persönlicher Bekanntschaft mit der Dame, schwerlich verbessert haben, sondern sein Urtheil über sie dürfte, im Gegentheil nur um desto strenger ausgefallen sein.

Sie hatte den jungen Holbach, als ungebetenen Gast, mit aller der Abneigung empfangen, welche sehr viele Süddeutsche gegen unsere nordischen Landsleute hegen, und die in diesem Falle noch verstärkt war, durch die Schrecknisse des Krieges, die sie in so gefahrdrohender Nähe geschaut hatte, und durch die ganze feindliche Weise, mit der die Sieger im ersten Augenblick den Ueberwundnen entgegengetreten waren. Von diesen Gefühlen geleitet, überließ sie es ihrem Gemahle, die verhaßte Einquartierung zu empfangen, und ihren Leuten, für die Bequemlichkeit und für die Bewirthung des Preußen Sorge zu tragen.

Es lag indessen weder in Holbachs freundlichem Charakter, noch stimmte es mit seiner eignen privaten Ansicht über die Politik überein, die ihn hierher gebracht, sich die Bequemlichkeit, und noch weniger die Bewirthung gefallen zu lassen, ohne wenigstens den Versuch zu einer geselligen Annäherung, seinen Quartiergebern gegenüber, zu machen. Er schickte also am Morgen nach seiner Ankunft, der Gräfin seine Karte, und ließ um die Erlaubniß bitten, ihr persönlich aufwarten zu dürfen.

Es wäre bei ihren Gesinnungen eigentlich das Natürlichste gewesen, die Bitte kurz abzuweisen. Ihre Neugierde indessen trug nach kurzem Kampfe den Sieg über ihre Politik davon — die schöne Frau warf einen prüfenden Blick in ihren Spiegel, und ließ dem Lieutenant sagen, sein Besuch werde ihr „sehr angenehm“ sein.

Und als er dann vor sie trat, mit seiner männlichen Schönheit, seiner anmuthigen Gewandtheit, im Glanze der kleidsamen Uniform — und als er im Laufe der Unterhaltung sich eben so geistreich und liebenswürdig erwies, als sein Aeußeres bestechend war — da traten die trennenden politischen Ansichten mit jeder Minute tiefer in den Hintergrund zurück; und als er, nach sehr verlängertem Geplauder, sich endlich empfahl, — da hatte sie vergessen, daß er als Feind gekommen war, und erblickte ihn nur noch im Nimbus des Siegers.

Vor diesem Nimbus zerschmolz ihr sehr oberflächlicher Patriotismus in unglaublich kurzer Zeit, und es blieb an seiner Stelle nichts zurück, als die ureigene, verderbte Natur, des eiteln und gefallsüchtigen Weibes! —

Der junge Preuße mochte seinerseits nichts weniger erwartet haben, als in dem „kleinstädtischen, bairischen Neste" einer Dame zu begegnen, welche, mit den eleganten Umgangsformen der großen Welt, die verführerische Anziehungskraft der feinsten Koketterie verband, deren ihre Schönheit gleichwohl kaum zu bedürfen schien. War es im Anfange nur ein müßiges Spiel, eine Unterhaltung, die etwas mehr Reiz und Aufregung versprach, als Karten oder Billardspiel, was ihn zu den Füßen der reizenden Frau hinzog, so wurden dennoch sehr bald die wärmern Empfindungen seines leicht erregten Herzens in Mitleidenschaft gezogen, und wenn auch keine große und edle Liebe, — was unter diesen Umständen unmöglich war — zwischen den Beiden entstand, so nahm ihr Verkehr doch sehr bald den Charakter einer Liebelei an. Daß aber in diesem ersten Stadium demselben, des Freundes ernste Mahnung an Sitte, an Pflicht und Gewissen, bei Holbach nicht sowohl ungehört verhallte, als vielmehr schnöde von ihm zurückgewiesen wurde — das wird jeder begreifen, der jemals Gelegenheit gehabt hat, an ein eigensinniges

und verblendetes Menschenherz in ähnlicher Lage, eine treugemeinte, aber beschwerliche Warnung ergehen zu lassen.

Es konnte in einer so kleinen Stadt, — wo das Treiben der Nachbarn den beliebtesten Unterhaltungsstoff in hohen und niedern geselligen Kreisen abgibt — nicht fehlen, daß neugierige Augen sehr bald dieses Verhältniß erspähten, und scharfe Zungen den Commentar zu der Entdeckung lieferten. Der Graf allein schien merkwürdiger Weise keine Augen für dieses letzte Blatt in den Annalen des Herzens seiner schönen Gemahlin zu haben. Sei es Gleichgültigkeit oder Vertrauen, was ihn in dem neuen Hausgenossen bloß einen angenehmen Gesellschafter erblicken ließ — er begegnete demselben fortwährend mit der offenen Gastlichkeit, die eine charakteristische und sehr liebenswürdige Eigenschaft der fränkischen Edelleute ist, und die bei ihm einen um so gewinnenderen Anstrich hatte, durch die Verbindung mit der feinen Glätte seiner Umgangsformen, die dem geübten Weltmann fast zur zweiten Natur geworden war.

Daß die Gräfin, so angenehm beschäftigt im eignen Hause, ihre junge Freundin Rita fast bis auf die Erinnerung vergaß, war wohl kaum zu verwundern. Hätte sie aber ihrer auch gedacht, so konnte es ihr doch schwerlich erwünscht sein, ihrer eignen Schönheit, so glänzend dieselbe auch, im geschickten Vereine von Kunst

und Natur noch erscheinen mochte, die frische Lieblichkeit des eben erblühten Mädchens zur Seite zu stellen, in einem Augenblicke, wo es galt, die neue, glänzende Eroberung dauernd an ihren, seither etwas vereinsamten Siegeswagen zu feßeln. So geschah denn also auch von ihrer Seite nichts, um die unterbrochenen Beziehungen mit dem Hause am Flußufer auf's Neue anzuknüpfen.

Als endlich der Frieden geschlossen war, die preussischen Truppen aus den Städten an der Mainlinie zurückgezogen wurden, wußte es Holbach so einzurichten, daß er in das nahe Frankfurt stationirt wurde. Die alte Reichsstadt war allerdings zu jener Zeit nichts weniger, als eine angenehme Garnison. Die stolzen Patrizier, im gerechten Zorne über die Politik, die ihre Stadt ihres uralten Ranges, ihrer für unveräußerlich gehaltenen Rechte und Freiheiten beraubte, und sie dafür bloß durch die wenig erkannte Ehre entschädigte, eine preußische Provinzial- und Garnisonsstadt zu sein, begingen gleichwohl die Ungerechtigkeit, die willenlosen Diener der Gewalt diesen Zorn entgelten zu lassen. Für die preußischen Offiziere gab es in dem geselligen Frankfurt keine andere Geselligkeit, als die sie in ihren eignen Kreisen aufzubieten vermochten. Kein Frankfurter Haus war ihnen geöffnet, zu keinem Familienkreise wurde ihnen der Zutritt gestattet, zu keiner Unterhaltung wurden sie geladen. Es war erst später, im deutsch-französischen

Kriege, dem unwiderstehlichen Zauber des unerhörtesten Ersatzes beschieden, die neuen Unterthanen mit ihrer veränderten Lage zu versöhnen, und damit auch gegen die preußische Besatzung freundlicher zu stimmen. Für den Augenblick aber sahen die lebenslustigen, jungen Offiziere die Station in Frankfurt fast wie einen Verbannungsort an.

Fritz Holbach wurde durch das Alles kaum berührt, viel weniger beirrt. Er that seinen Dienst, pünktlich wie er ihn von jeher gethan, verkehrte ebenso in altgewohnter Weise mit den Kameraden, und suchte im Uebrigen Erholung, Vergnügen, fesselnde Unterhaltung, in der freundlichen Uferstadt am Main. Der kranke Freund, der dort noch immer durch seine Wunde festgebannt lag, war ein willkommener Vorwand für diese häufigen Reisen — aber nur ein Vorwand. In Wahrheit sah er ihn nur selten. Es bangte ihm vor Oscars Scharfblick, vor seinen Vorwürfen, denen er keine andere Entschuldigung entgegen zu setzen hatte, als die unwiderstehliche Gewalt der Leidenschaft. Das aber war keine Entschuldigung, mit welcher er hoffen durfte, vor dem sittenstrengen Oskar zu bestehen, der für derartige Verirrungen keinen andern Maßstab anerkannte, als das Wort unsers Herrn: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ —

Unterdessen war Frau Lambert nicht lange blind gegen die Annäherung der beiden jungen Leute geblieben, die einander unter so eigenthümlichen Verhältnissen gefunden hatten, daß allerdings der gewöhnliche Maßstab geselligen Verkehrs nicht wohl an ihren Umgang gelegt werden konnte. Ein Mutterauge pflegt aber scharf zu sehen, wenn es sich um die Herzensruhe des einzigen Kindes handelt — und die junge Rita war in ihrer unschuldigen Aufrichtigkeit zudem weder darauf bedacht, noch überhaupt dazu fähig, die Regungen ihres unschuldigen Herzens vor der Mutter in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen.

Die Wittwe erschrack zu Tode bei der Entdeckung. Daran hatte sie freilich nicht gedacht, als sie den sterbenden Fremdling in ihr Haus aufnahm, als sie ihrer Tochter, die ja noch ein bloßes Kind war, wie sie meinte, seine Pflege überließ! Jetzt aber machte sie sich die bittersten Vorwürfe über ihre Kurzsichtigkeit. Sie war nicht eitel, nicht hoffärtig genug, um an die Möglichkeit einer Heirath zwischen dem stolzen Sohn der rothen Erde, und ihrem armen, bürgerlichen Mädchen zu glauben, und sollte von seiner Seite, auch das Standesvorurtheil seiner Liebe weichen müßen — war er nicht katholisch, sogar ein eifriger, praktischer Katholik, ein ächter Ultramontaner? Das war eine Schwierigkeit, die durch nichts zu überwinden, vor welcher so=

gar die Rücksicht auf das Lebensglück ihres Kindes zu weichen hatte.

„Lieber will ich sie im Sarge als mit einem Katholiken vor den Altar treten seh'n!" Das harte Wort war der prägenante Ausdruck ihres innersten Gedankens.

Die ganze, schroffe Herbheit der protestantischen Glaubens- und Geistesrichtung war in der frommen Frau erwacht. Ihre natürliche Gutmüthigkeit — das Einzige was die feindseligen Gefühle in ihrem Herzen sonst zuweilen siegreich bekämpfte, kam in diesem Falle dagegen nicht auf. Der Kranke sollte fort, aus ihrem Hause, aus Ritas Nähe, ohne Verzug — auf der Stelle!

Das konnte indessen nicht in's Werk gesetzt werden ohne die Erlaubniß des Arztes. Dieser aber sprach sich entschieden gegen jeden Transport aus, so lange die, nur langsam von innen heilenden Wunde nicht völlig geschlossen sei. Der menschenfreundliche Doktor hatte den jungen Westphalen vom Anfange an in's Herz geschlossen — einmal mit der Zärtlichkeit, die berufstreue Aerzte in der Regel für wirklich gefährliche Patienten empfinden — und dann auch, und noch mehr, um seines ganzen Benehmens, seiner klaglosen Geduld in den Schmerzen seiner Wunde, seiner männlichen Ergebung bei dem langen Krankenlager willen. Er hatte dessen Neigung zu seiner jungen Pflegerin von

ihrem ersten Entstehen an, gleichsam belauscht: aber weit entfernt, daran, wie die Professorin, Anstoß zu nehmen, viel mehr die schönsten Pläne und Hoffnungen für die Zukunft des lieben Mädchens darauf gebaut. Es war ihm, um dieser Hoffnungen willen, sogar sehr erwünscht, das der gute Pater Franziskus, der ein abgesagter Feind aller konfessionell gemischten Ehen war, um die Zeit durch einen Befehl seiner Oberen, zur Wiederherstellung seiner ganz gebrochenen Gesundheit, auf einige Zeit in ein anderes Kloster seines Ordens geschickt worden war. Hauptsächlich im Hinblick auf diese unter seinen Augen entstehende und erwachsende Herzersneigung der beiden jungen Leute, die ihm, jedes in seiner Art, fast wie seine eigenen Kinder so lieb geworden waren, hatte er dem Verwundeten, kraft seiner ärztlichen Autorität, das Ende seiner Krankenhaft in möglichst weite Ferne gerückt. Und als Oskars Zartgefühl sich gegen einen, so verlängerten Aufenthalt im Hause der Wittwe, der ökonomischen Schwierigkeiten willen, welche für diese daraus entstehen mußten, gesträubt hatte, da war der Doktor als Vermittler dazwischen getreten, und es war mit seiner Hülfe ein Arangement zu Stande gekommen, durch welches diese Schwierigkeiten mehr als beseitigt, und Oskars großmüthiges und zartes Empfinden beruhigt wurde.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwun-

dern, daß er jetzt dem Ansinnen seiner „verehrten Freundin", ein sehr entschiedenes „nein" entgegen setzte, und daß dieses „nein" sogar durch eine starke Beimischung von übler Laune verschärft war.

„Ueber diese wetterwendischen Frauenzimmer"! rief er heftig aus. „Sie wären im Stande, Einem die brillanteste Kur, eine von jenen Kuren, die den Arzt, welchem sie gelingen, plötzlich zum berühmten Mann machen, noch gerade vor Thorschluß zu verderben! Daraus aber, Frau Professorin kann in diesem gegenwärtigen Falle, mit Ihrer Erlaubniß, durchaus nichts werden! Sperren Sie meinetwegen das Kind in die Bodenkammer ein — wenn es Ihnen so sehr zuwider ist, sie als Baronin Waldeck zu sehen — aber daß der arme, liebe Junge in's Gras beißen soll, weil er ein Paar Augen im Kopfe, und ein Herz im Leibe hat — daraus wird nichts!"

„Welcher Unsinn," fiel sie ihm ärgerlich in die Rede „das Kind einsperren! Sie, die keine Ahnung davon hat, daß ich ihre Gefühle entdeckt habe — ja was sage ich, — die dieselben selbst noch kaum erkannt hat! Eine so gewaltsame Maßregel hieße Oel ins Feuer gießen, ihren Widerstand erwecken, das Uebel zu einen unheilbaren machen!!"

„Wollte auch gebeten haben," brummte er vor sich hin — „Sie ist mir viel zu unentbehrlich bei mei-

nem Kranken. Ein Herzensgram zu der noch offnen Wunde — und hin ist er!"

„Aber, um Gottes Willen," rief sie ganz außer sich, „soll ich die Herzensruhe meines einzigen Kindes dem fremden Menschen opfern? Oder was soll, nach Ihrer Ansicht daraus werden?"

„Hochzeit, verehrte Freundin," sagte er schmunzelnd eine brillante Hochzeit wird daraus! Diese kleine Rita wird eine wundernette Frau Baronin geben — und um den Schwiegersohn werden Sie mit Recht von Jedermann beneidet werden."

„Ich soll es am Ende noch als ein Glück ansehen" fiel sie mit unverminderter Heftigkeit ein, wenn meine Tochter zeitlebens an das Krankenbett eines ruinirten, invaliden Menschen gefesselt wird —"

„Da muß ich bitten," fuhr er auf, „dafür stehe ich, sein Arzt, mit meiner Ehre ein! Lassen sie ihn jetzt noch eine Weile ungehudelt und ungeschoren, und dann lassen Sie diese prächtige Natur, die unverwüstliche Kraft der unentweihten Jugend und meine Kunst, mit Gottes Beistand, dafür sorgen, daß von einem Krankenbette in Zukunft keine Rede mehr sein soll. Wenn daß Ihr größtes Bedenken ist, so — "

„Keineswegs das größte," versetzte sie störrig. „Aber ich werde niemals meine Tochter einem Katholiken zur Frau geben!"

Der Doktor zog bedächtig seine Dose hervor, und nahm, mit großer Gemächlichkeit eine Prise.

„Gefällig?“ sagte er, der Professorin die Dose präsentirend. Sie wehrte unwillig ab.

„Da liegt der Hase im Pfeffer? Ja so,“ sagte er spöttisch. „Aber, meine liebe Freundin,“ fuhr er treuherzig fort, „lassen Sie uns diese Seite der Angelegenheit einmal ernsthaft, beim Lichte der Vernunft betrachten, so werden Sie selbst zugeben müssen, daß Ihr Katholikenhaß, zum Wenigsten — etwas sehr Unvernünftiges ist!“

„Herr Doktor — “ fuhr sie auf. Er aber winkte gebietend mit der Hand, und fuhr unbeirrt fort.

„Ich sagte unvernünftig, und ich wiederhole das Wort, trotz des Mißfallens des hohen Hauses, weil es immer unvernünftig ist, eine Theorie als leitenden Grundsatz aufzustellen, die sich in der Praxis nicht durchführen läßt. Nun scheint es mir aber bis zur Evidenz erwiesen, daß Ihre Theorie des Hasses gegen alles Katholische, die Quelle und Ursache hundertfältiger Widersprüche zwischen Ihrem Denken und Ihrem Thun, mit einem Worte, die Quelle zahlreicher Inkonsequenzen in Ihrem Leben gewesen ist.“

„Sie nehmen einen Ton an, Herr Doctor — “

„Ich bitte gehorsamst um gütige Nachsicht — aber ich gedenke den Beweis für meine Behauptung um so

weniger schuldig zu bleiben, als ich selbst die Ehre habe, der allererste Beweis dafür zu sein.

„Nun, da wäre ich begierig zu hören —"

„Haben Sie mir nicht seit einer Reihe von Jahren Ihr eigenes kostbares Leben, das theuere Leben Ihres Kindes, ohne Bedenken und Zweifel anvertraut, und haben Sie mir nicht außerdem die Ehre erwiesen, auch in nicht medizinischen Fällen, wie z. B. eben jetzt, häufig meinen Rath zu begehren — trotzdem Sie sehr wohl wußten, daß auch ich zu den so sehr von Ihnen angefeindeten Römlingen gehöre, welche —"

„Ach was, Doktor, Sie sind als ein freisinniger Mann bekannt. Nur unter diesem Titel —"

„Ich bin ein praktischer Katholik," fiel er mit einigem Pathos ein. „Wie treu ich es mit meiner Kirche meine, davon habe ich den größtmöglichen Beweis gegeben, als ich meinem Sohne meine väterliche Billigung nicht versagte, zu seinem Eintritt in den Ordensstand! Wenn ich aber in den, so zu sagen, mehr nebensächlichen Uebungen meiner Religion zuweilen weniger eifrig erscheine, als ich sollte, wenn ich mich weniger mit den kirchenpolitischen Fragen beschäftige, als man berechtigt wäre, von mir zu erwarten — so liegt die Schuld davon weniger an meinem Willen, als in meinem Berufe, dessen Wirksamkeit nur der leiblichen, irdischen Seite des menschlichen Lebens zugewendet ist. — Um aber

auf unsern Gegenstand zurückzukommen, verehrte Freundin, so will ich von Ihrer weitern Inkonsequenz bei Ritas Erziehung nicht reden — darüber hat man Ihnen seiner Zeit das Leben schwer genug gemacht, dann aber kam die Freundschaft mit der Gräfin Platner!"

„Ach, die Gräfin!" rief sie mit einem sonderbaren Anflug von Geringschätzung. „Die ist gar nicht als Katholikin zu rechnen!"

„Desto größer," erwiderte er ernst, „und desto gefährlicher war Ihre Inkonsequenz. Wer bürgt Ihnen für den sittlichen Werth einer Frau, die in den heiligsten Dingen nicht treu ist?"

„Was wollen Sie damit sagen, Doktor?" rief sie beunruhigt aus.

„Vorläufig wollte ich nur damit einen allgemein anerkannten Grundsatz betonen," war seine Antwort, „die Sache ging in diesem Falle besser, als Sie, mit Verlaub, verdient hatten, verehrte Frau! Durch die Gräfin kam die Kleine mit den barmherzigen Schwestern, — diesen Engeln unter den Menschenkindern zusammen, was indirekt wieder die Ursache war, daß sie zur Zeit der preußischen Invasion, des Weges kam, wo eine glückliche Fügung sie unsern lieben Patienten finden ließ, dessen junges Leben ohne ihr Dazwischenkommen, wohl rettungslos verblutet wäre. Ich für meinen Theil kann in all' dem nichts Anderes erblicken als —"

„Ich sehe, was es ist," rief sie, im höchsten Grade gereizt von ihrem Stuhle aufspringend, aus. „Es wird mir nun völlig klar, daß Sie um kein Haar breit besser sind, als die Andern, daß alle Ihre Freisinnigkeit, womit Sie mein Vertrauen zu erschleichen wußten, nur elende Heuchelei war, und daß Ihr Euch Alle zusammen gegen mich verschworen habt! Ich arme, schutzlose Wittwe sollte bethört, mein unschuldiges Kind zum Abfall vom reinen Evangelium verlockt, für Euren Götzendienst gewonnen werden! Unklug war es von Ihnen, und Sie werden sich von Ihren geheimen Auftraggebern einen schlechten Dank verdient haben — ich aber danke Ihnen, daß Sie mir das schändliche Gewebe enthüllten, ehe es sich über meinem Kopfe zusammenzog, und ich erkläre Ihnen hiermit: Heute noch muß mir die ganze, ultramontane Sippschaft aus dem Hause!" —

Den guten Doktor verließ die Geduld bei dieser eben so ungerechten, als unvernünftigen Anklage. Mit der Geduld aber ließ ihn das Zartgefühl, welches er bis jetzt, im Verkehr mit der Wittwe, stets gewissenhaft beobachtet hatte, leider ebenfalls im Stiche.

„Das dürfte denn doch", sagte er, und griff nach Hut und Stock, „sehr seine Schwierigkeiten haben, Frau Professorin! Wenn auch die christliche Liebe, die Sie aus dem reinen Evangelium schöpfen, Sie nicht abhält, den Schwerverwundeten einem lebensgefährlichen Trans-

port, völlig unnöthiger Weise, auszusetzen — so dürfte es das Bedenken thun, daß ich Ihnen, in seinem Namen und Auftrag, Miethe und Kostgeld für drei Monate im Voraus bezahlte — Sie mithin kein Recht haben, ihn vor Ablauf des laufenden Vierteljahres aus dem Hause zu weisen!"

„Schändlich," rief sie, in zornige Thränen ausbrechend, „mit Ihrem schnöden Gelde wollen Sie die Seele meines Kindes erkaufen! O der Pastor Süßmund hat nur zu sehr Recht, wenn er sagt: es gibt keine Abscheulichkeit, deren diese Menschen nicht fähig sind! Wölfe sind es, in Schafpelze gehüllt —"

„Ich bin dem Pastor Süßmund sehr verbunden für seine gute Meinung," sagte der Doktor mit einer tiefen Verbeugung, „und will im Uebrigen nicht gehört haben, Frau Professorin, was eben nur der Zorn aus Ihnen geredet hat."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Sie ging noch eine Weile, in großer Eregung, laut mit sich selbst redend, auf und nieder, dann nahm sie Mantel und Hut aus dem Schranke, hüllte sich sorgfältig ein, und begab sich auf den Weg zu ihrem geistlichen Rathgeber — dem Pastor Süßmund —

Sie fand denselben im bequemen Schlafrock, von blauen Tabakrauchwolken eingehüllt, mit seiner Familie am Nachmittagskaffee. Die Frau Pfarrerin begrüßte die

Wittwe mit ihrer gewohnten, etwas affektirten Höflichkeit — ihr Gemahl erhob sich langsamer und stellte mit schlecht verhehltem Mißbehagen die lange Pfeife in den nächsten Winkel. Dann erst wandte er sich zu der Besucherin, deren Blick mit unverkennbarer Aengstlichkeit an seinen Mienen hing. Die Hausfrau wollte sie geschäftig an den Kaffetisch heranziehen — sie aber wehrte bescheiden ab.

„Ich hätte nur ein Wörtchen im Vertrauen mit dem Herrn Pastor zu reden," sagte sie in bittendem Tone.

„Entfernt Euch, Kinder," rief dieser in tiefen Gurgeltönen seinen Sprößlingen zu. Drei Mädchen waren es, und ein Knabe, der eben die erste Stufe der sogenannten Flegeljahre erreicht zu haben schien. Er griff mit beiden Händen in den Kuchenteller, und ging dann, ohne Gruß und Dank, mit gefüllten Taschen, und noch volleren Backen, hinaus. Die Schwestern folgten ihm, sittsam knixend — es schien, als habe die Mutter ihr altes Erziehungstalent bei der Dressur der drei Mädchen in Uebung erhalten, so geziert und steif war ihre Haltung, und dabei so völlig gleich bei allen, als wären sie gewöhnt, sich nur auf Kommando, und Alle zugleich in Bewegung zu setzen.

„Muß auch ich fortgehen?" fragte in süßen Flötentönen die Frau Pfarrerin, nachdem die Thüre hinter „der lieben Jugend" in's Schloß gefallen war, „oder

darf ich unserer Freundin den duftenden Mokka kredenzen, während sie ihr sorgenvolles Herz ausschüttet in den theilnehmenden Busen meines Johannes?"

Der Herr Pastor warf seiner bessern Hälfte bei diesen schönen Worten einen so sprechenden Blick der Bewunderung zu, daß Frau Lambert es als das Klügste erkannte, derselben Sitz und Stimme bei der Berathung einzuräumen.

„Für den Kaffee danke bestens," gab sie daher, allerdings ein wenig gepreßt, zur Antwort, „im Uebrigen habe ich keinen Grund, aus der Angelegenheit, die mich hieher führt, vor Ihnen, theure Freundin, ein Geheimniß zu machen."

„Um so besser wird der Rath sein, den ich Ihnen zu ertheilen im Stande bin," sagte Pastor Süßmund in salbungsvollem Tone. „Mann und Weib — das ist erst der ganze Mensch! Er hat die Weisheit, die bei der Stärke wohnt — sie dagegen besitzt die Feinheit, die das natürliche Vertheidigungsmittel der Schwäche ist! Also — um was handelt es sich im vorliegenden Falle?"

„Um mein Kind!" brach die Wittwe schmerzlich aus. „Sie liebt den westphälischen Edelmann, der verwundet in unserm Hause liegt, und er —"

„Den Katholiken?!" schrie der Pastor auf, und fuhr dann in seinem schärfsten Tone fort: „Ich muß mich wirklich in hohem Grade verwundern, Frau Lam-

bert daß die Erziehung dieses kleinen Mädchens in Ihren Händen bis zu diesem Punkte vernachläßigt, ja was sage ich, verwahrlost worden ist. Aus meinem Unterrichte ging sie hervor, eine reine Blume im Gottesgarten des lautern Evangeliums, geschützt gegen die Anfechtungen des bösen Feindes durch die Waffenrüstung des unverfälschten Glaubens, und jetzt — wie muß ich sie wieder finden? All deine Schönheit ist hin, o Tochter Sions!"

„Herr Pastor," rief Ritas Mutter entsetzt, „Sie gehen zu weit! Meine Tochter ist ein unschuldiges Kind! Wovon ich rede, ist eine Hinneigung des Herzens, ihr selbst kaum bewußt —"

„Unschuldig?" wiederholte er verächtlich, „unschuldig, mit einem Herzen, in dem die Liebe zu einem Römling wohnt?!" Ich sage Ihnen, o thörichte Mutter, wer dem Teufel ein Haar von seinem Haupte gibt, den hat er ganz — und das Herz ist es, aus dem das Böse herkommt, wie das Gute!"

„Aber," rief die Professorin mit gerungenen Händen, „gerade deßhalb komme ich zu Ihnen, um Ihren Rath darüber zu erbitten, wie Ritas armes, junges Herz am Schnellsten und Sichersten von allen schädlichen Einflüssen befreit, wie das, vielleicht Versäumte, wieder gut gemacht werden kann!"

„Warum begehrten Sie nicht meinen Rath," sagte

er heftig, „ehe Sie den Papisten in Ihr Haus aufnahmen? Aber so machen es die Frauen — zuerst handeln sie, selbständig, übereilt, ohne lang zu überlegen — und brechen dann die schlimmen Folgen ihres Thuns über sie herein, so soll man mit einem guten Rath bei der Hand sein, den verfahrenen Karren wieder aus dem —"

„Johannes" — warnte die Frau Pfarrerin leise, aber mit aufgehobenem Finger. Sie sah mit Schrecken, daß ihr Gemahl im Begriffe stand, in seinem Eifer ganz und gar aus dem salbungsvollen Pathos zu fallen, den er bei jeder, einigermaßen offiziellen Veranlassung, gleichsam als einen Theil seiner Amtstracht anzunehmen, im Verkehr mit Frau Lambert indessen auch bei Privatunterredungen zur Hand zu haben pflegte. Er verstand den Wink, und lenkte rasch ein.

„Es sei ferne von mir, geliebte Schwester im Herrn" sagte er mit einem andächtigen Augenaufschlag nach der schwärzlichen Decke des Zimmers, „einem Schäflein meiner Heerde, auch wo dasselbe gefehlt hat, den Rath und die Hülfe zu versagen, deren es bedarf, um den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Und so sage ich Ihnen denn nach meinem besten Ermessen: es gibt gegen eine so rasch entstandene, strafbare Leidenschaft kein besseres Mittel als Trennung! Der Mensch muß aus dem Hause!"

„Das war gleich meine Absicht," erwiederte sie, froh, ihn so eingehend zu finden, „Dr. Scharf aber widersetzt sich jedem Transport des Kranken."

„Doktor Scharf?" wiederholte er zornig. „Dieß Volk hängt zusammen wie Pech!" — Er wollte noch mehr sagen — aber seine Frau heftete ihre meergrünen Augen mit so strafendem Ausdruck auf sein Gesicht, daß er mitten im Worte verstummte.

„Dann muß das Kind entfernt werden," sagte er nach einer Pause streng. Die Wittwe senkte demüthig das Haupt — sie hatte halb und halb diesen Ausspruch erwartet.

„Wem aber könnte ich Sie übergeben?" fragte sie schüchtern. „Ich habe nur noch ganz entfernte Verwandte in meiner Heimath, mit denen ich seit Jahren außer aller Verbindung stehe. Ihre weltliche Richtung —

„Das ist nichts," fiel er ein. „Es sind nur zu viel Mißgriffe begangen worden." Er warf bei diesen Worten einen fragenden Blick nach seiner Gattin hinüber, der indessen dieses Mal ohne Erwiderung blieb. Die Aufmerksamkeit der Frau Pfarrerin war, oder schien wenigstens, ausschließlich auf ihre Häckelarbeit gerichtet. Demungeachtet von ihrer freudigen Beistimmung überzeugt, fuhr er mit herablassender Milde fort:

„Geben Sie uns das Kind, Frau Professorin! Unter der weisen Leitung meiner lieben Frau, gestärkt

durch den geistlichen Zuspruch, an dem ich es gewiß nicht fehlen lassen werde —"

„Lieber Johannes," fiel die Hausfrau ihrem Eheherrn mit sanftem Tone in's Wort, „willst Du mir gestatten, deinem erleuchteten Rathe meine eigne, schwache Meinung entgegensetzen zu dürfen?"

„Sprich mein Kind," erwiederte er gütig.

„Du bedenkst," begann sie, „wie mir scheint nicht genug das Aufsehen, das eine solche Entfernung des lieben Kindes aus dem Hause der Mutter nothwendig erregen müßte."

„Wohl bedenke ich das," erwiderte er, „aber ich betrachte diese Aufsehen erregende Entfernung gerade deßhalb als ein Zeugniß, welches wir vor Engeln und Menschen für unsern Glauben ablegen, indem wir durch die That beweisen, daß wir vor keinem Opfer zurückschrecken, selbst wenn darüber —"

„Der Ruf meines unschuldigen Mädchens zu Grunde geht," rief die Wittwe, in Thränen ausbrechend. Der Pastor bewegte sich unmuthig in seinem Sessel hin und her.

„So sind die Weiber," polterte er. „Erst um Rath fragen, und dann denselben nicht annehmen! Macht meinetwegen, was Ihr wollt!"

„Ruhig, lieber Johannes," flötete die Gattin, „und Sie, theuerste Freundin, trocknen Sie Ihre Thränen — habt Beide die Güte, mich ruhig anzuhören!"

„So sprich denn," grollte er.

„Da muß ich denn," versetzte sie mit triumphirendem Lächeln, vor allen Dingen erklären, daß ich gar nichts einzuwenden habe, gegen eine Heirath unserer lieben Rita mit dem jungen Westphalen."

„Was?" fuhr der Pastor auf. Die Professorin aber hob, zu sehr überrascht, um eines Wortes mächtig zu sein, Augen und Hände zum Himmel auf. Die Frau Pfarrerin aber fuhr unbeirrt fort:

„Es ist mir, durch meine früheren Verbindungen bekannt, daß die Waldecks eine sehr vornehme, reich begüterte Familie sind, die mit dem größten Theile des hochmüthigen, hart katholischen westphälischen Adels in verwandtschaftlichen Beziehungen steht. Denken Sie sich aber nun, theure Freundin, unsere Rita mit ihrer blühenden Jugend, ihrer Schönheit, ihrer Anmuth und Lieblichkeit, und — ihrem evangelischen Glauben — wie sie in diese Gesellschaft tritt, gleichsam als Trägerin einer Civilisation, von welcher die armen Leute, in ihrer, von ihren Priestern geflissentlich unterhaltenen Unwissenheit noch keine Ahnung haben. Berechnen Sie einmal, welche Wirkung ihre Erscheinung auf diese rohen Seelen — welchen Einfluß das beständige Zusammenleben mit ihr, vor Allen auf ihren Gatten haben muß!"

„Noh," meinte Frau Lambert ein wenig bedenk-

lich, „scheint der junge Offizier mir nicht zu sein, auch gab er noch keine Beweise von besondrer Dummheit und Unwissenheit.“

„Alle Katholiken sind dumm und roh,“ fiel die Pfarrerin in sehr entschiedenem Tone ein, „das ist eine ausgemachte Sache. Was Manche von ihnen, bei oberflächlicher Beobachtung, anders erscheinen läßt, das ist nur ein nothdürftiger, äußerer Firniß, bei dem jungen Waldeck ein bischen Garnisonston, den er vermuthlich im Umgang mit seinen hochgebildeten Kameraden von der Garde angenommen hat.“

„Aber, wollen Sie denn, daß ich mein einziges, liebes Kind, einem dummen und rohen Menschen zur Frau geben soll, der in der Intimität des häuslichen Lebens jenen äußern Firniß nur zu bald abstreifen würde?“

„Um des guten Zweckes willen — ja theure Freundin! Denken Sie an Abraham, der da bereit und willig war, seinen einzigen Sohn, den Sohn der Verheißung, dem Herrn zum wohlgefälligen Opfer zu schlachten, und hören Sie nicht allzusehr auf die Stimme Ihres liebenden Mutterherzens! Je dümmer und roher ein Mann ist, um desto mehr Gewalt kann die Frau, die er liebt, über ihn gewinnen, wenn sie es geschickt anzufangen weiß! Ueberlassen Sie mir die Sorge, unsere liebe Rita für ihre Aufgabe vorzubereiten — gewisser-

massen abzurichten — sie zu belehren, wie sie die ganze unwiderstehliche Macht der edlen Weiblichkeit aufbieten muß, um ihren Gatten zuerst, dann aber auch seine ganze Familie für das reine Evangelium zu gewinnen! Selbstverständlich würden ihre Kinder dem Papstthum entrissen, im Glauben der Mutter getauft und erzogen — damit aber folgerichtig das ganze künftige Geschlecht der Waldecker von Rom getrennt — welche Aussicht, theure Freundin — welcher Lohn für das Opfer, das Sie mit christlichem Muthe für das reine Evangelium darbringen werden!"

Indem die Frau Pfarrerin ihre Rede mit diesen begeisterten Worten schloß, sah sie zuerst Frau Lambert, und dann ihren Gemahl mit einem Blicke an, der ihre Erwartung, von Beiden mit bewunderndem Beifall belohnt zu werden, deutlich aussprach. Die Professorin aber schwieg, und hielt ihre Augen gesenkt — es war nicht zu erkennen, ob die Mission, zu welcher ihre Tochter bestimmt werden sollte, ihr einleuchte oder nicht. Der Pastor aber rief voller Entzücken aus:

„Frau — Du hast da ein großes Wort gelassen ausgesprochen, das ist das Wahre, das Rechte — so soll es sein! Schönheit und Jugend im Verein mit Liebe und Leidenschaft — das sind furchtbare Waffen in der Hand einer klugen Frau! Ich wünsche Ihnen Glück, verehrte Freundin, zu der Rolle, die Ihre Toch-

ter in dem großen Culturkampfe zu übernehmen bestimmt ist! — Vor Allem aber wünsche ich mir selbst Glück, und danke dem Herrn, der mir eine Gefährtin zugesellt hat, welche, nachdem sie die Rosen ihrer Liebe auf den Pfad meiner Jugend gestreut hat, jetzt die Mühen und Arbeiten meines reiferen Alters mit weisem Zuspruch und klugem Rathe mir erleichtert! O wie sind wir glücklich zu preisen, wir Diener vom lautern Worte, im Vergleich mit jener finstern Schaar der römischen Priester, denen nie ein liebendes Weib den Willkomm bietet am heimischen Herde, bei der Rückkehr von den mühevollen Wegen des Berufes — die nie ein fröhliches Kind begrüßt mit dem süßen Vaternamen — die einsam und ungeliebt, ihren freudenlosen Lebensweg gehen!"

„Wie der Pater Franciskus unter Anderm!" fiel Frau Lambert ein. „Wenn unser Plan gelingen soll, Herr Pastor, so betrachte ich es als eine besonders glückliche Fügung, daß der Kuttenträger eben nicht anwesend ist. Gegen den könnte selbst meine Rita bei dem jungen Westphalen nicht aufkommen, glaube ich!"

„Diese finstern Mönchsgestalten passen überhaupt nicht mehr in unsre Zeit," war seine Antwort. „Die ganze Institution verdankt ihr Entstehen dem Fanatismus der frühern Jahrhunderte, und wird sich hoffentlich nicht halten können, gegen die fortschreitende Bild-

ung und Aufklärung, die wie ein reißender Strom, alles Verrottete, mit sich hinwegschwemmt. Diese Mönche leben mitten unter der jetzigen Welt — aber sie werden sich niemals nach der Welt richten lernen; sie stehen unter uns, wie die Gespenster einer längstvergangenen Zeit, wie ein lebendiger Vorwurf auf unsere jetzigen Zustände. Ich kann mich dieses Eindrucks wenigstens nie erwehren, so oft eine dieser entsagungsbleichen Gestalten mir in den Straßen unserer heitern Stadt, oder auf meinen Spaziergängen mit Frau und Kindern, von ungefähr begegnet."

„Ein Vorwurf, mein Johannes?" fragte die Gattin, und ihr scharfer Ton stand dabei in grellem Widerspruch mit der zärtlichen Anrede. „Ich meine vielmehr, der Anblick unsers glücklichen und einträchtigen Familienlebens müßte ihnen ein bitterer Vorwurf sein, die alle zärtlichen Gefühle, welche die Natur dem Menschen in's Herz legte, so schnöde verleugnen!"

„Allerdings," erwiderte er. „Du hast wie immer, Recht, meine Liebe!"

Frau Lambert empfahl sich. In ihrem Kopfe kreuzten sich Pläne und Gedanken, die ihr bis dahin völlig unbekannt gewesen waren.

Sechstes Kapitel.

Die junge Rita saß in ihrem Stübchen bei der Arbeit, und träumte — oder vielmehr, sie dachte nach. Bis zu dieser Stunde war ihr Denken allerdings ein Träumen gewesen — jener süße Morgentraum des jungen Herzens, den man niemals wieder träumt — aber aus diesem Traum war sie erweckt worden durch eine Unterredung mit der Frau Pfarrerin. Die fromme Frau hatte den Unterricht, den sie ihrer ehemaligen Schülerin für ihre künftige Lebensaufgabe zu ertheilen, so bereitwillig übernommen, damit begonnen, daß sie mit schonungsloser Hand vor den Augen des erröthenden Mädchens den dünnen Schleier zerriß, der bis jetzt noch derselben ihre eigene Empfindungen verborgen hatte. Und als sie, durch drängende Fragen, der tief Beschämten, peinlich Erregten, das stammelnde Gedächtniß dieser Empfindung entrissen, da wußte sie in schlauer Rede ihr die Vereinigung mit dem Geliebten, als den Preis des Gehorsams hinzustellen, mit welchen sie hinfort, sich allen Lehren und Weisungen der gütigen, mütterlichen

Freundin unterordnen müße, die ja dieselbe nur ertheile, und dem theuern Kinde, trotz aller Schwierigkeiten, in deren Betreff allerdings nicht wohl eine Täuschung möglich sei — zu dem heißersehnten Glücke zu verhelfen.

Das war genug des Unterrichts gewesen für einen Tag, und Rita hatte Stoff genug zum Nachdenken mit nach Hause gebracht. So saß sie denn bei ihrer Näherei, und dachte — vor Allem des Geliebten selbst — wie er, seit einigen Tagen, so rasch der völligen Heilung entgegen ging, daß ihr Amt als Krankenwärterin fast als beendigt anzusehen war, sein treuer Bursche beinahe allein die Wartung besorgen konnte. Sie dachte mit Freude daran, wie der Dr. Scharf bei jeder Gelegenheit diese verhältnißmäßig schnelle Heilung zum großen Theile für ihr Werk, das Werk ihrer unermüdlichen, geschickten und sorgsamen Pflege erklärte — aber dem ungeachtet verweilte ihr Gedanke mit leiser Wehmuth bei der jüngst verflossenen Zeit.

Es war so angenehm gewesen, bei ihm sein, für ihn sorgen, jeden seiner Wünsche errathen zu dürfen noch ehe er denselben aussprach, den fast unmerklichen Fortschritten seiner Genesung zu lauschen — ja selbst die Besorgniß, die Angst, wenn ein Stillstand, ein scheinbarer Rückschritt Statt fand — es war das Alles so süß gewesen. Und sie hatten einander so sehr gut verstehen gelernt, daß Eins oft die unausgesprochenen

Gedanken des Andern beantwortete, ohne sich jemals zu irren.

Das war also die Liebe? Die Liebe, von der die Dichter singen und sagen — die Liebe, die Mann und Weib zum Bunde für's Leben vereinigt? Es war nie ein Wort der Liebe zwischen ihnen gewechselt worden, Oskar hatte sich nie die leiseste Anspielung erlaubt, die ein solches Gefühl bei ihm verrathen hätte, sein Benehmen, bei aller Vertraulichkeit ihres Zusammenseins, vielleicht gerade deßhalb, war immer das eines liebevollen älteren Bruders gegen eine jüngere Schwester gewesen, und wie zu einem älteren Bruder hatte sie zu ihm aufgeschaut — das war also die Liebe? —

Ach ja, sie liebte ihn — sie fühlte es, an dem stürmischen Klopfen ihres Herzens, bei dem Gedanken, den die Pfarrerin in ihr erregt, daß sie ihm angehören solle fürs Leben. Aber liebte er sie denn wieder, wie sie ihn liebte? — Ihr Herz bejahte die Frage mit bangem Jubel. Wenn sein Mund auch stumm gewesen war über seine Gefühle — seine Augen hatten sie dennoch verrathen, in seiner Stimme, wenn er mit ihr sprach, hatte das zurückgedrängte Geständniß oft gebebt. Das junge Mädchen rief sich alle die kleinen Begebenheiten der letzten Woche ins Gedächtniß zurück, in denen sie bis jetzt, von ihrem Traumleben umfangen, wie die Pfarrerin sich ausgedrückt, nichts verfängliches entdeckt

hatte, und es wurde ihr, aus diesen Erinnerungen, immer mehr zur seligen Gewißheit, daß sie geliebt wurde. Die Pfarrerin hatte es gut verstanden, ihr die Augen zu öffnen.

Und dann dachte sie an die Zukunft, die von der Gewißheit seiner Liebe überstrahlt, im rosigsten Lichte vor ihren Blicken lag. Welches waren dann, im Grunde diese fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich, nach der Behauptung der „mütterlichen Freundin," ihrem Glücke entgegenthürmten?

Ihr jungfräuliches Selbstgefühl ließ sie den Unterschied des Standes, der gesellschaftlichen Stellung, als höchst nebensächlich betrachten — macht denn die Liebe nicht die Liebenden einander gleich? Der Unterschied der Religion? Das war freilich etwas mehr, aber — sie hatte schon öfters von Menschen gehört, selbst Menschen gesehen, die in gemischter Ehe und zwar, allem Anscheine nach, ganz glücklich und zufrieden lebten — warum sollte das bei ihr nicht auch so werden? War die gegenseitige Liebe nicht die Hauptsache? Und konnte man nicht, dieser Liebe unbeschadet in verschiedene Kirchen gehen? Sie für ihre Person würde, im Nothfall auch ganz auf den Kirchenbesuch verzichten, dachte sie. War ein Spaziergang, in den hohen Dom des Waldes, zu B. nicht viel erhebender für ihr Gemüth, und fühlte sie sich dabei nicht viel mehr zur Andacht gestimmt, als in den

langweiligen Predigten des Pastor Süßmund? Die würde sie drangeben — sogar mit Vergnügen.

Aber — würde auch ihre Mutter so denken? Die Mutter, mit ihrem strengen Katholikenhaß? — Indem das junge Mädchen indessen die jüngste Vergangenheit überdachte, wollte es sie bedüncken, als habe dieser Haß ein wenig von seiner Strenge nachgelassen. Die Mutter hatte — daran ließ sich nicht zweifeln — eine gewisse Zuneigung zu ihrem Kranken gefaßt, und vor Allen — wollte sie ihr Kind glücklich sehen. Rita hatte nicht die mindeste Kenntniß von Waldecks ökonomischen Verhältnissen, sie hielt ihn aber für ungeheuer reich, und für eine so glänzende Versorgung —

Bis dahin war sie gekommen. Ihre Phantasie lenkte den Flug, mit ermüdetem Flügelschlage, von den romantischen Höhen der Liebe, die sich nährt vom Sternenschimmer und vom Gesäusel des kosenden Wests herab in die Niederungen des alltäglichen Lebens. Das Mädchen erschrack beinahe vor dem prosaischen Wort „Versorgung", das plötzlich, sie wußte nicht wie, in ihren Gedanken auftauchte — da kam ein schwerer Schritt die Treppe herauf, und gleich darauf wurde an die Stubenthüre geklopft. Rita eilte zu öffnen — Waldecks Bursche stand draußen, und legte, bei ihrem Erscheinen, die Hand zum gewöhnten, soldatischen Gruß an die Stirne.

„Mamsellchen gehorsamst zu melden,“ sagte er „und ob Mamsellchen nicht die Gütigkeit haben wollten, ein bischen in die gute Stube zu kommen. Mein Herr Lieutenant ist auch drin!„

„Der Herr Lieutenant?“ rief sie, freudig überrascht, in unserer Besuchsstube?“

„Freilich,“ nickte der Bursche vergnügt. „Der Herr Lieutenant will der Madame seinen Besuch machen — das Mamsellchen soll aber auch dabei sein, hat er gesagt.“

Sie warf ihre Arbeit in den Korb und eilte, vor Freude an allen Gliedern bebend, hinüber in die gute Stube, wohin die alte Gertrud den Besuch einstweilen geführt hatte — in Erwartung der Hausfrau, die noch mit ihrer stets etwas verspäteten Toilette beschäftigt war.

„Aber, Herr von Waldeck,“ rief das junge Mädchen, hastig eintretend — sie wollte ihn fragen, ob es nicht zu viel gewagt sei, die knappe Uniform anzulegen, die Treppe zu ersteigen — aber das Wort erstarb auf ihren Lippen bei seinem Anblick.

Er stand todtenbleich, mit ganz verstörten Zügen, mit gerungenen Händen vor dem Sopha, über dem ein sehr wohlgetroffenes Brustbild Luthers, in Oel, den Ehrenplatz zwischen den kleineren Portraits Melanchthons und Calvins einnahm.

„Wie kamen diese Bilder daher,“ rief er, den

üblichen Gruß vergessend, dem erschrockenen Mädchen hastig entgegen, „diese Portraits, und hier — das Lutherdenkmal in Worms, wenn ich nicht irre“, fügte er bei, auf eine große Lithographie des Kunstwerkes, welche an der gegenüberliegenden Wand hing, deutend.

„Die Bilder unsrer Reformtoren,“ stammelte sie“

„Unsrer Reformatoren — sind Sie denn nicht katholisch, wie ich glaubte — wie ich mit Zuversicht annahm?“

„Nein,“ erwiederte sie — im höchsten Grade erschrocken über seine furchtbare Aufregung.

„Ihre Mutter nicht,“ rief er, „aber Sie — Sie, Rita?“

„Ich bin protestantisch, wie meine Mutter,“ sagte das junge Mädchen mit bebenden Lippen. Sie fühlte instinktartig, daß dieser Moment ein entscheidender war — und sie begriff, an seinem Entsetzen, daß die Entscheidung eine andere sein werde, als ihr kindisches Herz noch eben geträumt. Er schlug bei ihren Worten, mit einem Schmerzensruf beide Hände vors Gesicht.

„O meine Hoffnung,“ stöhnte er. Seine hohe Gestalt erbebte, im Jammer dieser unerwarteten Entdeckung.

Da flog die Thüre weit auf — die Professorin trat herein — im vollen Glanze ihrer matronenhaften Würde, die vortheilhaft erhoben war, durch das neue, schwarze Kleid, welches sie sonst nur in der Kirche zu

tragen pflegte, heute aber, in der Ahnung alles dessen, was dieser Besuch zur Folge haben könne, ausnahmsweise am Wochentage angelegt hatte.

Sie blieb verwundert in der Thüre stehen — was ging da vor? Rita stürzte ihr entgegen, und warf sich, mit einem Strome von Thränen in ihre Arme.

„O Mutter" schluchzte sie.

Waldeck suchte sich zu fassen -- er richtete sich auf, aus seiner gebeugten Haltung, und schritt auf die Wittwe zu. Mit einer ehrerbietigen Verbeugung bot er ihr schweigend die Hand, um sie zum Sopha zu führen. Sie schob ihr Kind leise von sich, und folgte ihm, im höchsten Grade betreten, und doch dem eigenthümlichen Zauber seines stillen Wesens unwillkührlich nachgebend. Rita wollte sich leise entfernen — es drängte sie, ihrem gepreßten Herzen in der Einsamkeit, durch ungestörtes Weinen Luft zu machen. Waldeck aber rief ihr zu:

„Bleiben Sie, mein Fräulein, ich bitte! Was ich hier noch zu sagen habe, ist hauptsächlich für sie!"

Da setzte sie sich, bleich und zitternd, in eine Fensternische — was sollte sie hören? Die Professorin wagte einen Versuch, den ihr geläufigen, banalen Gesellschaftston anzuschlagen.

„Nehmen Sie doch Platz, Herr Baron," sagte sie, und wies, mit gutmüthiger Berücksichtigung seines leiden=

den Zustandes, auf die Sophaecke an ihrer Seite: Er schüttelte aber den Kopf, und legte bloß die Hand auf die Lehne eines Stuhls — so blieb er, düster sinnend, eine Weile stehen.

„Meine gnädige Frau“ hob er endlich, mit einem tiefen Athemzuge an — „Sie haben mich in einer so großen Erregung betroffen, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, Ihnen dieselbe ableugnen zu wollen — und eine Rücksichtslosigkeit, über die Ursache derselben stillschweigend hinweg zu gehen.“ —

Er hielt inne — die Wittwe sah ihn mit steigender Beklemmung an, indem sie sich dabei, mit leisem Zweifel, an den diktatorischen Ausspruch der Frau Pfarrerin erinnerte, die schlechtweg alle Katholiken für dumm und roh erklärt hatte. Keine dieser beiden Bezeichnungen wollte auch die edle Erscheinung des jungen Mannes passen, der sichtbar mit einem schweren Entschlusse ringend, vor ihr stand.

„Aber setzen Sie sich doch, Herr Baron,“ sagte sie noch einmal. Es kam ihr plötzlich vor, als wäre sie allzusehr im Nachtheil gegen ihn, wenn er so, von seiner vollen Höhe, auf sie herunter sah. Er beachtete indessen die wiederholte Einladung nicht, und nahm den unterbrochnen Faden seiner Rede von Neuem auf.

„Meine gnädige Frau,“ sagte er, „ich wurde in Ihr Haus gebracht, als ein Sterbender — willenlos,

bewußtlos und — ein Feind? Sie haben mich aufgenommen, mit der barmherzigen Liebe einer Christin — ich fand bei Ihnen Rettung, Pflege, Genesung — aber ich fand noch viel mehr, ich fand das Ideal meiner jugendlichen Träume — ich fand meine erste Liebe hier! Und ich genoß des unsagbaren Glückes, der Jungfrau, welcher die Erstlingsgefühle meines Herzens gehörten, meine Heilung zum größten Theile zu verdanken — von ihrer lieben Hand dem neuen Leben entgegengeführt zu werden! Ich war frei, meine gnädige Frau, Herr meines Willens, meiner Zukunft; ich hoffte auf Gegenliebe, und — ich wähnte, unter Glaubensgenossen, unter Katholiken zu sein. Meine ganze Umgebung war dazu geeignet, mich in diesem Wahne zu bestärken — Niemand hielt es für angezeigt, mich darüber mit einem Worte zu enttäuschen. — Ich fühlte mich endlich wieder so weit im Besitze meiner Kräfte, um hoffen zu dürfen, daß ich meinen Platze in der menschlichen Gesellschaft wieder einnehmen — für die Meinigen wieder mehr, als ein Gegenstand des Mitleids und der Sorge werden könne. Da drängte es mich zur Entscheidung — und ich betrat dieses Zimmer mit dem Vorsatze, mir von Ihnen in aller Form, das Glück meines Lebens — die Hand Ihrer Tochter zu erbitten." —

Die Wittwe neigte sich geschmeichelt — Rita aber weinte, in ihrer Fensternische die bittersten Thränen

die sie in ihrem jungen Leben jemals geweint. Mit jedem Worte, das Waldeck sprach, sah sie ihre Hoffnungen mehr und mehr in nichts zerrinnen. Sie fühlte mit dem feinsten Wahrnehmungsvermögen eines reinen und liebenden Herzens, daß der Mann, der dort stand, und so sichtbar mit dem bittern Weh in seinem eignen Herzen rang, keiner von denen war, die mit ihrer Ueberzeugung, mit ihrer Pflicht handeln und feilschen, sobald eine drängende Leidenschaft sich derselben entgegenstellt — sondern daß er vielmehr aus dem Stoffe geformt war, aus dem die göttliche Gnade, gegebenen Falles, die Märtyrer und Bekenner bildet — daß er zu der kleinen Zahl der auserwählten Seelen gehörte, denen ihr religiöser Glaube die unabänderliche Richtschnur ihres ganzen Lebens, ihres Wollens und Handelns ist. In dieser Erkenntniß aber lag zugleich die ganze Qual der Trennung von dem Manne, welcher ihr in diesem schmerzlichen Augenblicke gleichwohl liebenswürdiger erschien, als je zuvor.

„Mit einer süßen Hoffnung in der Seele," sprach Waldeck nach einer kleinen Pause weiter, „überschritt ich diese Schwelle — der erste Blick in dieses Zimmer zeigte mir, daß ich allzu zuversichtlich mich der Neigung meines unbewachten Herzens hingegeben hatte. — Wir sind nicht Eins im Glauben, in der Hoffnung — wie können wir Eins werden in der Liebe?!"

Frau Lambert erinnerte sich gerade rechtzeitig der guten Lehren ihrer theuern Freundin," um ihrer aufsteigenden Heftigkeit Einhalt zu gebieten. Dadurch aber fiel ihre Erwiderung allerdings so ungeschickt aus, wie möglich.

„Wir glauben doch Alle an einen Gott," sagte sie, „und ich muß mich wundern, daß ein so gebildeter Mann, wie Sie, Herr Baron, den veralteten, religiösen Vorurtheilen eine so große Macht über seine Entschlüsse einräumt, als Ihre Rede anzudeuten scheint."

„Mutter!" schrie Rita laut auf — entsetzt, daß diese sie gleichsam dem Baron aufdrängte. Oscar hatte aber zum Glück in der Antwort der Wittwe nur die religiöse Seite aufgefaßt.

„Sie nennen es Vorurtheil," rief er schmerzlich, „was für jeden katholischen Christen eine heilige Gewissenspflicht ist?! Hat denn der Eine Gott, an den wir Alle glauben, mehr als die Eine Wahrheit offenbart, durch die wir Alle selig werden sollen!"

Das war zu viel für die leicht gereizte Frau.

„So?!" brach sie heftig aus. „Der Herr Baron glaubt also nicht, daß wir Protestanten in der Wahrheit sind, so gut wie die römischen Katholiken? Und er glaubt, daß unsere großen Reformatoren —"

„Ich glaube," fiel er ein, „daß nur die katholische Kirche im Besitze aller der Gnaden und Wahrheiten ist, deren wir bedürfen, um unser Heil zu wirken."

„Sie glauben demnach nicht, daß wir Protestanten in den Himmel kommen?“ fragte sie lauernd.

„Als Protestanten — nein,“ war seine Antwort. „Aber welche Wege der liebe Gott sonst für seine, im guten Glauben irrenden Kinder hat, das weiß ich nicht und brauche es nicht zu wissen. Es muß mir genügen, daß der Weg, den ich zu gehen habe, klar vor mir liegt.“

„Da haben wir es ja,“ schrie die Wittwe, im höchsten Zorne aufspringend, „wir Protestanten kommen nicht in den Himmel! Wir sind nicht gut genug für die Gesellschaft der Auserwählten! Wir müssen erst noch Buße thun, im Reinigungsorte von Neuem in die Schule gehn! Unsern Katechismus lernen im Fegfeuer! Der Himmel ist nur für die Katholiken! In meinem Hause aber,“ fuhr sie immer wüthender fort, „dulde ich keine verkappten Jesuiten! Hinaus, Sendbote des Satans, aus meinen Augen, aus meinem Hause, fort! Lieber will ich mein unschuldiges Kind im Sarge sehen, als an der Seite eines solchen Menschen! Und das sage ich Dir, Rita, denkst Du nur noch mit einem einzigen Gedanken an diese Schlangenbrut, die ich so thöricht war, vom sichern Tode zu erretten, so trifft Dich mein Fluch!“

„Nein Mutter, nein,“ schrie das junge Mädchen, bei dem furchtbaren Wort aus der Erstarrung des

Schreckens, worin diese Scene sie versetzt, emporfahrend. Sie stürzte vor der Wüthenden auf die Kniee, sie fest umklammernd. „Nein Mutter, nur das nicht!" flehte sie mit strömenden Thränen.

Oscar stand von Ferne, und betrachtete das Mädchen, das ihm so theuer war, mit einem langen schmerzlichen Blicke. Plötzlich zuckte er zusammen, und fuhr mit der Hand nach der kaum geschlossenen Wunde. Dann wandte er sich ab, und verließ mit ungleichen, wankenden Schritten das Zimmer, während Mutter und Tochter sich fest umschlossen hielten.

An der Thüre seines eignen Gemaches trat dem Jüngling der gute Pater Franziskus mit freundlichem Lächeln entgegen. Eben angelangt, war sein erster Gang zu seinem Kranken gewesen.

„Mein Vater!" schrie Oscar auf, und fiel fast bewußtlos in die ausgebreiteten Arme des geistlichen Freundes. Durch die Uniform drang Blut hervor — die Wunde hatte sich geöffnet.

Der erschrockene Mönch schleppte den halb Ohnmächtigen auf das Sopha — dann schellte er heftig.

„Den Doktor," rief er dem eilig eintretenden Burschen zu, indem er sich mit zitternden Händen um Waldeck bemühte. Dieser schlug die Augen auf, und erhob abwehrend die Hand.

„Nein," sagte er leise, „nicht hier! Einen Wagen!"

„Aber, mein bester Sohn —“

„Einen Wagen,“ wiederholte der Kranke, „fort von hier!“

Der Bursche stand erschrocken und ungewiß, was er thun sollte, neben der Thüre.

„Gehen Sie in's Hospital,“ befahl der Pater nach kurzem Besinnen, „und lassen Sie eine Sänfte herbringen — er darf nicht fahren. — Fragen Sie zugleich, ob der Dr. Scharf dort ist —“

„Wohin aber“ — fiel der Soldat ihm in's Wort, „soll ich den Doktor bestellen, Herr Hochwürden?“

„Pater Franziskus blickte fragend auf den Kranken. Dieser ermannte sich, und richtete sich in die Höhe.

„Können Sie mich nicht für einige Tage im Kloster aufnehmen?“ bat er. „Es verlangt mich nach Stille — nach ungestörter Ruhe!“

Nur einen Augenblick zögerte der Mönch mit der Antwort.

„Holen Sie die Sänfte und bestellen den Arzt in's Kloster,“ sagte er dann. „Für die Billigung unsers Guardians stehe ich!“

Der Bursche ging. Der Pater fuhr fort, sich liebevoll um den Jüngling zu bemühen. Er drückte kalte Tücher auf die Wunde, das Blut zu stillen, und rieb ihm die Schläfe mit belebenden Essenzen, bis der Schwindel, der ihn befallen hatte, nach und nach aufhörte.

„O, mein Vater," sagte er, die hülfreiche Hand des Priesters in tiefer Bewegung an die Lippen ziehend, „Sie hat mein heiliger Schutzengel in meiner höchsten Noth hieher geführt —"

„Regen Sie sich nicht auf, mein lieber Sohn," fiel der gute Mönch ihm in die Rede. „Ich bin tief betrübt, Sie in diesem Zustande zu finden, nachdem ich fast nicht mehr darauf gerechnet hatte, Sie überhaupt noch hier zu treffen, so nahe schien bei meiner Abreise Ihre Genesung zu sein."

„O, warum," rief Oscar schmerzlich aus, „blieb ich so völlig ungewarnt?! Diese Bilder, Ihre Gegenwart, die Reden des Doktors, mein eigenes, thörichtes Herz — Alles ließ mich für gewiß annehmen, daß ich mich unter Glaubensgenossen befand. So gab ich mich ohne Bedenken und Widerstreben der erwachenden Neigung hin — es war ein wunderschöner Traum von Liebe und Glück!"

„Versteh' ich Sie recht?" rief Pater Franziskus im höchsten Erstaunen aus, „Sie liebten dieses kleine Mädchen — diese Rita?!"

Der Verwundete legte mit einer tiefschmerzlichen Geberde die Hand über die Augen.

„Davon hatte ich allerdings keine Ahnung," fuhr Jener fort. „Sie war immer ein gutes Kind, als Klosterschülerin fleißig und brav, so daß ich oft be-

dauerte, sie nicht unter meine speziellen Schülerinnen zählen zu können — aber es ist mir niemals in den Sinn gekommen, daß sie seit dem aufgehört hat, ein Kind zu sein! Liebe — Leidenschaft — mein Gott und Herr — wie schnell vergeht die Zeit, und — wie thöricht ist die Welt!"

„Und wie thöricht war ich selbst," fügte der Lieutenant bei. „Als ich meinen Irrthum entdeckte — da war es mein erstes Gefühl, schweigend fort zu gehen, die ganze Welt von seliger Hoffnung, die in meiner Brust erblüht war, für immer zu begraben. Wäre ich diesem Impulse gefolgt! Als sie dann aber vor mich trat, in ihrer ganzen holden Lieblichkeit, mit ihrer zarten Besorgniß um mich — als ich in ihren unschuldigen Kinderaugen, in diesem unbewachten Augenblicke, den Wiederschein meiner eigenen Empfindungen las — da —"

„Wollten Sie doch keine Mischehe schließen!" fiel Pater Franziskus erschrocken ein.

„Nein —" war die Antwort des Jünglings — „aber ich hegte einen Augenblick die Hoffnung, das Mädchen, das ich mehr liebe, als mein Leben, für meinen Glauben gewinnen zu können."

Der Pater schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Nun — und?"

„Nun — ich fing es, wie ich jetzt wohl einsehe,

in der Aufregung sehr ungeschickt an. Ich predigte, ohne gesendet zu sein, beleidigte diejenige, die ich zuerst gewinnen mußte, die Mutter, in ihren theuersten, wenn auch irrthümlichen Meinungen, und das Ende davon war —"

Er seufzte laut auf, und verbarg sein Gesicht in beiden Händen.

„Ruhig, mein Sohn," sagte der Pater sehr sanft, „Welches war das Ende?"

„Das Ende war, mein Vater, daß die erzürnte Frau ihren Fluch zwischen mich und die Geliebte warf!"

„Das sieht ihr ähnlich," sagte der Mönch, halb für sich, und fuhr dann, zu dem Kranken gewendet, fort: „Das konnte nicht anders sein, und wäre so gekommen — wie Sie es auch angefangen hätten. Darüber können Sie ruhig sein — es ist mit dieser Frau in der Beziehung keine Verständigung möglich. Halb gebildet, von einem fanatischen Pietisten beherrscht und geleitet, sieht sie die Welt durch die dunkle Brille ihrer Vorurtheile an und haßt in uns Katholiken alles das, was wir, Gott sei Dank, nicht sind, was aber die schlechte Tagespresse im Dienst der Loge, aus uns macht. Für sie und ihres Gleichen können wir nur beten, wie der hl. Erzmärtyrer für seine Steiniger betete: Herr, rechne ihnen dieses nicht zur Sünde! Was aber das Kind betrifft" — er hielt inne, der Jüngling sah fragend zu ihm auf.

„Was meinen Sie, mein Vater?"

„Was das Kind betrifft, so hat Niemand ein Recht, sie von der Mutter loszureißen. Und es wäre ein vermessenes Beginnen, an den Glaubensmeinungen, worin dieses kleine Mädchen bis jetzt ohne Bangen und Zweifel, ohne höheres und tieferes Streben dahin gelebt hat, zu rütteln, ehe in ihrer eignen Seele das Verlangen nach etwas Besserem erwacht ist — ja, ehe sie sich nur klar bewußt geworden ist, daß es überhaupt Besseres gibt. Für sie ist der Weg der kindlichen Pflicht vorläufig der einzige, den sie gehen kann. Beten wir für sie, und überlassen wir das Uebrige getrost dem allmächtigen und barmherzigen Herrn, für den es keine Unmöglichkeit und keine Schwierigkeiten gibt — außer in der Freiheit des menschlichen Willens, der sich den Einflüssen der Gnade hingeben — oder sich ihnen entziehen kann. Sie aber, mein theurer Sohn — betreten Sie mit männlichem Muthe den Weg, auf welchem, wie es mir scheint, der Herr Sie führen will — den Weg des vollkommenen Opfers! Nachdem Sie treu dem beschwornen Fahneneide, Ihr junges Leben freudig in die Schanze geschlagen, im Dienste Ihres irdischen Herrn — geben Sie mit derselben Treue die Hoffnungen Ihres jungen und warmen Herzens an den anbetungswürdigen Willen Ihres ewigen Herrn, Ihres Gottes dahin! Lösen Sie Ihr

Herz von der irdischen Liebe, schenken Sie es der ewigen Liebe allein!"

Vor der Hausthüre wurden die Schritte der Männer vernehmbar, welche die bestellte Sänfte trugen. Oscar erhob sich und reichte mit einem tiefen Seufzer dem Mönche die Hand.

„Wie seid Ihr so glücklich, Ihr Priester," sagte er, „mit Euerm ruhigen Herzen, das, ganz erfüllt von der Liebe Gottes, für die geschöpfliche Welt nur noch eine Liebe des Mitleids hat — mit Euerm freien Geiste, welcher, unbeschwert vom Staube der irdischen Sorgen und Wünsche, nur den ewigen Dingen zugewendet ist!"

„Wir Christen sind Alle zum Dienste Gottes berufen," versetzte der Mönch liebreich, „nur allerdings in verschiedener Weise."

Des Lieutenants Bursche trat herein, seinem Herrn die Ankunft der Sänfte zu melden. Der Pater geleitete den Kranken hinaus, und eilte dann voran, seinem Obern denselben anzumelden. — Von den Bewohnerinen des Hauses war Niemand sichtbar — selbst die alte Gertrud lauschte nur verstohlen hinter der Küchenthüre hervor. —

Siebentes Kapitel.

Für die arme Rita begann mit Waldecks Entfernung eine trostlose Zeit. Es war nicht allein die Gegenwart des geliebten Mannes, die sie vermißte, mit der alle Freude, aller Sonnenschein unwiderruflich aus ihrem Leben verschwunden schien — es war auch die Beschäftigung für ihn, die Sorge um ihn, welche seit seinem Hiersein den Hauptinhalt, gleichsam den Mittelpunkt ihres ganzen Daseins gebildet hatte, die ihr nun fehlte, und an deren Stelle eine unerträgliche Leere um sie her, wie in ihrem Innern, zurückgeblieben war. Und mehr noch als Alles das — es war die Hoffnung auf ein Glück, was ihre kühnsten Zukunftsträume weit übertraf, die ihr berauschend nahe getreten war, um dann, wie die Fata morgana der Wüste vor den Augen des erschöpften Pilgers, vor ihren verwirrten Blicken auf immer zu versinken. — Sie sollte seiner nicht gedenken! Auf dem bloßen Gedanken an ihn stand die furchtbare Drohung des mütterlichen Fluches! Und doch kehrte ihr

Sinnen und Denken gegen ihren eigenen Willen, ihrer Vorsätze ungeachtet immer und immer wieder zu ihm zurück — sein geliebtes Bild stand, von dem Nimbus, den dieser erste, bittere Entsagungsschmerz um dasselbe wob, wie von einer Glorie umstrahlt, in dem innersten Heiligthum ihrer Gedanken.

Und sie hörte nichts von ihm! Dr. Scharf ließ sich nicht sehen, und aus dem Kloster drang nicht die kleinste Kunde bis zu ihr. Niemand redete ihr von ihm — selbst die sonst so redselige alte Gertrud mochte von der Professorin strenge Weisungen in der Beziehung empfangen haben — sie erwähnte seiner niemals und Rita hatte nicht den Muth, an irgend Jemanden eine Frage nach ihm zu richten. Sie wußte, daß er krank und elend ihr Haus verlassen hatte, um bei den guten Mönchen Ruhe und Pflege zu suchen; aber es blieb ihr völlig unbekannt, was seitdem mit ihm vorgegangen war — ob sein Befinden sich gebessert habe, ob er, genesen, wohl schon an die Abreise denke. — Das Alles wußte sie nicht, und quälte sich darüber mit tausend widersprechenden Vermuthungen. Manchmal stieg sogar der Gedanke in ihr auf, daß der Rückfall — wie sie das schon in andern Fällen hier und da gehört — zu einem tödtlichen Ende führen könne; — dann weinte sie im Stillen heiße Thränen — aber sie konnte sich dennoch des Gefühls nicht erwähren, als ob

der Tod sie weniger von ihm trennen würde, als jetzt das Leben sie schied. Um den Todten durfte sie trauern ohne Furcht vor dem Zorn der Mutter und der von den Erdenbanden befreite Geist war durch kein Gebot der Pflicht mehr gehindert, ihr tröstend nahe zu sein!

Während das junge Mädchen so sich härmte, hatte die Professorin nicht die leiseste Ahnung von den schmerzlichen Gefühlen, welche die Stelle des früheren, unbefangenen jugendlichen Frohsinns in der Seele ihres Kindes eingenommen hatten. Es fehlte der strengen und energischen Frau die liebliche Fähigkeit ganz und gar, sich in die Seelenstimmung der Menschen, mit denen sie verkehrte, mochten sie ihr im Uebrigen noch so nahe stehen, hinein zu denken. Sie hielt unbeweglich fest an ihrem eigenen Gesichtspunkt, von dem aus sie ihre Schlüsse zog, welche in der Regel ganz folgerichtig waren, aber nur zu häufig von einem falschen Grundgedanken ausgingen. Sie nannte das Charakterfestigkeit — und sie war allerdings eine charakterfeste Frau — nur verwandelte sie sehr oft diese gute und löbliche Eigenschaft durch rücksichtslose Uebertreibung in einen Fehler, der im täglichen Zusammensein kein rechtes Vertrauen — wenigstens keine innige Vertraulichkeit — aufkommen ließ.

Jetzt aber war ihre Stimmung noch zudem bedrückt durch die kränkenden Vorwürfe, die ihr das geistliche

Ehepaar, in eben nicht liebreichem Wetteifer, angedeihen ließ. Die Pfarrerin besaß in hohem Grade das eigenthümliche Talent, ihre eigenen Mißgriffe — deren sie bei ihrer häufigen Einmischung in die seelsorgerlichen Geschäfte ihres Gatten leider nur zu viele machte — Andern, und zwar in den allermeisten Fällen gerade denen Schuld zu geben, die am Meisten durch deren Folgen zu leiden hatten. So schob sie auch jetzt, von dem liebenden Johannes darin treulich unterstützt, das Mißlingen des abenteuerlichen Planes, den sie für Ritas Zukunft entworfen, ganz und gar auf die Schultern der Wittwe, die sie beschuldigte, allein durch ihre Heftigkeit die feinen Netze zerrissen zu haben, in denen sich außerdem der verliebte Westphale ohne Rettung hätte fangen müssen. Es gereichte dabei der frommen Frau zu ganz unbeschreiblichem Aerger, daß derselben gerade in diese Brutstätte des fanatischsten Ultramontanismus, in's Kapuzinerkloster, hatte flüchten müssen, wo er, unter dem Schutze der strengen Clausur, vor weiteren Plänen und Anfechtungen einstweilen vollkommen sicher war. Der stolzen Professorin aber war es eine geradezu unerträgliche Demüthigung, diese Vorwürfe ertragen zu müssen, und sie ließ den Groll darüber um so lieber und öfter an ihrer nächsten Umgebung aus, je weniger sie wagte das geistliche Joch abzuschütteln, welches sie gleichwohl nur noch mit innerem Widerstreben duldete.

So waren denn Freude und Friede entflohen aus dem freundlichen Häuschen über der Brücke und ein recht unfreundlicher düstrer Geist herrschte über den Bewohnerinen.

Die Jugend aber bedarf des Friedens und der Freude, wie die Blumen und Pflanzen des Lichtes und der Wärme bedürfen, und — wie Blumen und Pflanzen welken und vergehen, wenn ihnen diese Hauptbedingung ihres fröhlichen Gedeihens entzogen wird — so senkte auch die liebliche Mädchenblume das Haupt in der allzu kühlen Dämmerung, die um sie her gebreitet war, und wie der Frohsinn ihrer glücklichen Tage bis auf die letzte Spur verschwunden war — so erbleichte auch ihre zarte Schönheit immer sichtlicher. --

Die Veränderung wurde in kurzer Zeit zu auffallend, um dem Auge der Mutter zu entgehen und die Wahrnehmung legte eine neue, schwere Bürde auf ihre schon so belasteten Schultern. Was sollte sie, gegen dieses unbekannte, namenlose Uebel beginnen? Sie befragte ihre Tochter scharf — diese stellte jedes Unwohlsein in Abrede — aber es war dabei nicht zu verkennen, daß die Kräfte des jungen Mädchens mit jedem Tage mehr dahin schwanden.

Mit schwerem Herzen entschloß die Wittwe sich endlich, den Dr. Scharf rufen zu lassen, welchen sie seit jener Unterredung noch nicht wieder gesehen hatte.

Er kam augenblicklich. Sie hatte im Stillen gefürchtet der allezeit Redefertige werde diese Gelegenheit benützen, um ihr wegen Waldecks, ebenso wie die Pfarrersleute, wenn auch in völlig entgegengesetztem Sinne, Vorwürfe zu machen. Er hielt sich aber streng an seine ärztlichen Obliegenheiten und erwähnte des jungen Offiziers mit keiner Sylbe. Sie hätte eigentlich doch gerne wissen mögen, ob derselbe noch im Kloster krank liege, oder schon abgereist sei — der Doktor war aber „zugeknöpft bis an das Kinn," und hatte offenbar ihre damaligen Ausfälle noch nicht vergessen.

Im Uebrigen untersuchte er Ritas Zustand genau, verschrieb eine Arznei, und empfahl als erstes Erforderniß für die baldige Genesung der jungen Patientin eine durchgreifende Veränderung der bisherigen, eingezognen Lebensweise.

Gerade das war indessen sehr schwer zu bewerkstelligen.

Die arme Rita hatte keine einzige Freundin ihres Alters — es fehlte ihr durchaus an einem jugendlichen Umgang, durch den sie mit der Außenwelt in Beziehung treten, zerstreut und erheitert hätte werden können. Die Mutter hatte bei ihrem Austritt aus der Klosterschule jeden Verkehr mit ihren bisherigen Gespielinen auf das Strengste untersagt, und die Privatstunden bei der Pfarrerin hatte sie von den übrigen Kindern ihres

Alters, die die öffentliche Schule besuchten, fern gehalten. So war es geblieben bis jetzt.

Die Wittwe wußte in dieser Noth keinen bessern Ausweg, als die unterbochenen Beziehungen zu der Gräfin Platner von Neuem anzuknüpfen. Die Gräfin Platner mit ihrer unerschöpflichen heiteren Laune, ihren nie versiegenden Scherzen, ihrer unermüdlichen Beweglichkeit, war gerade die Persönlichkeit, die sie für ihres Kindes Aufheiterung und Zerstreuung brauchte! —

Das junge Mädchen war gleichwohl nicht ohne Mühe zu bewegen, den Besuch zu machen, den die Mutter so dringend wünschte. Ihr trauerndes Herz bebte scheu zurück vor Allem, was sein stilles Traumleben zu stören drohte — und außerdem gedachle sie an Waldecks Warnungen, gerade vor diesem Umgang. Sie gefiel sich darin, ihm, wenigstens in diesem einen Punkte, auch jetzt noch zu gehorchen — es war ihr zu Muth, als schlinge diese liebende Folgsamkeit auch jetzt noch ein unsichtbares Band um die getrennten Herzen. — Dem strengen Befehle der Mutter gegenüber, galt indessen keine Weigerung für zulässig — und so gehorchte sie, wenn auch mit widerstrebendem Gefühle.

Sie fand die Gräfin mitten in den Vorbereitungen zu einem Balle, den sie in ihrem Hause zu geben beabsichtigte. Ritas anfängliche Besorgniß, mit Fragen, vielleicht mit Vorwürfen über ihr langes Wegbleiben

empfangen zu werden, erwies sich als unbegründet — die Gräfin war zu sehr Weltfrau, zu gleichgültig, um empfindlich zu sein.

„Gut, daß Sie kommen“ rief sie der Eintretenden sehr heiter entgegen — „ich brauche Sie gerade recht nothwendig! Aber wie sehen Sie denn aus, Kind? Waren Sie krank?“

Rita verneinte, heiß erröthend — die Gräfin fixirte sie scharf.

„Leiden wir etwa am Herzen?“ fragte sie, halb spöttisch, halb mitleidig. „Ja, ja, ich hörte so etwas“

„Gnädige Gräfin“ —

„Hab' ich's getroffen? Leugnen Sie nur nicht, dieser rasche Wechsel von Glut und Blässe auf Ihren Wangen verräth Sie nur zu deutlich! Nun gar Thränen! Mein liebes Kind, thun Sie mir den Gefallen, sich so rasch und so gründlich zu trösten, als möglich! Glauben Sie mir — ein Mann, der nicht fähig ist, seiner Liebe ein solches, veraltetes Vorurtheil zum Opfer zu bringen — der verdient nicht, daß ein junges, hübsches Mädchen seinetwegen sich eine einzige trübe Stunde macht!“

„Aber Frau Gräfin, woher, um Gotteswillen, wissen Sie —

„Sie werden doch nicht glauben, daß die Pfarrerin im Stande sei, eine so köstliche Geschichte für sich zu behalten?“

„Die Pfarrerin?“ schrie das junge Mädchen laut auf, „sie hat Ihnen“ —

„Die ganze Geschichte haarklein erzählt — das wundert Sie doch nicht? — gerade so, wie sie dieselbe von Ihrer guten, nur leider etwas ungeschickten Mutter erfahren hatte. Es war zu köstlich! Das Entsetzen des Paladins, der wirklich das Licht der Welt um einige Jahrhunderte zu spät erblickt zu haben scheint — jedenfalls in der Schlacht von Ronceval besser am Platze gewesen wäre — den heftigen Streit um — nehmen Sie mir's nicht übel, Rita — um des Kaisers Bart, den die gute Professorin im höchsten, tragischen Pathos, mit der altmodischen Androhung ihres mütterlichen Fluches endigte — und wie dann, selbstverständlich, die kaum geheilte Wunde wieder aufbrach, dann aber der Pater Franziskus als Deus ex machina dazu kam, und den neuerdings schwer Erkrankten einstweilen im Kloster in Sicherheit brachte — ich weiß das Alles, mein liebes Kind!“

„Und jetzt?“ fragte das junge Mädchen in athemloser Spannung.

„Die Pfarrerin wußte nichts weiter,“ war die Antwort der Gräfin. „In das Innere des Kapuzinerklosters dringt kein weiblicher Blick! Was ich etwa sonst noch weiß, das erfuhr ich durch Holbach, der seinen Freund dort besuchte. Sie kennen ja den Lieutenant Holbach, nicht wahr?“

„Nein“ entgegnete Rita hastig, „aber was erzählte er?“ Sie übersah in ihrer Befangenheit völlig, daß ihre Gönnerin jetzt ebenso die Farbe wechselte, wie sie vorhin.

„Nun — die Kur war beinahe ganz von Neuem zu beginnen — aber seit einigen Tagen erklärt Scharf die Gefahr für beseitigt.“

„Gott sei Dank!“ sagte das junge Mädchen mit einem tiefen Athemzuge.

„Holbach,“ fuhr die Gräfin fort, ohne auf den Ausruf zu achten, „hat übrigens die Sache sehr übel genommen, und nur die dringenden Bitten seines Freundes konnten ihn abhalten, zu Ihrer Mutter zu gehen, und ihr derb die Meinung zu sagen.“

„Um Gotteswillen,“ schrie Rita erschrocken auf. „Wer aber“ fügte sie, sich besinnend, hinzu „hat dem Herrn von Holbach das Alles erzählt? Waldeck nicht, dafür wollte ich einstehen!“

„Wie sie für ihn schwärmt,“ lachte die Gräfin ein wenig verlegen. „Aber Sie haben dießmal Recht — er hat die Geschichte von mir!“

„Frau Gräfin“

„Ach, Rita, sehen Sie mich nur nicht so jämmerlich an! Womit soll man denn seine Freunde unterhalten, wenn man ihnen eine so prächtige Geschichte vorenthalten will? Hinterher, als ich sah, daß er die Sache von der tragischen Seite auffaßte, hätte ich selbst

gewünscht, geschwiegen zu haben, und bot dann Alles auf, ihn darüber zu beruhigen. Er aber wollte nicht auf mich hören, und stürmte fort ins Kloster, wo ihm der Verwundete selbst das Versprechen ablockte, kein weiteres Aufsehen zu machen, indem er ihm feierlich erklärte, daß Alles aus und vorbei, und nichts weiter in der Sache zu thun sei."

„Was sollte denn auch noch weiter darin zu thun sein?" fragte das junge Mädchen bleich und zitternd, mehr mit sich selbst, als mit der Gräfin redend.

„Das nehmen Sie mir nicht übel, Rita — es könnte noch sehr viel darin zu thun sein — wenn Ihr Beide, Ihre Mutter und Sie, einigermaßen vernünftige Menschen wäret. Wenn z. B. eine deutsche Prinzessin, sei sie katholisch oder protestantisch, die Gemahlin eines russischen Großfürsten werden soll, so ist es eine unerläßliche Bedingung, daß sie vorher das griechische Glaubensbekenntniß ablege. Meines Wissens aber hat sich noch keine Einzige dessen geweigert. Und so sollte ich meinen, es wäre auch für Sie kein so unerschwingliches Opfer gewesen, katholisch, und, um diesen Preis, Baronin Waldeck zu werden!

„Meinen Glauben abschwören?" — rief die Kleine entsetzt aus — „das Gelöbniß brechen, das ich bei meiner Konfirmation abgelegt habe!"

„Dummes Zeug!" lachte die Dame. „Glauben ab-

schwören! Als ob man Ihnen zumuthen wollte, eine Türkin oder Heidin zu werden! Es ist eigentlich Schade, daß Ihr kein Paar werdet, dieser überspannte Waldeck und Sie. Ich finde, Ihr paßt ganz vortrefflich zusammen — Eins ist so närrisch uud verkehrt, wie das Andere! Sie halten mit kindischer Skrupelhaftigkeit an dem sogenannten Gelöbniß Ihrer Konfirmation fest — und er hat seinem Freunde erklärt, daß er das Opfer Ihres Religionswechsels, im gegebenen Falle, gar nicht annehmen würde, wenn Sie den Schritt aus Liebe zu ihm, und nicht aus freier Ueberzeugung, aus Liebe zu Gott, und um der Wahrheit willen, thun würden! Solchen Menschen aber ist nicht zu helfen, und darum — macht meinetwegen, was Ihr wollt!"

„Der Baron Waldeck," sagte das junge Mädchen erglühend, „hat die Neigung seines Herzens dem geopfert, was er für seine Pflicht hält. Ich kann ihn dafür nur um so mehr achten und" — sie hielt inne — „sie hatte sagen wollen „lieben" — aber es kam ihr vor, wie eine Profanation, das Wort hier auszusprechen. „Und seinem Beispiele folgen," schloß sie daher ihren Satz kaum vernehmlich.

„Bravo!" — lachte die Gräfin laut auf," ein modernes Märtyrerpaar! Gegen das Märtyrthum," fuhr sie fort, „habe ich nichts, mein Kind; das ist eine persönliche Geschmacksache, aber — machen Sie doch um des Himmels Willen, daß Ihnen nicht Jedermann die

Märtyrin schon von Weiten ansieht! Wenn Sie denn doch Ihren Helden zum Vorbild nehmen wollen, so folgen Sie vor allen Dingen darin seinem Beispiel, daß Sie sich die verunglückte Affaire völlig aus dem Sinn schlagen, und sich fernerhin nicht lächerlich machen durch Ihre sentimentale Kopfhängerei!"

„Er denkt also schon jetzt nicht mehr an mich?" fragte Rita sehr kleinlaut, indem sie die heraufquellenden Thrännen mit Mühe unterdrückte.

„An was er denkt, oder nicht, das weiß ich nicht," versetzte die Gräfin, „ich kann Ihnen nur sagen, was er thun will, und das scheint mir die Hauptsache. Er ist nämlich entschlossen, abzureisen, sobald Scharf ihn frei gibt, einen längern Urlaub zu nehmen, und sich daheim im Schlosse seiner Väter, bei seinem älteren Bruder, und unter der sorgsamen Pflege seiner Schwägerin, für die er ein besonderes faible zu haben scheint, von den Nachwirkungen der körperlichen und seelischen Verwundung zu erholen. Holbach ist fest überzeugt, daß die Baronin es sich zur besondern Aufgabe machen werde, ihm sobald als möglich zu einer schönen, reichen und vornehmen Braut zu verhelfen, und dann — wird das Martyrium seinerseits mit einer brillanten Vermählungsfeier enden — wenn es nämlich nicht damit erst recht beginnt — wer kann das im Voraus wissen? Also, meine liebe Rita, nehmen Sie Vernunft

an, und erweisen Sie Ihrer besorgten Mutter den Gefallen, sich so empfänglich zu zeigen für die Freuden des Lebens, als dieß in Ihrem Alter natürlich und in der Ordnung ist. Selbstverständlich kommen Sie auf meinen Ball.“ —

„Um keinen Preis,“ rief das junge Mädchen erschrocken aus. Die Seele des armen Kindes war durch Alles, was sie so eben vernommen hatte, mit einer so bittern Traurigkeit erfüllt worden, daß ihr der Gedanke, auf einem Balle zu erscheinen — für die fröhliche Jugend ein so verlockender Gedanke —, eine fast unerträgliche Pein verursachte. Die Gräfin war eine grausame Trösterin gewesen — sie hatte mit schonungsloser Hand die Wunde erweitert, die sie, in ihrer frivolen Weise, zu schließen meinte.

Es hatte für die gute Rita ein unendlicher Trost darin gelegen, sich den geliebten Verlornen, einsam trauernd, unglücklich wie sie es selbst war, vorzustellen — zu denken, daß er, auch ohne Hoffnung, seiner Liebe dieselbe Treue bewahren werde, mit welcher er seinem Glauben anhing, und für seinen Fahneneid sich dem Tod entgegen gestürzt hatte. Im innersten, verborgensten Winkel ihres Herzens war sogar der Gedanke an die Möglichkeit aufgestiegen, daß seine hoffnungslose Neigung ihn vielleicht bewegen könne, seine Carriere ganz aufzugeben, der Welt und allen seinen Ansprüchen an dieselbe, zu entsagen, und

sich für sein ganzes Leben hinter den düstern Klostermauern zu verbergen. Welch' ein Wiedersehen wäre das gewesen, wenn er ihr, nach Jahren vielleicht, unversehens begegnet wäre, im braunen Ordenskleide der Väter Kapuziner! Noch schöner freilich, wenn auch sie etwas derartiges thun könnte. Etwa Diakonissin werden? In der Krankenpflege hatte sie ja ohnehin ihre Vorstudien bereits gemacht, und — so blieb sie seiner würdig und meinte, der gleiche Entschluß, aus der gleichen Ursache, müsse fort und fort eine Art von Zusammengehörigkeit zwischen ihnen begründen — der katholische Ordensmann, und die protestantische Diakonissin müßten, wenn auch äußerlich für immer geschieden, doch zeitlebens in innerlicher, seelischer Beziehung zu einander bleiben. Und nun mußte die Gräfin auch diesen allerletzten Traum so unbarmherzig zerstören!

Er ging fort, er dachte gar nicht daran, Kapuziner zu werden und seine Schwägerin — wie die Frau ihr verhaßt war — sollte für seine standesgemäße Vermählung sorgen; während sie, Rita, statt das graue Kleid und das weiße Häubchen der Diakonissen — diese glückliche Nachahmung der Ordenstracht der Töchter des hl. Vincens — anzulegen, sich in Ballkleider werfen, und ihr langes Haar mit Blumen durchflechten sollte, um — vielleicht mit diesem unausstehlichen Holbach tanzen zu müssen, der alle diese fatalen Nachrichten der Gräfin überbracht hatte!

Indessen — die Frau Gräfin hatte ihren Kopf, und als Rita bei ihrer entschiedenen Weigerung beharrte, wandte sie sich mit ihrer Einladung an die Professorin, welche dieselbe denn auch ohne die entgegengesetzten Wünsche ihrer Tochter zu berücksichtigen, nicht allein für diese, sondern auch für sich selbst, dankbar und bereitwillig annahm.

Achtes Kapitel.

Der Ball war glänzend — die geschmackvoll dekorirten Säle strahlten in einem Meer von Licht — eine preußische Regimentskapelle ließ vom Orchester herab die verlockendsten Weisen ertönen. Die jungen Damen der Stadt und Umgegend, in den reizendsten Balltoiletten blickten in vergnügter Erwartung auf die zahlreichen preußischen Uniformen, deren jugendliche Träger der Aufforderung, welche das gräfliche Ehepaar an sie gerichtet hatte, gerne folgend, sich hier eine vorübergehende Entschädigung für den gesellschaftlichen Bann versprachen, der in dem nahen Frankfurt noch immer auf ihnen lastete. Und der blühende Mädchenflor, den sie hier versammelt fanden, ließ keinen der jungen Helden diese Bereitwilligkeit bereuen, während der ältere Theil der Gesellschaft an den zahlreichen, in den Nebengemächern aufgestellten Spieltischen, eine ansprechende Unterhaltung fand. Die Gräfin aber war heute in ihrem eigentlichsten Elemente und entfaltete beim Empfang ihrer Gäste den ganzen

Zauber ihres einnehmenden Wesens. Meisterin in der brillanten Kunst der leichten, gesellschaftlichen Conversation, die, alle Gegenstände berührend, niemals einen einzigen erschöpft, wußte sie zugleich durch kaum bemerkbare Winke die zahlreichen, reich galonirten Diener zu dirigiren, die mit den ausgesuchtesten Erfrischungen beladen, umhereilten, um auch den körperlichen Bedürfnissen der Gäste, bis zur Stunde des gemeinsamen Mahles, die gewünschte Befriedigung zu bieten. Selbst der Graf, der sich sonst nur selten, und nur für kurze Momente, in Gesellschaft zu zeigen pflegte, schien für heute seine hypochondrische Laune abgeschüttelt zu haben, und zeigte sich als freundlichen und liebenswürdigen Wirth.

So war alles heiter, freudig erregt, und nur Eine — die Schönste und Lieblichste von Allen — blickte mit beklommnem Herzen in das fröhliche Geschwirr. Die junge Rita war nur ungern gekommen — der elegante Ballanzug, mit dem die Mutter sie zu überraschen meinte, war nicht im Stande gewesen, ihr inneres Widerstreben zu besiegen. Sie tanzte viel — mehr, als die andern jungen Mädchen alle — je mehr aber die artigen, gewandten Preußen ihr offenbar den Preis des Abends zuerkannten, um desto unbehaglicher und bedrückter fühlte sie sich.

Holbach war der Einzige, der sie völlig unbeachtet ließ. Er tanzte und plauderte mit allen Damen, und

trug überhaupt die Rolle des Hausfreundes etwas auffallend zur Schau, indem er mit vieler Gewandtheit für die allgemeine Unterhaltung bedacht war — nur an Rita und ihrer Mutter ging er fast geflissentlich vorüber, ohne sie ein einziges Mal anzureden.

Anfangs war es dem jungen Mädchen eine Erleichterung, nicht mit dem Baron reden zu müssen — dann aber machte nicht allein ihre Eigenliebe sich geltend, um sie diese Nichtbeachtung, als eine absichtliche Kränkung seinerseits, bitter empfinden zu lassen — sondern sie schloß aus seinem Benehmen auf die Stimmung seines Freundes gegen sie. Würde Waldeck es wohl über sich vermögen, sie ebenso zu behandeln, wenn er hier wäre? fragte sie sich immer und immer wieder.

Und dann sah sie ihn im Geiste auf dem harten Lager, in der ärmlichen Zelle, wo die ernsten Mönche seine einzige Gesellschaft bildeten — sah ihn bleich, krank, elend, vielleicht sterbend — und es erschien ihr fast als ein Frevel gegen ihn, daß sie hier war, und sich freuen sollte mit allen den fröhlichen, leichtherzigen Menschen. Um's Leben gern wäre sie vor dem Souper nach Hause gegangen — ihre Mutter aber saß am Spieltische, und wie Rita einen Blick in das Zimmer warf, erschrack sie vor dem ganz veränderten Aussehen der Matrone. Ihre Wangen glühten, die Augen funkelten, sie warf die Karten in sichtbarer Erregung, fast in fieberhafter Hast. Ihre

Tochter hatte sie noch nie so gesehen, und wagte, in der Meinung, es sei bloß die ungewohnte Aufregung des Spiels, welche diese Veränderung hervorgebracht, um so weniger, die Mutter zu stören. Mit einem Seufzer folgte sie einem jungen schlanken Lieutenant zu dem eben beginnenden Tanze.

Bei dem Souper war das Aussehen, das Betragen der Professorin noch auffallender. Rita beobachtete sie mit zunehmender Beklemmung, wie sie die höfliche Aufmerksamkeit ihres Tischnachbars völlig unbeachtet ließ, und still vor sich hinbrütend, die ausgesuchtesten Speisen an sich vorübergehen ließ, ohne von einer einzigen zu kosten. Es war so auffallend, daß ihre nähern Bekannten unter den Gästen anfingen, einander besorgte Blicke zuzuwerfen — die Gräfin fixirte sie scharf durch ihr Lorgnon, die arme Rita, durch die ganze Länge der Tafel von der Mutter getrennt, saß wie auf Nadeln, und hörte in ihrer Angst kaum auf die galanten Scherzreden ihres Nachbars.

Endlich ließen sich vom Tanzsaale herüber die ersten Takte des Cotillons vernehmen — die Dame vom Hause hob die Tafel auf. Rita ließ ihren Tischnachbar, mit dem sie für den Cotillon engagirt war, stehen, ohne an eine Entschuldigung zu denken, und drängte sich durch das Gewühl der aufbrechenden Gesellschaft bis zu der Mutter. Die Professorin war, während alle Andern

sich erhoben, allein unbeweglich sitzen geblieben — ihre Augen waren geschlossen, als ob sie schliefe, die erhöhte Farbe ihrer Wangen, die Rita vorhin so erschreckt hatte, war einer um so tieferen Bläße gewichen.

„Mutter," rief das junge Mädchen, beinahe weinend, und ergriff sie bei der Schulter, „was ist Dir, Mutter? Komm nach Hause!"

Die Wittwe fuhr in die Höhe, und sah mit verwirrten Blicken um sich.

„Nach Hause, ach ja, nach Hause!" sagte sie.

Indem sie sich aber erheben wollte, gerieth sie in's Schwanken, und fiel bewußtlos ihrer Tochter in die Arme.

Die ganze Gesellschaft drängte sich herzu — Jedes wollte helfen, Jedes wußte einen andern Rath, den Niemand befolgte, es war eine unbeschreibliche Verwirrung, welcher endlich der Graf dadurch ein Ende machte, daß er die ganz bewußtlose Frau wie ein Kind auf seine Arme nahm, und in's nächste Zimmer auf ein Sopha trug. Hier der Sorgfalt Ritas, den theilnehmenden Bemühungen einiger befreundeten Damen überlassen, schlug sie die Augen bald wieder auf. Sie klagte über Kopfweh und heftigen Frost und verlangte nach Hause.

„Ich will sogleich anspannen lassen," sagte die Gräfin rasch, „sie dürfen nicht gehen."

Als sie aber im anstoßenden Saale einem der Bedienten den bezüglichen Befehl ertheilte, kam Holbach dazu.

„Wäre es nicht besser,“ sagte er, „die Frau hier zu behalten? Sie schien mir sehr krank, vorhin, und die weite Fahrt über das holprige Pflaster, in der kalten Nacht, kann nur nachtheilig auf ihren Zustand einwirken.“

„Was fällt Ihnen ein, lieber Freund,“ unterbrach sie ihn unwirsch, „eine solche Zumuthung hätte ich wahrhaftig von Ihnen am wenigsten erwartet! Eine, allem Anschein nach Nervenfieberkranke, im Hause verpflegen lassen —“

„Ereifern Sie sich nicht,“ bat er, ein wenig empfindlich. „Ich dachte bei meinem Vorschlag an die heldenmüthige Widmung, mit welcher Sie im Lazareth die Verwundeten nicht verpflegen ließen, sondern mit eignen schönen Händen liebevoll verpflegten — und glaubte —“

„Daß es überhaupt eine Liebhaberei von mir sei, die barmherzige Schwester zu spielen!“ ergänzte sie spöttisch seinen angefangenen Satz. „Das ist ein Irrthum, Bester! In's Lazareth trieb mich das edle Verlangen, dem Vaterlande meinen Tribut zu zahlen, rühmlich genannt zu werden unter den opfermüthigen wohlthätigen Frauen, die sich mit zarter Hand bemühten,

die Wunden zu heilen, welche der erbarmungslose Krieg geschlagen. — Hier, in diesem Falle aber — was hätte ich davon? Alle Welt würde mein Haus meiden, um der Typhuskranken willen, und wenn die Geschichte, so oder so vorüber wäre, so dächte keine Seele mehr daran — es wäre ein ganz und zwar unbelohntes Opfer — die sind aber meine Sache nicht, aufrichtig gestanden!"

„Pardon, meine gnädigste Gräfin," sagte er, mit einer tiefen Verbeugung zurücktretend, „ich wußte bis zu diesem Augenblick noch nicht, was man von Ihnen nicht verlangen darf!"

Der Wagen wurde gemeldet, der Herr vom Hause führte selbst die im heftigsten Fieberfrost zitternde Matrone hinab. Rita setzte sich, sie unterstützend, neben sie, eine warme Reisedecke wurde über sie gebreitet — und dann dachte, beim fröhlichen Tanze, kein Mensch mehr an eine solche Kleinigkeit, wie das plötzliche Uebelbefinden der alten Frau für die Unbetheiligten war. —

Im Uebrigen hatte die Gräfin richtig prophezeit — die Krankheit der Professorin entwickelte sich, aller angewandten Sorgfalt spottend, zu einem Nervenfieber der schlimmsten Art. Sie hatte sich schon einige Tage leidend gefühlt — wie die alte Magd jetzt dem Doktor eingestand — aber derselben auf's Strengste befohlen, gegen Jedermann, und namentlich gegen ihre Tochter,

darüber zu schweigen, um das junge Mädchen nicht von dem Besuche des Balles, auf dem die Mutter sie durchaus sehen wollte, abzuhalten. Vielleicht war dann, auf dem weiten Gange bis zu der gräflichen Wohnung — denn den Luxus eines Wagens erlaubte die ökonomische Frau sich nicht — eine Erkältung hinzugetreten, und die Erhitzung in den gefüllten Sälen, die Erregung des Spiels hatten vollends das Uebel zum beschleunigten Ausbruch getrieben.

Sie erwachte kaum noch für kurze Augenblicke zu klarem Bewußtsein — das waren dann aber Momente von tödtlicher, immer zunehmender Schwäche. Das Fieber verheerte den sonst so kräftigen Organismus mit erschreckender Raschheit.

In ihren Phantasien waren es hauptsächlich zwei Ideen, welche ihren kranken Geist verwirrten und ängstigten — der Haß gegen Rom, und ein bitteres Rachegefühl gegen den Pastor Süßmund und, in noch höherem Grade, gegen dessen Frau. Es war, als habe sie aus den kirchenfeindlichen Zeitschriften und Logenblättern seit Jahren alle Beschuldigungen gegen den heiligen Vater, gegen die Kirche und namentlich gegen ihre Orden — alle bezüglichen Schlagwörter und Stoßseufzer sorgfältig gesammelt und wortwörtlich ihrem Gedächtnisse eingeprägt; so im Zusammenhange brachte sie dieselben, in wohlgesetzter Rede, mit unaufhaltsamer Zungenfertigkeit,

und im reinsten Schriftdeutsch vor. Wechselte dann aber, meistens ganz plötzlich, der Gegenstand ihres Traumes, und führte ihr derselbe das geistliche Ehepaar vor, so konnte sie eben so schnell aus dem hohen Ton herausfallen, und es war dann nichts Erlerntes, von Außen Angenommenes mehr, was sie mit überstürzter Heftigkeit, und in der volksthümlichsten, altbairischen Redeweise hervorzusprudeln pflegte — sondern es waren die eigensten, lang zurückgehaltenen und unterdrückten Gefühle ihres vielfach gekränkten Herzens.

Meistens waren es bittere Klagen über die rücksichtslose Tyranei, welche der Pastor in seinem übergroßen, schlecht angewendeten Eifer gegen sie, die arme, schutz- und wehrlose Wittib, allezeit ausgeübt — die maßlosen und kränkenden Vorhaltungen und harten Strafpredigten, die sie, durch die Verhältnisse gezwungen, in schweigender, aber, wie es sich jetzt zeigte, nur äußerlicher Unterwerfung hingenommen, und im grollenden Herzen aufbehalten hatte. Oder sie warf ihm vor, wie er sich unberufen einmische in die innersten Familienangelegenheiten seiner Pfarrkinder, und dabei doch nur nach den geheimen Einflüsterungen seiner Gattin handle. Diese nannte sie nicht mehr, wie sonst, ihre „theure Freundin," sondern sie war ihr „die Schlange," die sie durch falschen Rath verlockt hatte, von den gewohnten, geraden Wegen abzuweichen, und

ihr einziges, theures Kind, wehrlos dahin zu geben in den Rachen des Löwen, aus dem die unschuldige Jungfrau nur durch eine besonders gnädige Fügung errettet worden sei. Es klang im Ganzen aus ihren wirren Reden, manche wirkliche Thatsache, nur im Fieberwahn entstellt und vergrößert heraus. —

Dr. Scharf, welcher die Kranke mit aufopfernder Sorgfalt behandelte, glaubte anfangs diesen, seiner Meinung nach, nur vom Fieberwahn erzeugten Haß derselben gegen das geistliche Ehepaar am besten durch dessen wirkliche, leibhafte Gegenwart, namentlich durch den religiösen Zuspruch des in gesunden Tagen, wie der gute Doktor glaubte, von der Wittwe stets so hoch verehrten Seelsorgers bekämpfen zu können. Der Versuch schlug indessen gänzlich fehl. Die Kranke gerieth bei des Pastors Erscheinen in einen solchen Paroxismus von zorniger Angst, daß der treue Hirte sich auf das schleunigste zurückzog — indem er sich im Stillen Glück wünschte, bei so bewandten Umständen, von einer Wiederholung des gefahrvollen Besuches, bis auf Weiteres absehen zu dürfen.

Der Doktor hielt es, so klar auch der ganze Verlauf der Krankheit vor seinem geübten Blicke lag, um Ritas willen für seine Pflicht, einen seiner Kollegen zur Berathung beizuziehen. Das Resultat derselben war indessen eine so vollständige Uebereinstimmung in den

Ansichten der beiden Aerzte, daß er von da an, über die Richtigkeit seines Verfahrens beruhigt, die fernere Kur wieder allein übernahm.

Die junge Rita pflegte die Mutter mit ausdauernder Treue, von Niemand als der alten Gertrud gelegentlich dabei unterstützt. Die Kranke duldete Niemanden um sich, als sie, und gerieth in die heftigste Aufregung, wenn eine andere, als ihres Kindes Hand, ihr Arznei oder Labung bot.

Der gute Doktor blickte mit unverholener Bewunderung auf das zarte, junge Wesen, welches, der eignen Kränklichkeit nicht achtend — oder vielmehr, indem sie dieselbe in der Kraft ihrer kindlichen Liebe überwand — mit ausdauerndem, ruhigem Muthe sich den schwierigsten Leistungen unterzog. Er hätte viel darum gegeben, sie mehr schonen, ihr die nöthige Ruhe verschaffen zu können, wenn der vernunftlose Eigensinn der kranken Frau, und Ritas eigner, beharrlicher Widerstand, nicht jeden Versuch der Art vereitelt hätte.

Die Krankheit zog sich bei weitem mehr in die Länge, als ihr heftiges Auftreten Anfangs erwarten ließ, die Tage, an denen sich, in den meisten Fällen der Art, die entscheidende Krisis einzustellen pflegt, gingen vorüber, ohne eine merkbare Veränderung herbei zu führen. Endlich aber, — es war der einundzwanzigste Tag nach jenem Balle, — sank die Kranke gegen

Mitternacht in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie erst gegen Morgen erwachte.

„Rita," sagte sie leise.

Das junge Mädchen war auf ihrem gewöhnlichen Platze, auf einem niedern Schemel zu den Füßen des Lagers sitzend, den Kopf auf die Decken gelegt, vom Schlaf überwältigt worden. Schlaftrunken blickte sie auf, bei dem kaum hörbaren Klang, fuhr aber, mit einem lauten Freudenschrei in die Höhe, als sie die Augen der Mutter, klar und liebevoll, auf sich gerichtet sah.

„O meine liebe Mutter," rief sie, weinend und lachend zugleich. „Gott sei Dank, der Dich mir wieder gegeben hat!"

Sie küßte ihre beiden Hände, laut schluchzend im Uebermaß der Freude. Doch die Kranke entzog ihre zitternden Hände leise der stürmischen Liebkosung.

„Rita," sagte sie, wie mit schwerer Zunge stammelnd, „faße Dich, und ergib Dich dem Willen der Vorsehung! Es ist vorüber!"

„Die Krankheit, theure Mutter, ist vorüber!" schmeichelte das Mädchen, von plötzlicher Angst ergriffen, die sie der Mutter doch nicht zeigen wollte. Ein schmerzliches Lächeln irrte, rasch wieder verschwindend, über die bleichen Lippen der Kranken.

„Die Krankheit, und das Leben mit ihr," hauchte

sie. „Meine Zeit ist abgelaufen — mein Gatte ruft mich nach der ewigen Heimath, wo ich ihn wieder sehen werde, ohne Trennung! Ich darf muthig vor ihn hintreten," fuhr sie nach einem kleinen Stillschweigen, wie mit sich selbst redend fort, „ich habe ihm die Treue gehalten bis über das Grab — und unser Kind — ich habe es nicht verkauft um schnöden Mammon, um Ehre und Titel, wie die falschen Freunde mir riethen — ich habe es nicht hingesandt unter die Söhne des Antichrists, wie das Lamm unter die Wölfe, ich habe —"

„Mutter," rief das junge Mädchen, mehr und mehr beängstigt, „was meinst Du damit?"

„Ich habe meinen Beruf erfüllt," sprach die Sterbende weiter, und ihr, schon halb verglaster Blick schweifte bei den Worten über ihre Tochter hinweg, als hafte er an einem fernen Gegenstande, „meine Arbeit ist gethan — ich darf vor den Hausvater hintreten, den Denar zu empfangen, der dem getreuen Arbeiter verheißen ist!"

Sie schloß die Augen, und lag eine Weile ganz still, Rita weinte heftig. Sie fühlte sich furchtbar beängstigt — die Mutter kam ihr so verändert vor, so fremd — sie fürchtete sich beinahe vor ihr, und wagte dennoch nicht, sie zu verlassen, um Gertrud herbei zu rufen. Plötzlich richtete die Sterbende sich, wie von

neuer Kraft erfüllt, in die Höhe, und faßte das junge Mädchen fest, beinahe gewaltsam bei der Hand.

„Schwöre mir," rief sie mit einer ganz fremden, heiseren Stimme, daß du niemals ein Bündniß schließen willst, mit den Feinden Deines Gottes!"

„Aber Mutter," schluchzte Rita, halb besinnungslos vor Schrecken und Angst, „was meinst du damit?"

„Schwöre mir, daß Du zeitlebens fest halten willst, an der Wahrheit — an dem reinen, unverfälschten Christusglauben!" —

„Das schwöre ich dir, meine theure Mutter!" rief das junge Mädchen, vor dem Lager auf die Kniee sinkend — „darüber sei ruhig!"

„Ich danke Dir, mein Gott," lallte die Sterbende, „laße nun Deine Dienerin —" das Weitere erstarb in einem unverständlichen Gemurmel.

Rita blieb auf den Knieen liegen, und beugte ihre Stirne auf die Hand der Mutter, die ihre Rechte gefaßt hielt, und es kam nach und nach eine seltsame Betäubung über sie, in welcher sie sich ihrer ganzen Lage und Umgebung vollkommen bewußt, dennoch weder die Kraft hatte, sich zu bewegen, noch im Stande war, ein Wort hervor zu bringen. Sie hörte die Mutter einige Male tief aufseufzen, und fühlte eine Bewegung, als ob deren Körper sich in die Länge ausdehne — dann blieb Alles still. Die Hand, auf der ihr Kopf ruht, wurde kalt

und immer kälter, und sie sagte sich, wie im Traume, daß Alles vorüber, daß die Mutter gestorben, und sie eine verlassene Waise sei — und sie betete zu ihren, nun wieder vereinigten Eltern, sie zu sich zu rufen, in ihre Seligkeit! Und dann glaubte sie eine Stimme zu hören, die ihr tröstend zuflüsterte.: „strebe nach der Wahrheit, die Wahrheit wird Dich frei machen!“ und dann vergingen ihr die Sinne vollends, und sie sank in schwerer Ohnmacht auf den Teppich vor dem Lager der Todten hin.

So fand sie die alte Gertrud, als dieselbe in früher Morgenstunde in's Zimmer trat. Die treue Seele erfüllte das Haus mit ihrem Jammergeschrei, und da sie sich zugleich beeilte, Thüren und Fenster aufzureißen, so waren bald einige dienstbereite Frauen aus der nächsten Nachbarschaft zur Hand. Die ganz bewußtlose Rita wurde vor allen Dingen hinweg und zu Bette gebracht, und der Dr. Scharf gerufen. Dieser warf nur einen Blick auf die Leiche. Hier war keine Untersuchung nöthig — das starre Todtenangesicht sprach deutlich genug — er eilte zu Rita, welche noch kein Zeichen des Erwachens gegeben hatte. Das junge Mädchen lag da, so regungslos und beinahe so bleich, wie die todte Mutter — nur das kaum fühlbare Klopfen des Herzens, der leise Hauch des Athems verrieth, daß sie noch lebe.

Der gute Docktor übersah die Situation mit einem

Blick. Die Magd, welche, nach der Art solcher Leute, ihrem Schmerz um die todte Herrin, in beständigem, lautem Geschrei Luft machte, und dadurch völlig unfähig war, zu der geringsten Dienstleistung, die der Lebenden nützte — die gutmüthigen Nachbarsfrauen, die fremd im Hause, mehr oder weniger von der eignen Häuslichkeit in Anspruch genommen, obendrein vor der Ansteckung bangten, deren Möglichkeit nicht abzuleugnen war, — und das kranke Kind, deren Zustand ihn ernstlich besorgt machte, in diesen, von dem Krankheitsstoff erfüllten Räumen, auf so unzuverläßige Hülfe angewiesen. Unter diesen Umständen zögerte der Doktor nicht, eigenmächtig einzugreifen. Er ließ einen Wagen holen, und brachte selbst das junge Mädchen in das Krankenhaus, welches noch vor Kurzem der Schauplatz ihrer eignen, liebevollen Thätigkeit gewesen war, und wo die guten Nonnen sich jetzt mit wetteifernder Sorgfalt ihrer Pflege widmeten.

Darüber aber hatte der menschenfreundliche Arzt am nächsten Morgen einen Strauß zu bestehen mit dem Pastor Süßmund, welcher ihn eigens in seiner Wohnung aufsuchte, um ihm in bittern und scharfen Worten vorzuhalten, daß er die Waise nur deßhalb der Obhut der Klosterfrauen übergeben habe, um sie seiner, ihres rechtmäßigen Seelsorgers und geistlichen Vorgesetzten, Aufsicht und Fürsorge zu entziehen.

Der Vorwurf war vielleicht nicht ganz so unbegründet, als Dr. Scharf sich den Anschein gab — er war indessen nicht der Mann dazu, sich so leichten Kaufes einschüchtern zu lassen.

„Das Krankenhaus,“ gab er gelassen zur Antwort, „steht als solches, wie Sie sehr gut wissen, Herr Pastor, den Geistlichen beider Confessionen für ihre Krankenbesuche offen. Ich habe gethan, was ich für meine Pflicht hielt — und es wird Sie dort Niemand hindern, dasselbe zu thun, wenn nicht — ich halte es immerhin für keine ganz unbedenkliche Sache für einen Vater unerzogner Kinder, durch den Besuch einer Typhuskranken, sich der Gefahr “—

„So leidet dieses junge Mädchen also wirklich am Typhus?“ fiel Herr Süßmund mit sehr verlängertem Gesicht dem Arzt in die Rede.

„Freilich,“ nickte dieser. „Und es ist das auch nicht zum Verwundern“ fügte er mit sehr bedenklicher Miene hinzu. „Die Kleine ist während der ganzen Krankheit unserer unvergeßlichen Freundin nicht von deren Lager gewichen. Nehmen Sie dazu die heftige, moralische Affektion — ihre vorhergehende Kränklichkeit — so ist mir das Nervenfieber, wenn sie es mit Gottes Hülfe vielleicht übersteht, immer noch lieber, als die Schwindsucht, von der es keine Rettung gibt, und welcher sie außerdem, ohne allen Zweifel anheim gefallen sein würde.

„Sollte es demnach dem Herrn über Leben und Tod gefallen," sagte der Pastor feierlich, „diese jugendliche Blüthe in den Garten des Himmels zu versetzen, so dürfen wir uns getrösten, daß sie als ein reines Opfer ihrer treu erfüllten Kindespflicht stirbt. Für eine so begnadigte Seele ist dann aber auch jeder geistliche Trost und Zuspruch vom Ueberfluß! Nichts für ungut, mein bester Herr Doktor!" —

„Miethling oder Hirte?" fragte Scharf, nachdem die Thüre hinter Herrn Süßmund zugefallen war, seine Frau, welche der Unterredung mit stiller Verwunderung zugehört hatte.

„Bange machen gilt nicht," gab sie lächelnd zur Antwort. „Du hast ihm die Sache gefährlich genug geschildert! Aber ich bin sehr froh, daß die arme Rita vor der Hand wenigstens, vor seinen salbungsvollen Phrasen wahrscheinlich Ruhe haben wird!"

So war es in der That. Der „Vater unerzogener Kinder" trug den Sieg über den Seelsorger davon — und Rita genoß, während ihrer langen und schweren Krankheit, keinen andern religiösen Trost, als den, welchen ihr die Gott geweihten Jungfrauen aus der Fülle jener Liebe spendeten, deren unversiegbare Quelle das göttliche Herz Jesu selbst ist.

Wenn aber das geistliche Ehepaar sich auch scheinbar um die Waise durchaus nicht kümmerte, so war

dennoch dieselbe häufig der Gegenstand ihrer vertrauten Unterredungen. Sie kannten Beide die Verhältnisse sehr genau, in welchen die Professorin ihr Kind zurückgelassen hatte, und wußten, daß Rita, im Falle ihrer Genesung, durchaus darauf angewiesen sein würde, selbst für ihren künftigen Unterhalt zu sorgen. Von der Verwirklichung des Planes aber, den die Verstorbene ihrer ganzen Erziehung zu Grunde gelegt hatte, ein selbständiges Erziehungsinstitut zu errichten, konnte bei der großen Jugend des Mädchens, im ersten Jahrzehend wohl kaum die Rede sein — die Frau Parrerin trug sich vielmehr schon längst mit der Idee, selbst eine solche Anstalt in's Leben zu rufen. Dazu aber bedurfte sie vor allen Dingen einer Gehülfin, auf deren Schultern sie die Arbeiten, die Sorgen des Haushalts legen konnte — und wo ließ sich eine geeignetere Persönlichkeit für diesen Posten finden, als die junge Waise, die mit so vielen Banden der Ehrfurcht nicht allein, sondern auch der Dankbarkeit an das Pfarrhaus gefesselt war, daß sie es sicher als ein besonderes und unverdientes Glück ansehen würde, wenn es ihr vergönnt war, ihre Zeit, ihre Kraft, ihr ganzes Dasein — um den denkbar geringsten Lohn — dem Interesse ihrer Wohlthäter aufzuopfern? Und welch schöne Gelegenheit wurde ihr dabei geboten, sich auf ihren späteren, selbständigen Beruf vorzubereiten, indem sie in den Stunden, welche

die häuslichen Arbeiten frei ließen, in den untern Klassen des Pensionats den Elementarunterricht — natürlich ohne weitere Vergütung — ertheilte, nebenbei auch die Musikübungen der größeren Schülerinen überwachte, und in den Rekreationsstunden die Aufsicht führte. Es würde nicht allein eine Magd, sondern auch eine Unterlehrerin auf diese Weise erspart werden — und man hätte obendrein den Ruhm bei den Leuten, sich in christlicher Barmherzigkeit der Verlassnen angenommen zu haben.

„Die Pfarrerin hielt ihren Plan streng geheim. Es durfte ihr vor Allem Niemand zuvorkommen, dem jungen Mädchen denselben mitzutheilen; denn sie traute nur sich selbst Feinheit und Geschicklichkeit genug zu, ihr die Sache von dem Standpunkte aus vorzustellen, welcher am besten mit den klugen Berechnungen der frommen Frau zusammenstimmte. Und sie hatte Zeit genug, den Plan nach allen Seiten hin zu überlegen, und sogar schon die ersten, vorbereitenden Schritte zu seiner Verwirklichung zu thun, ehe die Waise, die sie zu ihrem Opfer auserkoren, aus der Haft des Krankenhauses, nach langem, schweren Leiden endlich entlassen, in ihr verödetes Heim zurückkehrte — wo Niemand sie willkommen hieß, als die treue Gertrude.

Es war mitten im Winter gewesen, als die Mutter starb, und jetzt prangte die liebliche Gegend im ersten, zarten Hauch, den der beginnende Frühling um Bäume

und Sträucher webt — und die Magd hatte die ersten grünen Zweige, die sie in dem kleinen Hausgarten aufzutreiben vermochte, in zierliche Gewinde verschlungen, über der Thüre aufgehängt, den Einzug der jungen Herrin zu begrüßen.

Diese aber warf sich mit einem Thränenstrom in ihre Arme — das ganze, unsagbare Weh der Verlassenheit, ergriff ihre Seele, als sie die verwaiste Schwelle überschritt. Und mit dem erneuerten Schmerz um die todte Mutter erfüllte eine tiefe Betrübniß ihr liebevolles, und für alle Liebe so dankbares Herz, über die Trennung von den guten Klosterfrauen, die sie soeben verlassen hatte. Und als die Magd, um der erst Genesenen das Treppensteigen zu ersparen, sie in das Zimmer führte, welches der verlorene Freund bewohnt hatte — wo sie, in seiner Nähe, so glücklich gewesen war — da drängte der ganze Schmerz ihres jungen Lebens sich in dem Ausruf zusammen, mit dem sie, laut weinend, in Gertruds Arme sank:

„Ach, wär' ich doch katholisch, liebe Alte!"

Neuntes Kapitel.

Es waren einsame Tage, welche die Waise nun verlebte — nur von den theuren Gestalten der Vergangenheit in wehmuthsvoller Erinnerung umgeben. Der Zauber des Frühlings, draußen in der Natur, glitt wirkungslos ab, an der tiefen Trauer ihres Herzens. Vogelsang und Quellenrauschen, Blüthenpracht und Sonnenschein mahnten sie vergeblich an die Lust des Lebens, der Jugend — in ihrer Seele war es Herbst geworden, trauriger, kalter, stürmischer Herbst!

Sie verschob es, in dieser Stimmung, von einem Tage zum andern, ihre wenigen Bekannten aufzusuchen. Daß sie, so abgeschlossen, nicht immer fortleben konnte, darüber täuschte sie sich allerdings nicht — wußte sie doch nur zu gut, daß sie irgend etwas beginnen und ergreifen müße, daß sie, mit einem Worte, für ihre Existenz zu sorgen habe. Dennoch aber konnte sie es nicht über sich gewinnen, die ersten, einleitenden Schritte zu diesem Zwecke zu thun. Gertrud hatte ihr gesagt,

daß der Pastor Süßmund von der städtischen Behörde einstweilen zu ihrem Vormunde bestellt worden sei; die Nachricht hatte sie unangenehm berührt — sie hatte eine instinktartige, geheime Abneigung gegen den Pastor sowohl, als gegen seine Frau, und obgleich sie sich jetzt sagte, daß es an ihr sei, hinzugehen, um den gefürchteten, geistlichen Vorsteher und Lehrer nun auch als weltlichen Versorger zu begrüßen, so verzögerte sie doch, in unüberwindlicher Scheu, den schweren Gang immer wieder.

Endlich aber währte es der Pfarrerin zu lang, und sie begab sich großmüthig ihrer dreifachen Würde als Frau des Seelsorgers, des Vormundes, und als künftige Herrin, und ging selbst, ihrer vormaligen Schülerin das Glück zu verkündigen, das ihr bevorstand. Sie nahm sich kaum Zeit, das durch ihr unerwartetes Erscheinen mehr erschreckte, als erfreute, junge Mädchen, mit sehr kühler und oberflächlicher Theilnahme nach ihrem Ergehen im Krankenhause, nach ihrem jetzigen Befinden zu fragen, und hörte noch weniger auf Ritas schüchterne Antworten, um sogleich auf den eigentlichen Zweck ihres Besuches loszugehen.

Es fehlte der frommen Frau keineswegs an Redegewandtheit, und sie verstand es sehr gut, eine Sache so darzustellen, wie sie dieselbe angesehen wünschte — dennoch aber war die Wirkung ihrer, mit möglichstem

Pompe vorgetragenen Eröffnung auf die Waise, durchaus nicht ihrer Erwartung entsprechend. Bleich und stumm mit krampfhaft zusammengepreßten Händen, ein Bild des Schreckens, saß Rita ihr gegenüber. Darauf war das arme Kind nicht gefaßt gewesen!

In dem Hause leben, das sie von jeher, aber in der letzten Zeit mehr wie je, nur mit Furcht betreten hatte — unter den unmittelbaren Befehlen der Frau stehen, die ihr in diesem schrecklichen Augenblick noch viel wiederwärtiger erschien, als sonst, und, das schlimmste von Allem, eine Hausgenossin des harten Mannes werden, der ihre theure Mutter so vielfach gekränkt, daß die Erinnerung daran sich durch alle Phantasien ihrer Todeskrankheit zog — und das Alles auf unbestimmte Zeit, auf lange — vieleicht auf immer!

Sie blieb, in ihrer herzbeklemmenden Angst, noch lange stumm, nachdem die Pfarrerin zu reden aufgehört. Diese betrachtete ihr auserlesenes Opfer mit stechenden Blicken.

„Nun, fragte sie endlich, macht etwa die übergroße Freude Dich so schweigsam? Es ist recht schön, ein dankbares Herz für empfangne Wohlthaten zu haben, und das Glück, wenn es Einem so unverhofft in den Schoos fällt, mit jener Schüchternheit aufzunehmen, die aus der Erkenntniß der einzelnen Mängel, des eignen Ungenügens, entspringt. Dennoch aber fasse Muth,

mein Kind! Was dir noch fehlt, um Deiner schönen Aufgabe würdig zu sein, das wirst Du Dir, unter meiner Leitung, bald aneignen, wenn ich schon im Anfange mit Deinem Ungeschick, Deiner Unerfahrenheit werde Nachsicht üben müßen. Sage mir jetzt, bis wann ungefähr Du Deine Siebensachen so weit geordnet haben kannst, um zu uns zu übersiedeln. Ich erwarte die ersten Zöglinge in etwa drei Wochen — einige kleine Mädchen, für die, bis sich die Zahl vergrößert haben wird, Deine alleinige Hülfe hinreichen dürfte. Also —"

„Ich kann nicht — o mein Gott, ich kann nicht" — brach die arme Rita laut weinend aus. „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, nur das nicht! Ich will Magd werden, Ladenjungfer — was weiß ich was Alles — aber das kann ich nicht, wahrhaftig Frau Pfarrerin — ich kann es nicht! —

„Du kannst nicht?!" fuhr die Parrerin wüthend auf und der Zorn färbte ihre gelben Wangen noch gelber, „ei sieh da, du kannst nicht! Das heißt auf gut Deutsch, Du willst nicht! Du willst die Pflicht, Dein tägliches Brod in Ehren zu erwerben, mit ein paar schönen Redensarten abthun, und im Uebrigen von Deinen Renten leben! Wo diese nicht reichen — und sie reichen allerdings nicht, um Dir die Kartoffeln salzen zu können — da rechnest Du wahrscheinlich auf die Almosen Deiner vornehmen Freunde, wie? Vielleicht

läßt sich der Herr Baron bewegen, seiner gefälligen Pflegerin einen Gnadengehalt auszuwerfen, der sie in den Stand setzt, die Hände vornehm in den Schoos zu legen, und sich bedienen zu lassen, statt selbst zu dienen."

„Wer soll dienen?" fragte eine heitre Stimme.

Die Pfarrerin fuhr, im höchsten Grade betreten, herum — kaum weniger erschreckt, ließ das junge Mädchen ihr Tuch von den weinenden Augen sinken — vor ihnen stand die Gräfin Platner, heiter und schön, wie der Frühlingstag draußen, in ihrer eleganten Morgentoilette. Die kreischende Stimme der zornigen Frau hatte ihr leises Klopfen übertönt — sie hatte vermuthlich den größten Theil der Strafrede mit angehört — aber sie war Weltfrau genug, um völlig unbefangen zu scheinen.

„Guten Tag, liebe Rita," sagte sie nähertretend und küßte das bleiche, verweinte Mädchen liebreich auf die Stirn. Dann wandte sie sich zu der Pfarrerin, und reichte ihr flüchtig zwei Finger der rechten Hand.

„Bonjour, ma bonne," sagte sie, sich behaglich in die Sophaecke schmiegend, „pardon, wenn ich störe! Sie sprachen von Dienen, wenn ich recht gehört habe — ach ja, die Dienstbotennoth ist ein Zeichen unsrer Zeit — obschon ich eigentlich noch nicht davon berührt worden bin. Ich lasse meinen Leuten eine vernünftige Freiheit —"

„Die sie benutzen, um Sie zu betrügen und zu be-

stehlen, wo es sich thun läßt," fiel ihre ehemalige Gouvernante giftig ein.

„Ihre Schuld, ma bonne," lachte die Gräfin, „warum haben Sie mich nicht zu einer bessern Hausfrau erzogen? Aber daran ist jetzt nichts mehr zu verbessern. Liebe Rita, ich finde, daß Sie noch recht leidend aussehen, armes Kind! Zu verwundern ist das freilich nicht, nach Allem, was Schweres über Sie dahingegangen ist. Sie müßen sich jetzt nur recht pflegen und schonen, — in Ihren glücklichen Jahren erholt man sich schnell, bei zweckmäßiger Behandlung. Ich sprach vorhin mit Scharf — er will, Sie sollen sich den größten Theil des Tages in freier Luft aufhalten. Ich habe deßhalb meinen Wagen herbestellt, und will Sie entführen. Ziehen Sie sich an — wir fahren in den „schönen Busch," dort nehmen wir ein Mittagsmahl ein, so gut und so schlecht wir es finden, machen nach Tisch eine Wasserfahrt auf dem See, und bleiben überhaupt den ganzen Tag draußen. Abends wird es eine köstliche Rückfahrt im Mondschein. Eilen Sie, Kind, ich höre den Wagen schon!"

Sie drängte sie zur Thüre hinaus — das junge Mädchen gehorchte, ohne recht zu wissen, wie ihr geschah.

„Sie werden diese junge Person noch ganz verderben liebe Amanda," sagte die ehemalige Erzieherin mit unzufriednem Kopfschütteln, als sie sich mit ihrem

emanzipirten Zögling allein sah. „Ich und mein Mann wir sind durchaus nicht der Ansicht, daß man ihr Zeit lassen müsse, sich mit sich selbst zu beschäftigen, wozu sie ohnehin nur allzusehr geneigt ist. Wir glauben vielmehr, je eher sie aus dem gewohnten Müßiggang herausgerissen, und zu einer bestimmten, angestrengten Thätigkeit gezwungen wird, um desto besser ist es für sie, sowohl in leiblicher, als geistlicher Beziehung."

Die Gräfin stand vor dem Spiegel während der tadelnden Rede, und ordnete die leichten Falten ihres Florschleiers.

„Ma bonne, "erwiderte sie, gegen das Spiegelbild der Pfarrerin gewendet, „es ist mir schon einige Mal aufgefallen, welche entsetzlich philisterhafte Ansichten Sie seit Ihrer Verheirathung angenommen haben. So lange dieselben mich persönlich nicht berührten, hielt ich es nicht für angezeigt, Ihnen eine Bemerkung darüber zu machen, und lasse mich auch jetzt auf keine weiteren Auseinandersetzungen ein, sondern begnüge mich, Ihnen einfach zu erklären: das, was Sie mit Rita vorhaben, ist reiner Unsinn! Ich brauche die Kleine selbst!"

„Sie brauchen sie — wozu, wenn ich fragen darf!"

Die Gräfin zuckte ungeduldig mit den Schultern.

„Nehmen Sie immerhin an, ich brauche sie zu meinem Spielzeug" sagte sie, und neigte sich noch näher zu

dem Spiegel, um die Hutschleife frisch zu binden. „Haben Sie denn nie genug?“ fügte sie, sich plötzlich umwendend, beinahe heftig hinzu. „Ich sollte denken mit der Pension, die Papa Ihnen zahlt, können Sie zufrieden sein, ohne noch weitere Erwerbsquellen aufzusuchen!“

„Sie haben gelauscht, Frau Gräfin?“ fragte die Pfarrerin in strengem Gouvernantenton. Die Gräfin aber lachte laut auf.

„Alles Schuld Ihrer schlechten Erziehung!“ rief sie. „Was ich übrigens nicht — wie Sie sich auszudrücken belieben — erlauschte, das haben mir die Thränen der armen Rita, und Ihre eigne Stimmung, ma chere bonne, zur Genüge verrathen!— Geben Sie den Plan aber nur frischweg auf, Beste! Ich betrachte es als ein gutes Werk, ihn zu vereiteln, und würde nöthigenfalls durchzusetzen wissen, daß Ihnen die Concession zur Errichtung Ihrer Dressuranstalt von staatswegen verweigert wird.“

Die Pfarrerin hob entsetzt beide Hände in die Höhe.

„Welche Ursache können Sie haben,“ rief sie in elegischem Tone, „Sie, die ich, ich möchte sagen, wie eine Tochter liebe, so feindlich gegen mich aufzutreten, meine liebsten, langgehegten Pläne zu durchkreuzen?“

Die Gräfin trat dicht vor sie hin, und legte ihre schmale Hand fest auf den knöchernen Arm der frommen Frau. Ihre schönen, eben noch so heiteren Augen stan-

den voll Thränen, ihr ganzes Wesen erschien wie ver-verwandelt, voll tiefen Ernstes und schmerzlicher Erregung.

„Keine Feindseligkeit,“ sagte sie, „ich will nur nicht, daß Sie noch ferner als Erzieherin wirken! Dieß ist das erste und letzte Mal, daß ich mich darüber ausspreche, aber einmal muß ich es Ihnen sagen — Sie haben bei mir und meiner Schwester gerade Unheil genug angerichtet! Ich habe Momente, ma bonne, wo es mich überkommt, als müßte ich meine Seele von Ihnen fordern, und — aber da sind Sie ja, meine liebe Rita! Nun kommen Sie, wir wollen einen köstlichen Frühlingstag verleben, in der duftigen Waldesfrische!“

Jede Spur von Gemüthsbewegung war aus ihren Zügen, ihrem Benehmen verschwunden — sie war wieder, was sie immer zu sein schien, eine heitre, liebenswürdige vornehme Frau, eine Weltfrau, in der ganzen Bedeutung des Wortes. Das junge Mädchen trat schüchtern zu der Pfarrerin.

„Verzeihen sie mir,“ bat sie und wollte ihre Hand ergreifen — Jene wehrte sie aber heftig ab.

„O,“ sagte sie in beißendem Tone, „ich habe durchaus nichts zu verzeihen, mein Fräulein! Wer sich so hohen Schutzes erfreut, dem darf ich freilich nicht wagen, meine bescheidnen Anerbietungen zu machen —“

„So ist es auch, ma bonne,“ sagte die Gräfin, indem sie das junge Mädchen vor sich her in den harrenden Wagen schob, „und es freut mich, daß Sie so verständig sind, das selber einzusehen!“

Der „schöne Busch,“ einer der beliebtesten Vergnügungsorte von Aschaffenburg, ist ein weitläufiger Park, etwa eine Wegstunde von der Stadt entfernt, an der Landstraße gelegen, die nach Frankfurt führt. Der kunstsinnige Naturfreund, König Ludwig der Erste, hat seiner Zeit mit schöpferischem Geiste die reizende Anlage dem dunkeln Forste abgerungen, und derselben die unverwischbaren Spuren seiner eigenthümlichen aber genialen Geschmacksrichtung aufgedrückt. Hier wechseln grüne Matten und sorgfältig gepflegte Gartenpartheieen mit dichtem Waldesdunkel, das in seinem Schooße, im Schatten seiner hundertjährigen Eichen, die lieblichen, kleinen Gehöfte, die sogenannte Colonie der Veteranen birgt; niedliche Häuschen, von den Erfordernissen einer sehr kleinen Landwirthschaft umgeben, die einzeln und zerstreut, in ihrer idyllischen Einsamkeit wie geschaffen erscheinen, zum Ruheplätzchen eines Dichters oder Denkers — in Wirklichkeit aber einigen alten Soltaten, traurigen Resten der Helden von Leipzig und Waterloo, zur lebenslänglichen Wohnung, gegen die leichte Auflage angewiesen sind, für die Reinerhaltung der Parkwege Sorge zu tragen. Weiterhin erhebt sich, von dichtem

Epheu umrankt, aus niederm Erlengebusch ein halb verfallner Thurm, der in den Tagen des Mittelalters ein Wartthurm gewesen sein mag, jetzt aber, mit seinem grauen, zerbröckelnden Mauerwerk, den romantischen Zauber des Ortes um Vieles erhöht. Nicht sehr weit davon entfernt, aber durch dichtes Gehölz von der Stelle geschieden, ist eine weite Lichtung, auf der man sich plötzlich mitten in den raffinirten Comfort unsrer Tage zurück versetzt findet. Ein eleganter Gasthof, in schloßartigem Styl erbaut, ladet hier zur Einkehr, reihenweise aufgestellte Tische und Bänke zur Ruhe im Hofe vor dem Hause ein, flinke Kellner stehen bereit, jedem Wunsch nach Speise und Trank augenblicklich zu genügen. Seitwärts vom Hofe aber schimmert das blaue Wasser eines kleinen Sees herüber, auf dem stolze Schwäne auf und nieder ziehen, und an dessen schilfbewachsenem Ufer schaukelnde Kähne zur Wasserfahrt locken — für die fröhliche Jugend der Stadt ein besonders bevorzugtes Vergnügen.

Hierher lenkten die feurigen Rosse ihren Lauf, und es war allerdings eine köstliche Fahrt durch die morgenfrische Frühlingsluft. Das junge Mädchen fühlte sich wie von einem schweren Bann befreit, als zum ersten Male seit so langer und trauriger Zeit die Stadt hinter ihr lag, und ihr geblendetes Auge die wohlbekannte Landschaft, vom Frühlingszauber umwoben, im Glanze

des wolkenlosen Himmels vor sich ausgebreitet sah, und sie schmiegte sich, voll tiefer Dankbarkeit, fest an die gütige Freundin, die so zu rechter Zeit zu ihrer Hülfe erschienen war.

Die Gräfin saß eine Weile in Nachdenken verloren, ohne anscheinend auf ihre Gefährtin zu achten. Dann wandte sie sich plötzlich zu ihr, und faßte ihre Hand.

„Liebe Rita," sagte sie, „ich habe mir erlaubt, über Sie zu verfügen, ohne Ihrer Einwilligung gewiß zu sein — ich hoffe indessen, Sie werden mich nicht Lügen strafen. Die ma bonne wollte Sie zu einer Art von höherer Kinderfrau pressen — ich habe dem gegenüber meine eignen Ansprüche auf Sie etwas scharf betont. Dadurch aber ist es nothwendig geworden — wozu ich Ihnen außerdem gern noch etwas Zeit gelassen hätte — die Sache zwischen uns Beiden sogleich in Ordnung zu bringen. Sie sehen gewiß selbst ein, Kind, daß Sie zu jung sind, um mit Ihrer Gertrud allein hausen zu können —"

„Zu jung und zu arm," fiel Rita, heißerröthend, mit bebenden Lippen, die Augen voll Thränen, ihr in die Rede.

„Armes Ding," sagte die Gräfin gleichmüthig, aber machen Sie sich über diesen Punkt weiter keine Sorge! Ich biete Ihnen an, zu mir zu kommen, unter dem Titel meiner Gesellschafterin — wie nothwendig mir

eine solche, hier in dem langweiligen Neste ist, das habe ich erst empfunden, seitdem Sie nicht mehr zu mir kamen! Sie sollen mir die Grillen vertreiben, mir vorlesen, wenn ich gerade aufgelegt bin zum zuhören, mich überall begleiten, wo ich nicht gerne allein hingehe, den Theetisch verwalten, wenn ich Gesellschaft habe, vielleicht auch hier und da ein bischen Aufsicht im Hauswesen führen — Sie haben ja gehört, wie ma bonne mir vorwarf, daß ich davon nichts verstehe — und im Uebrigen ein so angenehmes Leben führen, als es Ihnen unter diesen Umständen möglich sein wird. Ihr Salair —"

„Frau Gräfin!" — rief das Mädchen erschrocken aus.

„Nun was wollen Sie, Kind? Nur keine Ueberspanntheiten! Ich liebe es, praktische Dinge auch praktisch zu behandeln! Ich gebe Ihnen für den Anfang dreihundert Gulden — Taschengeld, wenn der Ausdruck Ihnen lieber ist — und werde im Uebrigen die Sorge für Ihre Toilette zum größten Theil selbst übernehmen, damit Sie in den Stand gesetzt werden, sich einen Sparpfennig zu erübrigen, für Ihre spätere Zukunft. Also, wollen Sie so, so schlagen Sie ein!"

Sie streckte ihr die Rechte entgegen, mit ihrem gewinnendsten Lächeln, und Rita legte die ihrige hinein, ehe sie sich noch recht bewußt geworden war, welche Bedeutung der Schritt, zu dem sie sich dadurch verpflichtete für ihr ganzes künftiges Leben haben mußte. Die Gräfin

aber lehnte sich, mit sehr zufriedener Miene, behaglich in die weichen Polster zurück.

„So" sagte sie, „das wäre abgemacht! Es ist mir ein köstlicher Spaß, der ma bonne so gründlich das Spiel zu verderben. Schlau genug hatte die Duckmäuserin es angefangen — aber nun hat sie das Nachsehen!"

Der armen Rita fiel mit diesen Worten eine schwere Last auf das, allen Eindrücken nur zu leicht geöffnete Herz. War die liebevolle Theilnahme — so fragte sie sich im Stillen — die ihr die Gräfin bewies, nur ein angenommenes, oberflächliches Wesen, gleichsam eine Maske, und war der eigentliche Beweggrund ihres Handelns nur die höhnische Freude, die Pläne ihrer früheren Erzieherin zu durchkreuzen? Und mit dieser Frage drängte sich dem jungen Mädchen dann das andre Bedenken auf, daß es eigentlich im Hause der Gräfin für sie gar keine bestimmte Beschäftigung, keinen Wirkungskreis gab.

Ihre Leute waren treu und zuverlässig — was auch die Pfarrerin dagegen sagen mochte — meist alte Diener, die sie aus dem Vaterhause mitgebracht, der Haushalt ging seinen geregelten Gang — da gab es für Rita nichts zu beschicken. Die Gräfin aber auf ihren Spaziergängen, ihren häufigen Ausflügen zu begleiten, ihr Gesellschaft zu leisten, wenn sie einmal die Laune überkam, zu Hause zu bleiben — das waren

Dinge, die sie vor Kurzem noch als ihre liebste Erholung, ihre größte Freude betrachtet hatte; und dafür sollte sie sich von jetzt an, als für einen käuflichen Dienst, ablohnen lassen, ablohnen mit einer Summe, die ihrem einfachen und bescheidenen Sinn als so groß erschien, daß sie meinte, dieselbe, mit Allem, was sie zu leisten fähig war, nicht verdienen zu können. Allerdings, tröstete sie sich über diesen letzteren Punkt, würde mit dem vielen Gelde weniger ihr Dienst belohnt werden, als daß dasselbe sie entschädigen sollte für ihre Freiheit, die sie dahin gab. Sie trat ja mit dem Handschlag, den sie so eben gewechselt, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu der Gräfin — sie wurde ein Theil ihres Haushalts — fast ihrer Dienerschaft! —

Ach, wo waren doch ihre goldnen Träume geblieben, in denen sie sich an der Seite des geliebten Mannes gesehen hatte, frei, geliebt, geehrt, und den ersten Frauen des Landes gleich im Rang, in der Lebensstellung — und nun! —

Und darüber gedachte sie mit Schrecken daran, wie Waldeck sie vor der Gräfin gewarnt, ja, den Umgang mit ihr entschieden mißbilligt hatte! Sie glaubte, den treuen besorgten Blick noch zu sehen, mit dem er ihr in die Augen geschaut — das leise Beben seiner weichen, tiefen Stimme noch zu hören, als er die Warnung aussprach! Sie hatte ihm damals so gern, so willig versprochen,

seinen Rath zu befolgen — was würde er jetzt wohl von ihr denken, wenn er erführe, wie schlecht sie ihr Wort gehalten?

Aber das war ja doch Alles vorüber — verloren für immer? Der selige Traum war ausgeträumt, die rauhe, nackte Wirklichkeit machte ihr Recht in der fühlbarsten Weise — mit der prosaischen Frage um das tägliche Brod — an der Verwaisten geltend, und am Ende — der Freund, dem sein Glaube mehr galt, als ihre Liebe, der sie, um dieses Glaubens willen, freiwillig aufgegeben und verlassen hatte, von dem, seit jenem furchtbaren Trennungsmorgen -- in allen Schmerzen und aller Trauer, die seitdem über sie dahin gefluthet — kein Erinnernngszeichen, kein Gruß an sie gelangt war — der konnte, für den bestgemeinten Rath, den er unter so ganz andern Verhältnissen ausgesprochen, keine Berücksichtigung mehr verlangen — er selbst mußte das einsehen!

An diesem Punkte ihres peinlichen Nachsinnens angelangt, beschloß sie dasselbe mit dem festen Vorsatze, sich in ihre neuen Verhältnisse so gut wie möglich einzuleben, indem Sie sich ihrer Beschützerin so nützlich und angenehm zu machen suchte, als sie — in welcher Weise immer — ihr zu werden vermochte. —

Die Gräfin schien, entweder aus zarter Rücksichtsnahme, oder weil ihre eignen Gedanken sie hinreichend

beschäftigten, die Schweigsamkeit ihrer jungen Gefährtin nicht zu merken. Sie hielt fortwährend ihre Lorgnette vor den Augen, und spähte unruhig die Straße entlang, ohne jedoch den Gegenstand ihrer Erwartung erspähen zu können. —

Schon lenkten die Rappen von der Landstraße ab, in die Parkwege hinein, da sprengte unter den Bäumen ein Reiter ihnen entgegen. Wie er näher kam erkannte ihn Rita — es war Holbach.

„Endlich," rief die Gräfin, und schlug fröhlich die kleinen Hände zusammen, „wo bleiben Sie, Baron?"

„Ich gebe die Frage zurück, Gräfin," erwiederte er, und winkte dem Kutscher, zu halten. „Ich bin schon eine Weile hier," fügte er hinzu, den prachtvollen Grauschimmel neben dem Schlage parirend, „habe Alles auf's Beste besorgt, das Programm des Tages entworfen, und wollte jetzt sehen, wo Sie bleiben?

„Die Herrschaften kennen einander?" fragte die Gräfin leichthin, auf Rita deutend, die über und über erglühte.

„Habe die Ehre," erwiederte der junge Offizier, indem er grüßend an die Mütze griff, während Rita sich sittig verneigte.

„Weiter," rief die Gräfin dem Kutscher zu.

Der Wagen setzte sich von Neuem in Bewegung, der Grauschimmel courbettirte neben demselben her, der

Reiter und die Gräfin unterhielten sich angelegentlich, laut und lachend, in fließendem Italienisch. Das verstand die arme Rita nicht, und sie empfand es als das erste leise Merkzeichen der beginnenden Dienstbarkeit, daß sie gerade die Sprache wählten, die ihr fremd war. Wäre es französisch oder englisch gewesen — das verstand und sprach sie — aber italienisch! Dadurch sah sie sich zu einer bloßen Figurantenrolle verurtheilt, die sie tief demüthigte und obendrein fürchterlich langweilte.

Der Kutscher machte die gewöhnliche Tour um den ganzen Park und fuhr dann in schulgerechtem Trabe an dem Gasthause vor. Der Baron sprang vom Pferde, warf die Zügel seinem herbeieilenden Reitknecht zu und bot der Gräfin die Hand zum Aussteigen. Er wollte dann dem jungen Mädchen denselben Ritterdienst erweisen. Doch Jene nahm schnell seinen Arm und zog ihn fort ins Haus. Rita folgte allein.

Ein eleganter Speisetisch war in einem besonderen Zimmer gedeckt — für zwei Personen, wie Rita erst dadurch bemerkte, daß der Baron dem Kellner befahl, noch ein Gedeck aufzulegen. Das Mahl war auserlesen und offenbar vorher bestellt — in der Regel ist eine so feine Küche in dem Hause nicht zu finden. Die Conversation wurde bei Tische, zu Rita's großem Troste, in der deutschen Muttersprache geführt. Holbach war heute viel liebenswürdiger gegen das junge Mädchen,

als damals auf dem Balle, und bemühte sich mehrmals sie in das Gespräch zu ziehen, welches übrigens die Gräfin in fast übersprudelnder Laune und unerschöpflichem Witz beherrschte.

„Ich habe heute Morgen Briefe von Waldeck gehabt," sagte er auf einmal, das angefangene Gesprächsthema plötzlich abbrechend, und wandte sich dabei direkt an Rita.

Sie schreckte erbleichend zusammen, ihre Brust rang nach Athem — sie brachte kein Wort über die zitternden Lippen.

„Wie geht es ihm?" fragte die Gräfin gleichmüthig, „was treibt er?"

„Er ist jetzt definitiv um seinen Abschied eingekommen," erwiderte der Lieutenant, „und will den Sommer jedenfalls zu Hause bei den Seinigen verleben — vielleicht mit Ausnahme einer Badereise, je nachdem. Er scheint mir noch recht leidend, seine Stimmung gedrückt, seine Brust scheint angegriffen in Folge der Wunde."

Der Kellner stellte in diesem Augenblick mit triumphirender Miene einen saftigen Rehrücken — ein culinarisches Meisterwerk allem Anscheine nach — vor dem Baron auf den Tisch, und dieser begann mit großem Bedacht und waidmännischer Kunstfertigkeit denselben zu zerlegen. Die Gräfin sah ihm dabei mit sichtbarem Vergnügen zu.

„Demnach noch keine Verlobung in Aussicht?“ fragte sie leichthin.

„Ich glaube weniger wie je,“ war seine Antwort, „da er leider mit seiner Carrière auch seine Existenz aufgibt, und seine Gesundheit ihm, vor der Hand wenigstens, nicht erlaubt eine neue zu begründen. Das ist es indessen nicht, was er dabei zu bedauern scheint. — Aber darf ich nun bitten?“

Er bot seiner Nachbarin den Teller mit den zierlichen Fleischschnitten dar und die Conversation nahm eine andere Wendung.

Für die arme Rita ging dieselbe verloren — sie hörte kaum wovon die Rede war, ja es würde ihr jetzt völlig gleichgültig gewesen sein, durch irgend ein ihr fremdes Idiom von aller Theilnahme daran ausgeschlossen zu werden. Sie hörte nur immer und immer wieder die Worte: seine Brust ist angegriffen, seine Stimmung gedrückt!

Die arme Rita! Sie hatte geglaubt ihr Gefühl für Waldeck siegreich bekämpft zu haben; ihr Stolz, ihre Vernunft, ihr kindlicher Gehorsam, alles das hatte sich vereinigt, ihr über den Schmerz des Vermissens, der unabänderlichen Trennung hinweg zu helfen, und das große Leid um den Tod der Mutter — die bange Sorge, welche damit über sie hereingebrochen war, ihre eigene lange Krankheit, hatten diesen Schmerz mehr und mehr

in den Hintergrund ihres Empfindens zurückgedrängt. In diesem Augenblick aber lebte die Liebe wieder frisch und neu in ihrem Herzen auf, und es war Alles vergessen, außer dem einen tiefen Weh, daß er litt, daß er trauerte und daß sie ferne von ihm war — fern für immer!

Als das Mahl zu Ende war, befahl die Gräfin den Kaffee im Hofe unter den Bäumen zu serviren — dann wurde die projektive Wasserfahrt gemacht, die Schwäne wurden gefüttert — und als sie wieder ans Land stiegen rief die Gräfin lustig:

„Jetzt auf nach Valencia — lieber Holbach, lassen Sie einspannen!“

Rita athmete erleichtert auf — sie glaubte es gehe nach Hause — es verlangte sie so sehr nach Stille, nach Einsamkeit, nach ungestörtem Ausweinen. Als sie aber den Park verlassen hatten und die Landstraße erreichten, lenkte der Wagen nach der entgegengesetzten Seite, nach Frankfurt hin, und die Gräfin lachte laut auf über das verwunderte Gesicht ihrer jungen Gefährtin.

„Haben Sie im Ernst geglaubt,“ rief sie, „ich würde den Tag im Busch zubringen, wie ein Schüler in Vakanz? Wir fahren nach Frankfurt, mein Kind, wo der himmlische Nachbaur gastirt, und heute als Lohengrin auftritt. Der Baron hat für Plätze gesorgt, d. h. er wird die Güte haben, Ihnen den seinigen in meiner Loge abzutreten, nicht wahr, Holbach?“

Er ritt wieder neben dem Wagen her und neigte sich freundlich bejahend.

„Aber, Frau Gräfin," wandte das junge Mädchen schüchtern ein, „in der tiefen Trauer —"

„Werden Sie allerdings keine sehr brillante Erscheinung sein," war die Antwort, „aber das thut nichts, Kind! Sie gehen mit als meine Gesellschafterin, und mich dünkt, Sie können das Amt nicht angenehmer antreten. Nachbaur als Lohengrin — darum werden Viele Sie beneiden, glauben Sie mir das!"

„Vorausgesetzt," mischte Holbach sich ein, „daß er nicht mit falschem Einsatz anfängt, wie ihm das wohl hier und da begegnet" —

„Ihr jungen Herren seid sammt und sonders eifersüchtig auf ihn," schmollte die Gräfin. „Es ist aber bei Weitem leichter einen falschen Ton mit scharfem Ohr heraus zu hören, als den richtigen wieder zu finden, wenn man falsch angefangen hat!" —

Nachbaur sang und spielte schöner als je — auch die schärfste Kritik mußte die schwierige Leistung dieses Abends für eine vollkommen gelungene erklären. Die junge Rita aber vergaß über dem bethörenden und verlockenden Zauber dieser nie gehörten Klänge all ihre vorherigen Bedenken, vergaß selbst ihr Leid, und versenkte sich mit allen Sinnen in die unbekannte geheimnißvolle und doch so schöne und glänzende Welt sagen=

hafter Romantik, die von dem dämonischen Reiz getragen, der den Wagner'schen Kunstschöpfungen eigen ist, vor ihren überraschten Blicken sich aufthat. Mit der ganzen lieblichen und naiven Hingebung ihrer früheren Tage sprach sie nach dem Schlusse der Oper der gütigen Beschützerin ihren Dank und ihre Freude aus, träumte auf der vom herrlichsten Mondschein beleuchteten Rückfahrt mit wachen Augen von dem edlen Schwanenritter, der aber nicht des großen Sängers, sondern Waldecks Züge trug, und träumte davon weiter, als sie endlich in ihrem stillen Häuschen wieder angelangt, zugleich ermüdet und erregt in Schlaf gesunken war.

Zehntes Kapitel.

Es war die letzte Nacht, und der Morgen, der auf diese Nacht folgte, war der letzte Morgen ihrer Freiheit. Die Gräfin hatte darauf gedrungen, daß die junge Waise schon gleich an diesem Tage zu ihr übersiedle. Gertrud sollte in dem Hause bleiben, bis der Pastor Süßmund, als Curator von Ritas kleinem Vermögen, Gelegenheit gefunden haben würde, das Besitzthum zu vermiethen oder vortheilhaft zu verkaufen, sammt der ganzen Einrichtung — bis auf diejenigen Gegenstände, welche seine Mündel als ihr besonders lieb zu behalten wünschte. Mittlerweile aber wollte die Gräfin Schritte thun, um der treuen Magd einen Dienst in München bei ihrer Schwester, der Baronin von Unruh, zu verschaffen, bei welcher, wie sie sagte, die moderne Dienstbotennoth in vollster Blüthe stand, und es immer vakante Stellen gab — ein sehr unangenehmer Zustand, für welchen beide Schwestern von der stabilen Gertrude die einzige noch übrige Möglichkeit der Abhilfe hofften.

Mit unaussprechlich schwerem Herzen ging die arme Rita daran, ihre bescheidene Gardarobe durchzusehen und für die Uebersiedlung zu ordnen. Der Abschied von allen den theuern Erinnerungen aus ihrer fröhlichen Kindheit, ihrer harmlosen Jugend — an die kurze, ach so schöne Zeit ihrer Liebe — dieser harte und schmerzliche Abschied wurde ihr keineswegs dadurch erleichtert, daß sie, vor der Hand wenigstens, in der alten Vaterstadt bleiben sollte — der Schritt aus der Freiheit in die Dienstbarkeit wurde ihr, im Gegentheil, vielleicht gerade dadurch um so schwerer. Sie hatte vielleicht den Werth ihrer bisherigen Freiheit noch niemals so tief empfunden, als in dem Augenblick, wo sie im Begriffe stand derselben, wahrscheinlich für immer, zu entsagen.

So lange die Mutter lebte, war diese Freiheit allerdings eine sehr bedingte — doch war der Gehorsam, den die Mutter unnachsichtlich forderte, immer nur durch die Rücksicht auf Rita's eigenes Wohl geboten — das ganze Leben der Wittwe, ihr Denken und Wollen hatte ja nur den einen Zweck, das eine Ziel — des Kindes Wohl! Die Verwaiste aber sollte von nun an ihr eigenes Selbst gleichsam aufgeben — fremde Interessen, fremde Neigungen und Wünsche sollten über ihr Handeln bestimmen, ihr eigenes Wohl und Weh sollte in keiner Weise mehr für dasselbe maßgebend sein! Ach, wie anders wäre es doch gewesen, wenn Waldeck — doch das waren

müßige Gedanken! Es war ein schöner Traum gewesen, dem Manne, den sie liebte, ihr Leben weihen zu dürfen, für die Hingabe ihres ganzen Selbst, durch seine Liebe überreich belohnt. Jetzt heischte die Wirklichkeit vielleicht noch größere Opfer, und anstatt mit Liebe belohnte sie dieselben mit Geld, — mit einem Sparpfennig für ihre einsamen alten Tage — wenn sie ihren Dienst erfüllt hatte und Niemand ihrer mehr bedurfte! —

In dieser Stimmung und mit diesen Gedanken kam die neue Gesellschafterin zu ihrer Herrin, um sich derselben zur Verfügung zu stellen. Die Gräfin aber war, noch erfüllt von all den angenehmen Eindrücken des gestrigen Tages, in der rosigsten Laune, und empfing das junge Mädchen in der liebenswürdigsten Weise — sogar mit einer Beimischung von Herzlichkeit. Ebenso hatte sie das für sie bestimmte Zimmer mit großer Sorgfalt herrichten lassen, — ja — Rita fand darin alle die lieben, altgewohnten Bilder und Geräthschaften wieder, die zu Hause die Einrichtung ihres Stübchens gebildet hatten.

Gerührt und erheitert durch diese liebevolle Aufmerksamkeit und die ganze Weise ihrer Aufnahme, erneuerte sie im Stillen den schon gestern gefaßten Vorsatz, den Anforderungen ihrer neuen Stellung mit allem Fleiße nachzukommen — da ertönte die Glocke, die zu Tische rief.

Mit bangem Herzen trat sie in den Speisesaal — bei Tische mußte sie mit dem Grafen zusammentreffen! Der Graf aber war ihr niemals sympathisch gewesen, sein verdrießliches, vornehm kaltes Wesen hatte ihr vielmehr von jeher eine gewisse Scheu eingeflößt, die natürlich jetzt noch gesteigert wurde durch den Gedanken, daß sie ihm jetzt als ihrem Herrn begegnen würde.

Er aber begrüßte sie, als er kurz nach ihr zugleich mit seiner Gemahlin hereinkam, mit feiner weltmännischer Artigkeit als neue Hausgenossin, und drückte ihr in freundlichen Worten seinen Dank und seine Freude aus über ihre treue und opferwillige Hingebung für „seine theuere Amanda!"

„Sie ist jung," fügte er mit einem halb unterdrückten Seufzer hinzu, „sie bedarf einer jugendlichen Gefährtin, die ihr meine Begleitung ersetzt, wenn mein Alter und meine Kränklichkeit mich an mein Zimmer fesselt. Ich schätze mich glücklich, in Ihnen, mein liebes Fräulein, eine solche Gefährtin gefunden zu haben, welche in ihrer Person alle die Eigenschaften vereinigt, von denen jede einzelne für diesen Posten von unschätzbarem Werthe ist — eine vortreffliche Erziehung, eine vielseitige Bildung mit einem unverdorbenen fröhlichen Herzen — wenn auch leider ein hartes Geschick diesen liebenswürdigen Frohsinn für den Augenblick getrübt haben mag — ein angenehmes Aeußere bei tadellosem Rufe —"

„Nun hör' aber auf!" fiel die Gräfin laut lachend ein, „Du setzest ja das arme Kind in die gräßlichste Verlegenheit mit Deinem unnöthigen Lob! Wir Beide wollen schon mit einander fertig werden — nicht wahr, ma petite chatte?"

Die arme Rita blickte dankbar zu ihrer Beschützerin auf — das so unverblümte Lob des Grafen — so froh sie auch über seine Freundlichkeit war — hatte sie in der That eher peinlich als angenehm berührt.

„Ich werde mir gewiß alle Mühe geben," stammelte sie, im dunkelsten Purpur erglühend, „mich Ihrer großen Güte würdig zu zeigen, und im Uebrigen den Zweck meines Hierseins, so viel in meinen schwachen Kräften liegt, zu erfüllen — dabei aber muß ich natürlich für den Anfang wenigstens um Ihre beiderseitige, größte Nachsicht bitten!"

Statt aller Antwort machte ihr der Graf eine kurze steife Verbeugung — die Zurechtweisung seiner Gemahlin schien ihm die Laune verdorben zu haben — er sah finster und beleidigt aus, erwiderte jedoch nichts. Die Gräfin aber sagte halb lachend, halb ärgerlich:

„Ich begreife nur Ihre Schwerfälligkeit nicht, Rita! Was für überspannte Ideen haben Sie sich denn um des Himmelswillen in Ihr romantisches Köpfchen gesetzt von Ihrer „Aufgabe" bei mir? Es fällt ja keinem Menschen ein, etwas Anderes von Ihnen zu verlangen,

als daß Sie immer liebenswürdig sind — das will sagen frisch und heiter — wie sie waren, als ich Sie zum ersten Male bei der ma bonne antraf. Damals war es hauptsächlich die Widerstandskraft, mit welcher Ihr lieblicher Frohsinn sich dem düstern pietistischen Geiste des Pfarrhauses gegenüber zu behaupten wußte, was mich so für Sie einnahm. Also werden Sie nur wieder gerade wie damals — alles Andere findet sich von selbst! Nur keine trübe Miene, keine Bedenklichkeit, keine Kopfhängerei! Das Alles kann ich in den Tod nicht ausstehn!" —

„Aber," wandte das junge Mädchen schüchtern ein, „ich habe doch geglaubt mich im Hauswesen —"

„Ach was, Hauswesen," fiel die Gräfin ein, „das geht von selbst, oder vielmehr ich bezahle dafür meine andern Leute! Ich habe Sie nicht engagirt um die Stütze meiner Wirthschafterin, sondern um meine eigene kleine Gesellschafterin zu sein, meine Puppe, mein Spielzeug, wenn Sie es so nennen wollen! Das ist Ihre ganze Aufgabe, mein liebes Kind, und sie ist nicht gar zu schwer zu erfüllen, sollte ich denken!" —

Der Graf hatte dieser Auseinandersetzung mit sarkastischem Lächeln zugehört, ohne dieselbe mit einem einzigen Worte zu unterbrechen. Jetzt machte er mit dem Arm eine Bewegung, wie Jemand, Der einem Andern einen Peitschenhieb versetzt.

»Bons esclaves, amusez vous«, sagte er, auf den Tanz anspielend, zu dem auf den Sklavenschiffen die unglücklichen Neger aus Gesundheitsrücksichten gezwungen werden. Seine Gemahlin fuhr mit einer Heftigkeit auf, die mit ihrer gewöhnlichen heitern und sorglosen Weise im schreiendsten Widerspruche stand.

„Solche Anzüglichkeiten verbitte ich mir!“ rief sie zornig. „Ich finde dieselben im höchsten Grade unschicklich und obendrein die Anspielung ganz unpassend. Rita versteht schon, was ich meine!“

„Es dürfte dem Fräulein dennoch unverständlich, ja völlig unbegreiflich erscheinen“, gab er mit vornehmer Kälte zur Antwort, „daß der Graf Platner an seinem eigenen Tische, von seiner zwanzig Jahre jüngeren Gemahlin, eine Lektion über Anstand und Schicklichkeit, in so unschicklicher Weise ertheilt, sich gefallen läßt!“

„Ach geh“, rief sie, „mach' um Gotteswillen keine so erhabene Miene! Es ist wahrhaft lächerlich, wie Du mir jedes Wort auf die Goldwage legst! Rita versteht mich viel besser, nicht wahr, Kind?“ —

Er gab keine Antwort — auch Rita schwieg; es entstand eine minutenlange Pause im Gespräch, die für Alle peinlich war, und der die Gräfin ein Ende machte, indem sie ihren Gemahl so freundlich, als wäre nichts vorgefallen, fragte, was er den Nachmittag zu thun beabsichtige.

„Ich fahre mit dem nächsten Zuge nach Mainz," gab er eben so zur Antwort, „wo ich einen Bekannten treffen will, der sich bei der Durchreise dort aufhält, und mir Rendezvous gegeben hat."

„Wollen wir mit?" fragte sie, an das junge Mädchen gewendet.

„Ich muß für heute auf die Ehre verzichten," fiel er rasch ein. „Wir haben, mein Freund und ich, über wissenschaftliche Dinge zu reden, die für die Damen kein Interesse haben." — Sie sah ihm mit spöttischem Lächeln in's Gesicht.

„Namen nennen ihn nicht?" fragte sie. „Ich will Dir aber dennoch sagen wer es ist, theuerster Gemahl! Dame Fortuna ist's, der Du am grünen Tisch zu Wiesbaden Deine Huldigung darbringen willst!" — Er biß sich auf die Lippen — über sein bleiches Gesicht flog eine matte Röthe.

„Wie kommst Du auf die Idee?" fragte er unwillig mit einem Seitenblick auf Rita.

„Ei nun," ewiderte sie, „ich habe so meinen spiritus familiaris, der mir Alles verräth — hörst Du wohl, mein Geliebter — Alles! Davon aber abgesehen, hat Deine zwar sehr erfinderische Ausrede einen wirklich allzu starken Beigeschmack von Unwahrscheinlichkeit. Ein Freund, der auf der Durchreise eine wissenschaftliche Unterredung mit Dir zu haben wünscht! Wer glaubt

denn so etwas? Ich habe schon öfter sagen hören, daß junge Lebemänner im Alter zu Betbrüdern geworden sind — zu einem Gelehrten habe ich aber noch keinen Einzigen in seinen alten Tagen werden sehen!" —

„Und wenn es so wäre?" sagte er. „Ich habe Glück gehabt in der letzten Zeit und halte es durchaus für kein Verbrechen, diesen günstigen Moment zu benutzen."

„Warum denn aber," fiel sie ein, „machst Du ein Geheimniß daraus?"

„Weil es," gab er mit verhaltener Heftigkeit zur Antwort, „für einen Mann, der, wie ich, fast zeitlebens an eine unbeschränkte Freiheit des Thuns und Lassens gewöhnt war, ganz fürchterlich langweilig ist, über den kleinsten Schritt, den er thut, Rede stehen zu müssen. Darin, meine liebe Amanda, bist Du die würdige Tochter Deines Vaters, dem es sehr erwünscht wäre, wenn er über meine persönlichen Ausgaben Buch führen dürfte."

„Er wird dazu wohl seine Gründe haben," war ihre rasche Antwort, „und im Uebrigen sollen Mann und Frau kein Geheimniß haben vor einander."

„Du sprichst da," erwiderte er mit einem Anflug von Wehmuth, „von idealen Zuständen, die niemals zwischen uns existirt haben, wie Du sehr wohl weißt. Oder hast du etwa keine Geheimnisse vor mir?"

„Ach Gott, ja", sagte sie treuherzig, „nur zu Viele

— aber Jedermann kennt sie — es sind lauter öffentliche Geheimnisse!"

Rita mußte, so peinlich das ganze Gespräch auch für sie anzuhören war, doch lachen über dieses naive Geständniß. Der Graf wandte sich mit wohlwollendem Lächeln zu ihr.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, „wenn auch die Rücksichtslosigkeit, womit wir soeben unsere kleinen Streitigkeiten in Ihrer Gegenwart verhandelt haben, Sie mit Recht befremden mag, so beweist Ihnen dieselbe doch zugleich — mehr als alle Freundschaftsversicherungen dieß vermöchten — wie sehr wir Beide schon von diesem Tage an Sie als zu uns gehörig, gleichsam als ein Glied unserer Familie zu betrachten wünschen. Man pflegt vor Fremden die schadhaften Stellen des Familienlebens nicht aufzudecken, und — da Sie vorhin von der Aufgabe sprachen, die Sie in unserm Hause zu erfüllen wünschen — so meine ich, es liege gerade in diesem Vertrauen unsrerseits für Sie eine ernstere und vielleicht schwerer zu lösende Aufgabe, als z. B. die Führung des Haushalts gewesen sein würde, falls es meiner Frau beliebt hätte, Sie mit der obersten Leitung desselben zu betrauen —"

„Das heißt," fiel die Gräfin dem Gemahl ungeduldig in die Rede, „aus der umständlichen Hofsprache in unser gewöhnliches Deutsch übersetzt, daß Sie, liebe

Rita, von allen den Süßigkeiten, die wir, mein Mann und ich, so eben miteinander ausgetauscht haben, keinen Menschen das Geringste mittheilen dürfen, und überhaupt reinen Mund halten sollen über Alles, was bei uns vorgeht, und künftig noch etwa vorgehen wird."

„Aber das versteht sich ja ganz von selbst", rief das junge Mädchen und erröthete dabei so heftig, als ob sie schon auf einer flagranten Uebertretung dieser, für ihre Stellung so hochwichtigen Regel, ertappt worden wäre.

„Das habe ich eigentlich auch geglaubt," sagte die Gräfin, aber mein theurer Gemahl liebt es, in allem gründlich zu Werke zu gehen! Sind wir fertig?" fügte sie hinzu, ihren Stuhl rückend.

Er stürzte rasch den Rest in seinem Glase hinunter.

„Du erinnerst mich gerade Recht, daß der Zug im fünf Minuten abgeht," sagte er sich erhebend.

»Bonne chance!« rief sie ihm lachend zu, „Sie, Rita, kommen mit mir!"

Eilftes Kapitel.

Die Offenheit, womit das gräfliche Ehepaar der neuen Gesellschafterin schon gleich am ersten Tage ihres Eintritts entgegen kam, blieb in den nächsten Wochen ziemlich dieselbe. Sie stritten und zankten und sagten einander so derbe Wahrheiten, daß es dem jungen Mädchen oft schien, es müße ein völliger Bruch die unvermeidliche Folge davon sein; dann versöhnten sie sich wieder — leichthin, oberflächlich, ohne Reue oder Rührung. Alles in Ritas Gegenwart. Und war sie einmal bei einer solchen Scene zufällig nicht zugegen, so berichtete ihr die Gräfin dieselbe, Wort für Wort — insofern der Ausdruck anwendbar ist für ein Gemisch von Dichtung und Wahrheit — sobald sie sich wieder mit ihr allein befand.

Diese Neigung zu gelegentlichen Entstellungen und Uebertreibungen, die zuweilen bis zur offenbaren Erdichtung ging, war ein vorherrschender Zug im Charakter der Gräfin. Sie erzählte sehr gut, und hatte sich an=

gewöhnt, ihre Erzählungen dadurch noch pikanter zu machen, daß sie ohne Bedenken alles darin aufnahm, was ihr für diesen Zweck geeignet schien. Sie that das ohne irgend eine Absicht, zu schaden, und wußte manchmal selbst, in einer so arrangirten Geschichte das Wahre von dem Falschen hinterher nicht mehr zu sondern.

Rita entdeckte das erst nach und nach und es machte einen tiefen uud peinlichen Eindruck auf sie. Selbst an strenge Wahrhaftigkeit gewöhnt, besaß sie noch die ganze Schärfe des Urtheils, die der Jugend eigen zu sein pflegt, ehe die eigne Erfahrung von der Schwäche der menschlichen Natur, sie nachsichtiger gegen Andre gemacht hat. So konnte es nicht fehlen, daß ihre Achtung für ihre Herrin, zugleich mit ihrem Vertrauen zu ihr, einen heftigen Stoß erlitt — um so mehr, als sie zu gleicher Zeit gewahrte, daß sie keineswegs, wie sie bisher geglaubt, die einzige Vertraute derselben war. Im Gegentheil war die Kammerjungfer der Gräfin in alle Angelegenheiten der Herrschaft ebenso eingeweiht, wie sie; ja es fanden oft stundenlange Conferenzen bei verschlossnen Thüren zwischen der Zofe und der Gebieterin statt, von denen man das junge Mädchen sorgfältig ausschloß. Das kränkte sie aber, aus mehr als einem Grunde. Nicht aus Neugierde. Dieser Fehler, welcher seit den Zeiten unsrer Stammmutter Eva, dem weiblichen Geschlechte so häufig zur Last gelegt wird —

während er doch eigentlich dem ganzen Menschengeschlechte mehr oder weniger anklebt — war nicht in besonderm Grade bei Rita vorherschend; was wohl in erster Linie der Eingezogenheit zugeschrieben werden muß, in welcher sie aufgewachsen war, und die ihr niemals Gelegenheit geboten hatte, sich um fremde Angelegenheiten zu kümmern. Aber es kränkte sie vor Allem, weil es sie der Wichtigkeit beraubte, die sie schon angefangen hatte, ihrer neuen Stellung beizulegen. Mehr und mehr drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, daß sie in der That der Gräfin nichts war, als ein angenehmes Spielzeug, ein Zeitvertreib — wie diese am ersten Tage, schon den Zweck und Nutzen, den sie von Ritas Gegenwart in ihrem Hause erwartete, bezeichnet hatte — und daß die Rolle, die man sie hier spielen ließ, sehr viel Analoges hatte mit derjenigen, welche in früheren Zeiten die sogenannten lustigen Räthe an den fürstlichen Hofhaltungen durchzuführen bestimmt waren. Sie sollte heiter sein, und immer nur heiter. Jede ernste Miene wurde ihr als üble Laune, jede einigermassen ernsthafte Aeußerung als Pedanterie ausgelegt und wenn sie schwieg, so war sie vollends „unausstehlich langweilig." Und doch konnte sie nicht umhin, sich manchmal in Stillen die Frage zu stellen, welchen Grund sie denn eigentlich zu dieser unerschöpflichen, gleichsam offiziellen Fröhlichkeit habe? Sie lebte aller=

dings ohne Sorgen in der Gegenwart — aber auch ohne eine einzige Hoffnung für die Zukunft, und das Beste, was sie wünschen konnte, war eine möglichst lange Dauer ihrer jetzigen Verhältnisse — die sie im Grunde doch so wenig befriedigten.

Es gehört eine kältere Seele, und ein selbstsüchtigeres Herz dazu, als das junge Mädchen besaß, um zufrieden dahin leben zu können, ohne einen wirklichen Zweck, ohne eine lohnende Aufgabe — ohne sich jemals am Abend sagen zu dürfen: dieses oder jenes hast Du geschafft, vollendet, gut gemacht im Lauf des Tages. Eine Katholikin an Ritas Stelle würde vielleicht versucht haben, die Menge von völlig unnützen, ohne Ausnahme durchaus weltlichen Kleinlichkeiten, die den Kreis ihrer, so leicht und angenehm erscheinenden Pflichten ausmachten, durch die gute Meinung zu heiligen — vielleicht — bis sie sich überzeugt hätte, daß die Ehre Gottes und der Dienst der Welt auch durch die beste Meinung nicht zu vereinigen sind. Der armen Rita aber fehlte selbst der Trost des Versuchs. Die fromme Uebung war ihr, als Protestantin, unbekannt.

Der andere Grund aber, der sie die Vertraulichkeit der Gräfin mit ihrer Zofe, nicht sowohl mit mißgünstigem, als vielmehr mit tadelndem Auge ansehen ließ, war ein gewißes Mißtrauen, welches sich ihr im Laufe der Zeit über den Zweck der langen und häufigen, geheimen

Unterredungen zwischen den Beiden, aufdrängte. Das Mädchen wurde häufig nach einer solchen Conferenz nach Frankfurt entsendet, um wie es hieß, für ihre Herrin Einkäufe zu machen. Nun wußte aber Rita sehr gut, daß es eine Leidenschaft der Gräfin war, derartige Geschäfte in eigner Person zu besorgen, sich, zu Fuß oder zu Wagen aus einem Laden in den andern, von einer Kleidermacherin und Modekünstlerin zur andern zu begeben. Sie nannte das ihre Commissionsreisen, bei denen sie oft die abenteuerlichsten Dinge zu suchen vorgab, nur um das Vergnügen zu haben, die Kaufläden recht von Grund aus zu durchstöbern. Rita hatte sie schon voriges Jahr öfter auf diesen allerdings unterhaltenden, aber auch ziemlich anstrengenden Wanderungen durch das Labyrinth der Straßen und Gäßchen der alten, freien Stadt begleitet, und mit Erstaunen gesehen, welche Summen da an ganz werthlose Gegenstände zuweilen verschwendet wurden. Es bedurfte daher für Rita keines großen Scharfblicks, um sich zu sagen, daß die kurzen Abwesenheiten der Fräulein Elise — von welcher niemals ein Resultat sichtbar wurde — einen andern Zweck haben mußten, und eben so nahe lag es, zu errathen, welcher es sei. Holbachs Kommen und Gehen hing offenbar damit zusammen — was um so mehr in's Auge fiel, da dieser fast immer die Zeit zu seinen Besuchen wählte, wenn der Graf verreist war. Dieß

war aber immer häufiger der Fall und immer länger währte sein Fernbleiben.

„Er hat wieder eine gelehrte Zusammenkunft," pflegte dann die Gräfin zu sagen, und ihr spöttisches Lächeln ließ keinen Zweifel über den Sinn dieser Worte zu.

Für die unschuldige, strengerzogne Rita hatten diese häuslichen Zustände, je mehr sie sich vor ihr entschleierten, etwas unaussprechlich Widerwärtiges, ja etwas geradezu Beängstigendes. Mehr als je dachte sie an Waldecks frühere Warnung vor dem Umgang mit der Gräfin, und bereute mit Thränen, derselben so leichtsinnig zuwider gehandelt zu haben. Sie dachte oft, daß es weit besser für sie gewesen sein würde, wenn sie den Vorschlag der Pfarrerin angenommen hätte. So widerwärtig es sein mochte, dort zu leben, so war ihr doch dort eine nützliche Thätigkeit in Aussicht gestellt worden, wobei keine inneren Vorwürfe, keine Beunruhigung des Gewissens zu befürchten stand.

Doch diese Gedanken kamen zu spät. Die Pfarrerin hatte nicht allein ihre damals gehegten Pläne definitiv aufgegeben, sondern sie behandelte auch seitdem das junge Mädchen mit so geflissentlicher Kälte und Zurücksetzung, daß an ein Wiederanknüpfen der früheren Beziehungen nicht zu denken war.

Ihrerseits wurde aber auch die Gräfin ihres aus-

erwählten Spielzeugs bald müde, als sie in demselben einen selbstdenkenden Geist und eine Seele zu entdecken begann, welche, ungeblendet von dem äußern Glanze, der sie hier umgab, in ihrem Benehmen oft genug die Entrüstung durchschimmern ließ, welche das leichtsinnige und ganz frivole Treiben in ihr erregte, dessen Zeugin sie geworden war. Mehr und mehr sah sich die junge Waise aus der persönlichen Umgebung ihrer sonst so gütigen Beschützerin entfernt, verlor mit jedem Tage mehr den Parquetboden des Salons unter den Füßen, und sah sich endlich gezwungen — wenn sie sich nicht ganz auf die Einsamkeit ihres Zimmers angewiesen sehen wollte — das zu werden, wogegen die Gräfin noch vor Kurzem so entschieden protestirt hatte: die Stütze der Wirthschafterin. —

Mit dem Grafen hingegen war gerade das Gegentheil der Fall. Ihm war im Anfang das junge, bleiche Mädchen, in ihren bescheidenen Trauerkleidern, mit den deutlichen Spuren der überstandnen, schweren Krankheit in der allzuschlanken Gestalt, dem abgemagerten Gesichtchen, dem gelichteten Haar, eine völlig gleichgültige Erscheinung gewesen. Er betrachtete ihre Aufnahme wie eine der harmlosesten unter den zahlreichen Launen seiner Gemahlin, die sie vielleicht vor manchem andern, weniger unschuldigen Einfall bewahren konnte, und erwies — von diesem Gesichtspunkt ausgehend — ihrem neuen Schützling eine halb gönnerhafte Freundlichkeit.

Krankheit und Gram pflegen indessen, in dem glücklichen Alter von siebzehn Jahren, der äußern Erscheinung nur vorübergehende Spuren aufzudrücken, und die liebliche Schönheit der Waise erblühte, ungeachtet des Druckes, der auf ihrer Seele lastete, in kurzer Zeit zu neuem und höherem Glanze. Graf Platner aber war ein feiner Schönheitskenner, und die Veränderung, die unter seinen Augen mit dem Schützling seiner Gemahlin vorging, weckte in seiner Brust eine Menge von Gedanken und Empfindungen, die der Nachtseite des menschlichen Herzens angehörten. Ritas engelgleiche Schönheit reizte sein Begehren, und ihre verlassene und schutzlose Lage ermuthigte ihn zugleich, ein willkommenes Werkzeug in ihr zu sehen, um an seiner Gemahlin, deren leichtfertiges Treiben ihn tiefer kränkte, als er zeigen wollte, eine empfindliche Rache zu nehmen.

Das unschuldige, junge Mädchen aber sah in der zunehmenden Freundlichkeit des alternden Mannes gegen sie nichts weiter, als die Güte eines großmüthigen Beschützers, und bat ihm oft im Stillen die Scheu, ja fast Abneigung, reumüthig ab, die sie früher gegen ihn gehegt hatte. Und wie sie ihm jetzt unbefangen die Dankbarkeit zollte, die sein Benehmen zu verdienen schien — so fühlte sie sich zugleich vom Mitleid bewegt, mit der schiefen Stellung, zu welcher der mittellose Gemahl der reichen Erbin im eignen Hause verur-

theilt war. Dieser Dank aber fand zugleich mit diesem Mitleid seinen Ausdruck in der kindlichen Sorgfalt, mit welcher sie allen Wünschen und Bedürfnissen des kränklichen Mannes liebevoll entgegen kam, den die eignen Diener, dem Beispiele der Gebieterin folgend, oft auf's Unverzeihlichste vernachlässigten. —

Es war an einem heißen Tage gegen Ende August. Der Graf war verreist, seit zwei Tagen, wie gewöhnlich ohne weder das Ziel seiner Reise, noch die Zeit seiner Rückkehr vorher zu bezeichnen, und die Gräfin hatte am Morgen, bloß von Holbach, welcher am frühen Morgen mit der Bahn gekommen war, begleitet, einen ihrer häufigen Ausflüge unternommen — Rita hatte keine Aufforderung erhalten, sich ihr anzuschließen. —

Das junge Mädchen benutzte die Freiheit, die ihr dadurch wurde, zuerst zu einer Wanderung auf den Kirchhof. Dort verweilte sie lang am Grabe ihrer Mutter — in schmerzlichen nnd feierlichen Gedanken, in heißem Gebete. Sie betete freilich nicht für die todte Mutter — der „heilige und heilsame Gebrauch, für die Verstorbenen zu beten“ war ihr ja fremd, als Protestantin — aber sie betete zu der Mutter, wie wir, die glücklichen Kinder der alleinwahren Kirche, zu den lieben Heiligen beten; sie flehte sie an um ihren Schutz und Beistand, um ihre Fürbitte bei Gott, daß er ihr ruhigere Zeiten, glücklichere Tage schenken möge

als die sie jetzt verlebte. Sie bepflanzte das Grab mit frischen Blumen, legte einen Kranz darauf, und nachdem sie so ihrer kindlichen Pflicht genügt, und noch einige andre bekannte Gräber besucht hatte, führte ihr Weg sie zu dem gemeinsamen Hügel der im vorigen Jahre hier gefallnen Krieger.

Ein ganzes Jahr ihres kurzen Lebens zog an dieser Ruhestätte der Tapfern an ihren Geiste vorüber. Es war ein schweres und kummervolles Jahr gewesen — hatte ihr die treue Mutter geraubt, sie aus ihren ruhigen und glücklichen Verhältnissen für immer herausgerissen, und doch — es hatte auch so viel Schönes in seinem Schooße getragen, hatte eine ganze, neue, ungeahnte Welt in ihrer Seele geweckt! Sie war untergegangen, diese schöne, reiche Welt — aber die wehmüthige Erinnerung daran war dennoch der Jungfrau theuerstes Eigen geblieben,

„Gott sei Dank, daß er nicht unter diesem Hügel schläft," seufzte sie aus tiefstem Herzen, indem sie sich zum Fortgehen wandte.

Ihr Rückweg nach der Stadt führte sie am Krankenhause vorüber. Sie kämpfte einen Augenblick, ob sie eintreten sollte, die guten Schwestern zu begrüßen — sie war nicht wieder hier gewesen, seit ihrer Genesung, und es schien ihr fast, als habe sie damit eine Unfreundlichkeit gegen die Klosterfrauen begangen, die

doch immer so sehr lieb und gut zu ihr gewesen waren. Sie hatte schon den Kreuzgriff des Glockenzuges an der Hausthür gefaßt — doch „nein," sagte sie, plötzlich entmuthigt, zu sich selbst — „es ist ja doch Alles aus und vorbei, und Du bist ja nicht einmal katholisch!" —

Sie ging traurig fort, durch das offne Gitterthor in's „schöne Thal"; sie wollte ihr liebes Häuschen einmal wieder sehen.

Wie sie über die Brücke kam, stand die Scene von damals lebhaft vor ihrem Geiste — sie glaubte die beiden Soldaten leibhaftig wieder zu erblicken, wie sie sich rathlos über den Verwundeten beugten — sie hörte den leisen Klagelaut wieder, als er sich dem weiteren Transport widersetzte — sie sah wieder den verschleierten, schmerzlichen Blick, als er die Augen aufschlug — und es war ihr zu Sinn, als ob sie auf heiligem Boden stehe.

Das Häuschen war an mehrere Parthieen vermiethet. Durch die offenstehenden Fenster des Zimmers im Erdgeschoß, desselben, welches Waldeck bewohnt hatte, drang ihr der Duft frischer Wäsche, das eintönige Klappern von mehreren, in lebhafter Thätigkeit befindlichen Plätteisen, mit einem Durcheinander lachender und plaudernder Weiberstimmen entgegen. Es war eine Wasch- und Bügelfrau, die dort mit ihren Gehilfinen ihr Wesen trieb. Oben wohnte ein Schuhmacher — in

der „guten Stube,“ wo sie Waldeck zum letzten Male gesehen, war die Werkstatt, im Garten trieben sich schreiende, schmutzige Kinder umher — sie zog sich zurück, ohne das Häuschen zu betreten, ihr Herz war zum Zerspringen voll. Die ganze, schöne Traumwelt ihrer Jugend lag hier verschüttet, und die allergewöhnlichste Prosa des Lebens wälzte sich in breitem Strome über die Trümmer — was sollte sie noch hier?

Als sie nach Hause kam, trat ihr auf dem Vorplatz der Graf entgegen, mit Hut und Stock, im Begriff, auszugehen. Sie fuhr betreten zurück — seine Rückkehr war ihr völlig unerwartet.

„Verzeihen Sie,“ stammelte sie verlegen.

Er sah finster und übellaunig aus, doch sein Gesicht erheiterte sich schnell bei ihrem Anblick.

„Ich habe Ihnen durchaus nichts zu verzeihen,“ sagte er betont, „aber wie kommt es, daß Sie meine Frau nicht begleitet haben? So angenehm es mir auch ist, Sie zu Hause zu finden, so“ —

„Die Frau Gräfin hat meine Begleitung nicht befohlen,“ erwiderte sie, heiß erröthend.

„So?“ sagte er, „nun, desto besser für mich! Ich komme eben an, und da ich das ganze Haus leer fand, wollte ich im Gasthof diniren. Da Sie nun aber zurückgeblieben sind, so bleibe ich da, und wir speisen zusammen. Wollen Sie vielleicht die Güte haben, den

veränderten Tagesbefehl dem Küchenpersonal bekannt zu geben?"

Er nickte ihr freundlich zu, und ging in sein Zimmer zurück; eine Stunde später fand sie sich bei Tische wieder mit ihm zusammen.

Sie sah dem unvermeidlichen tête à tête nicht ohne Bangigkeit entgegen — es ging indessen viel besser, als sie erwartet hatte. Er war in seiner liebenswürdigsten Laune, geistreich und gesprächig — so daß ihre Befangenheit sich nach und nach verlor, und sie, fast wie mit einem gleichstehenden Bekannten, zu plaudern anfing.

Als das Mahl zu Ende war, und der aufwartende Diener — nachdem er die silberne Kaffeemaschine vor den Grafen gestellt, und das Cigarrenetui daneben gelegt hatte, sich, wie gewöhnlich, entfernte, wollte auch Rita sich bescheiden zurückziehen. Der Graf schob ihr aber lachend die Maschine zu.

„Bleiben Sie nur da," sagte er „und brauen Sie heute den Kaffee, für uns Beide, bitt' ich! Ich habe es nicht oft so gut, und will es heute recht genießen."

Sie verneigte sich geschmeichelt — er galt für sehr feinschmeckend im Betreff des braunen Labetranks — es durfte nicht leicht Jemand denselben für ihn bereiten. Sie that es jetzt mit aller Sorgfalt, während er, die feine Havanna rauchend, ihr wohlgefällig zusah.

„Sagen Sie mir doch, wer hat denn eigentlich meine Frau begleitet?“ fragte er plötzlich, ihr die Tasse abnehmend.

Sie sah erschrocken zu ihm auf — die Frage war ihr peinlich.

„Von Hause Niemand,“ gab sie nach einigen Zögern, fast stammelnd, zur Antwort.

„Auch ihre Jungfer nicht?“

„Nein, Herr Graf.“

„Aber der Baron Holbach, wie?“

Das junge Mädchen wurde dunkelroth.

„Allerdings,“ flüsterte sie, kaum hörbar. Er schwieg, es entstand eine minutenlange Pause.

„Liebe Rita,“ sagte endlich der Graf, und es war für das junge Mädchen nicht möglich, zu unterscheiden, ob es Zorn sei, oder Schmerz, was in seiner Stimme bebte, „Sie sind kein solches Kind mehr, daß Sie nicht selbst in den wenigen Monaten, die Sie in meinem Hause verleben, das Mißverhältniß wahrgenommen haben sollten, welches zwischen mir und meiner Frau besteht.“

„Herr Graf —“

„Lassen Sie mich ausreden, Kind! Ich sage, Sie müssen längst entdeckt haben, daß ich in meinem eignen Hause, anstatt dessen Herr, der Letzte bin, auf dessen Wünsche und Gefühle man Rücksicht nimmt, daß ich,

mit einem Worte, ein unglücklicher, ein vernachläßigter zurückgesetzter Mann bin!

Rita schwieg, unfähig, etwas zu erwidern. Was der Graf ihr sagte, war allerdings kaum etwas Neues für sie; aber sie fühlte, mit dem Zartgefühl der Unschuld, das Unpassende der Mittheilung ihr gegenüber.

„O, dieser Holbach!" fuhr er zähneknirschend fort, „begreifen Sie, was ich fühle, bei seinem, nur zu häufigen Erscheinen?"

„Wenn aber", versetzte sie schüchtern, „die Besuche des Barons dem Herrn Grafen so sehr zuwider sind — warum sagen Sie das nicht einfach der Frau Gräfin? Oder ihm selbst?"

Er lachte höhnisch laut auf.

„O du liebe Unschuld!" rief er. „Zum Rathgeben meine liebe Rita", fuhr er fort, „kann ich Sie nicht brauchen! Das wäre auch zu viel verlangt von Ihrer Unerfahrenheit, von Ihrer Unbekanntschaft mit der Welt. Aber zu meinem unaussprechlichen Troste sind Sie mir gesendet, Sie liebes Kind — zur Entschädigung für mein zerstörtes, häusliches Glück! Wenn Sie treulich zu mir halten, in allen unsern häufigen Zwistigkeiten auf meiner Seite stehen — wenn ich in Ihren schönen Augen lesen, von Ihrem lieblichen Munde es hören darf, daß Sie mir ein wenig gut sind, mich ein wenig — ein wenig nur bedauern — so mag immerhin meine Frau

sich mit ihrem Preußen amüsiren, so viel sie will, und so lange, bis sie das Spiel selbst überdrüssig wird!" --

Das war nun doch zu viel — selbst für die Unbefangenheit der jungen Rita! Die Stimme der Verführung war vor ihrem jungfräulichen Ohre noch niemals erklungen; doch wenn sie auch jetzt nicht die volle Bedeutung des leisen Zischens der Schlange verstand, so fühlte sie doch mit dem untrüglichen Takte eines reinen Herzens, daß die Worte, welche der Graf so eben zu ihr gesprochen, eine schwere Beleidigung für sie enthielten, und erhob sich dagegen mit dem ganzen Stolze der Unschuld.

„Herr Graf," sagte sie, indem sie rasch von ihrem Stuhle aufstand, es würde sich schlecht für mich ziemen, wenn ich in Ihrem Hause eine Rolle spielen wollte, die gewissermaßen gegen die Herrin desselben, gegen meine Herrin, gerichtet wäre. Was Sie mit der Frau Gräfin zu schlichten haben, das muß ich Ihnen selbst überlassen. Sollte mir indessen jemals der geringste Einfluß vergönnt sein bei derselben, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich ihn nur zum Guten anwenden werde!" —

Mit diesen Worten machte sie ihm eine steife Verbeugung, und ging hinaus. In ihrem einsamen Stübchen überlegte sie lange, was sie, unter diesen kritischen Umständen, zu thun habe, um nach allen Seiten hin,

ihre Pflicht zu erfüllen, und gelangte endlich zu dem Entschluß, bei der nächsten Gelegenheit eine eingehende Unterredung mit der Gräfin zu haben. Dieselbe hatte sie ja, bevor in der letzten Zeit ihre Stimmung gegen sie sich so sehr verändert hatte, immer wie ihre Freundin, wie gleichberechtigt mit ihr, angesehen und behandelt, und welchen größern Beweis konnte sie ihrer jetzigen Herrin wohl von ihrer Aufrichtigkeit geben — wie ihre Dankbarkeit besser bethätigen, als wenn sie jetzt — selbst auf die Gefahr ihres Zornes hin — ihr die Augen zu öffnen suchte, über den falschen Weg, den sie zu wandeln begonnen.

Damit kam nun freilich das arme Kind übel genug an. Die Gräfin kam allein, und sehr vergnügt, von ihrem Ausfluge, der sie in die romantischen Thäler des Taunus geführt hatte, zurück, und konnte nicht Worte genug finden, die reizenden Gebirgsdörfer mit ihren idyllischen Gasthöfen, ihren primitiven Trink- und Badeanstalten, zu rühmen und zu preisen. Der Moment, eine Strafpredigt zu halten, konnte nicht schlechter gewählt werden. Die junge Rita war aber eine sehr ungewiegte Diplomatin, und sie hatte beschlossen, zu predigen.

Bei dem ersten Worte aber, das sie sprach, fuhr die Dame mit einer Gereiztheit in die Höhe, aus der das Bewußtsein ihrer schlechten Sache deutlich sprach.

„Was fällt Ihnen ein," schrie sie, dunkelroth vor Zorn, „wie kommen Sie dazu, Ihre Stellung, mir gegenüber, so schmählich zu vergessen?"

„Das thu' ich keineswegs", erwiederte Rita, „aber ich würde es für einen schlechten Beweis von Anhänglichkeit halten, Ihnen nicht aufrichtig —"

„Eine Aufrichtigkeit der Art, mein Kind, kann nur im allerhöchsten Falle geduldet werden zwischen gleichstehenden Freunden. Von der Dienerin, ihrer Herrin gegenüber, wird sie zur Unverschämtheit, merken Sie sich das. Für jetzt gehen Sie mir aus den Augen — aber, halt — erst will ich wissen, ob Sie diese Unverschämtheit aus eignem Antrieb begangen haben, oder wer dahinter steckt? Mein Mann am Ende wohl gar? Hat er etwa gewagt, mit Ihnen zu complottiren? Haben Sie sich etwa gar mit ihm in ein Verhältniß eingelassen? Wehe Ihnen, wenn ich dahinter komme!"

„Ich weiß nicht was Sie damit sagen wollen," betheuerte das weinende Mädchen. „Beklagt hat der Herr Graf sich allerdings, und mich dünkt —"

„So — er hat sich beklagt?! Nun weiß ich schon genug, Adieu!" —

Als die erzürnte Frau sich allein sah, lachte sie laut und höhnisch auf.

„Das hätte ich mir denken können, rief sie, „daß diese kleine Person viel zu hübsch ist, um den Kenner-

augen meines Herrn Gemahls zu entgehn! Wie konnte ich nur so entsetzlich dumm sein! Schlau genug hat er es angefangen, sich in das weiche Herz des Gänschens einzuschleichen! Spielt den Gekränkten, Zurückgesetzten, Unglücklichen — charmante Rolle das! Im Grunde dauert mich das arme Ding, sie meint es so ehrlich — aber, fort muß sie, je eher, je lieber — und dazu kommt mir Sidoniens Brief gerade recht!" —

Sie nahm einen Brief zur Hand, der während ihrer Abwesenheit eingelaufen war, und vertiefte sich von Neuem in dessen Lektüre. Er war von ihrer Schwester der Baronin von Unruh, und enthielt einen umständlichen Bericht über alle Zustände der Familie. Die Baronin klagte unter Anderm, daß sie ihre Tochter, die fünfzehnjährige Aurelia, aus ihrem Pensionate habe zurücknehmen müssen, weil das viele Sitzen und angestrengte Lernen, der Gesundheit des zarten Mädchens, bei ihrem fast allzuraschen Wachsen, geschadet habe. Sie wollte ihr nun im Hause, durch Privatlehrer den allernothwendigsten Unterricht ertheilen lassen, wobei sie sich jedoch, wie sie sagte, keinen Illusionen hingab über die furchtbare Langeweile, welcher das liebe Kind bei diesem einsamen Studium ausgesetzt sein würde.

„Wüßte ich nur", so schloß die lange Abhandlung, irgend eine junge Person aufzutreiben, die, wohlerzogen, sittsam und bescheiden, sich gegen gute Bezahlung

bereitfinden ließe, diese Langweile mit Aurelien zu theilen, und dadurch sie ihr weniger fühlbar zu machen. Ich habe mich schon verschiedentlich umgesehen — aber diejenigen unter den hiesigen, jungen Mädchen, welche die nöthigen Eigenschaften für die Stelle besitzen, sind außerdem viel zu anspruchsvoll. Die würden die junge Dame spielen, Aurelien gleichgestellt sein wollen, während es doch nur eine etwas höhere Art von Dienstmädchen ist, was ich brauche; sonst ladet man sich mit ihr eine Last auf den Hals, die durch den kleinen Nutzen, den man davon hat, keineswegs aufgehoben wird." —

„Da haben wir ja gleich einen Ausweg," sagte die Gräfin, die Blätter zusammenfaltend, „und sind der Mühe überhoben, dem Herrn Gemahl den Text zu lesen, was ohnehin zu Auseinandersetzungen führen dürfte, die es klüger ist, zu vermeiden." Sie schrieb ihrer Schwester augenblicklich, daß sie ihr eine sehr geeignete, junge Person zur Verfügung zu stellen habe — wobei sie nicht unterließ, Ritas gute Eigenschaften in das glänzen dsteLicht zu stellen — und bat um schnelle Antwort. In Erwartung derselben war sie die Liebenswürdigkeit selbst gegen das junge Mädchen, erwähnte der unangenehmen Scene mit keiner Silbe mehr, uud behandelte ihren Gemahl mit einer Aufmerksamkeit, die so entschieden abstach gegen ihr bisheriges Benehmen gegen ihn, daß die arglose Rita sich um so leichter der Hoff=

nung hingeben konnte, mit ihren gutgemeinten Vorstellungen — trotz der ungünstigen Aufnahme derselben — den gewünschten Zweck dennoch erreicht zu haben, da Holbach sich während dieser Zeit nicht ein einziges Mal sehen ließ. Die Täuschung währte indessen nur etwa vierzehn Tage — da trat die Gräfin eines Morgens mit ihrem freundlichsten Lächeln in das Zimmer des jungen Mädchens, das sie sonst niemals zu betreten pflegte. Sie hatte einen offenen Brief in der Hand.

„Liebe Rita“, sagte sie, „Sie sind zwar noch sehr jung, und ganz außerordentlich naiv — aber doch haben Sie gewiß selbst nicht erwartet, daß nach der Scene, die Sie mir neulich spielten, Ihr Aufenthalt in meinem Hause von längerer Dauer sein könne.“

Sie hielt inne, als erwarte sie eine Antwort — da Rita sie aber nur sprachlos, mit weit offenen Augen anstarrte, fuhr sie gleichmüthig fort.

„Wenn ich Sie aber auch selbst nicht behalten kann, so wollte ich Sie doch nicht hülflos in die Welt hinaus stoßen; sondern habe Ihnen in München, im Hause meiner Schwester, eine vortreffliche Stelle verschafft, als Gesellschafterin von deren einzigen Tochter. Ihr Salair bleibt dasselbe, wie hier — nur Ihre Leistungen werden etwas verschieden sein. Es gibt dort weder betrübte Ehemänner zu trösten, noch arglose Frauen auszuspioniren — sondern nur einfach zu thun,

was man geheißen wird. Machen Sie sich also fertig, je eher, je lieber, dahin abzugehen — die Frau Baronin sieht ihrer Ankunft mit Ungeduld entgegen."

Das junge Mädchen verneigte sich, ohne ein Wort zu erwidern — der tief empörte Stolz gab ihrer Haltung den Anschein vollkommener Ruhe.

„Es ist vielleicht besser so," sagte sie zu sich selbst, nachdem die Gräfin sie verlassen hatte. Mit dem Wort aber brachen zugleich die gewaltsam zurückgedrängten Thränen hervor — sie weinte lang und bitterlich. So tief sie aber auch gekränkt war, so kam es ihr doch keinen Augenblick in den Sinn, sich der so eigenmächtig über sie getroffenen Verfügung zu widersetzen; ja, sie betrachtete es vielmehr in der That als einen Rest von wohlwollender Berücksichtigung, daß ihre seitherige Beschützerin sie in ihrer eigenen Familie untergebracht hatte, anstatt sie einfach zu entlassen.

Zwei Tage später trat die junge Waise, von einem Dienstmann gefolgt, der ihr bescheidenes Reisegepäck trug, in den Bahnhof, um die Reise nach der Hauptstadt anzutreten. Sie bekam indessen nur ein Billet bis Würzburg — dort, wurde ihr gesagt, müsse sie eine frische Karte lösen, der Aufenthalt reiche dazu hin.

Die arme Rita war der ungeübtesten Reisenden eine — als sie in dem großen, herrlich gelegnen Würzburger Bahnhof ihren Zug verließ, brachte das hier herr-

schende Gedränge sie beinahe völlig außer Fassung. Ungewiß, wohin sie sich wenden sollte, stand sie beladen mit verschiedenen Gepäckstücken, auf dem Perron.

„Wohin reisen Sie, Fräulein?“ fragte der Portier des Wartesalons, indem er, mit seinen Schlüßeln rasselnd zu ihr trat. Sie machte ihm, in ihrer Angst, eine tiefe Verbeugung.

„Nach München, mein Herr!“

„Haben Sie schon Billet?“

„Nein, ich weiß nicht — “

„Dort um die Ecke — eilen Sie, in fünf Minuten geht der Zug!“

Sie rannte, in fliegender Eile, nach der angegebnen Richtung fort — in der Halle, wo das Ausgabebureau sich befindet, begegneten ihr viele Menschen, die, ihre Billets in der Hand, von dort schon zurückkamen. Als sie, ganz außer Athem, an dem Schalter ankam, traten zwei Herren nach der entgegengesetzten Seite, ihr den Rücken zuwendend, davon zurück. Sie blieb, wie angewurzelt stehn — der Eine der Beiden — diese Haltung —

„Kommen Sie, rasch“, rief der Expeditor ungeduldig, „wohin?“

Vom Wartesalon her erklang schon der Ruf zum Einsteigen — sie faßte sich mit Mühe, und zählte ihr Geld hin.

„Komm“, sagte, zwei Schritte hinter ihr, eine nur zu wohl bekannte Stimme „die Aussicht ist prächtig, aber der Zug geht ab!

Die beiden Herren, die einen Augenblick auf der Rampe stehn geblieben waren, gingen schnellen Schritts durch die Halle, nach dem Wartsaal zurück. Kein Zweifel, der Eine war Oscar Waldeck! Er nahm den Hut ab, ehe er um die Ecke bog, und fuhr mit der rechten Hand über die Stirn durch die Haare — wie gut kannte sie diese Bewegung!

„Sie müssen eilen“, sagte der Expeditor, ihr das Billet reichend. — Die Aufforderung war unnöthig. — Doch ihre bebenden Glieder versagten ihr beinahe den Dienst. Als sie im Wartsaal ankam, war von der Erscheinung keine Spur mehr sichtbar. Die Reisenden hatten ihre Plätze bereits eingenommen — der Saal war fast leer.

Kaum ihrer Sinne mächtig, mit hörbar klopfendem Herzen wurde das junge Mädchen von dem ungeduldig drängenden Schaffner in ein Damencoupe geschoben. Der Zug brauste dahin, der die Waise nach der stolzen Königsstadt führen sollte — welches aber war Oscar Waldecks Reiseziel? —

Ende des ersten Theiles.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Oscar Waldeck hatte den ganzen vorigen Winter in dem stillen Kapuzinerkloster verlebt — in ernster und tiefer Abgeschlossenheit, in die kaum jemals eine Nachricht, eine Mittheilung aus der Welt gedrungen war. Im Frühjahr hatte er das liebgewordene Asyl verlassen — mit warmem Danke von den guten Mönchen scheidend, die ihn nur ungern entließen, nur mit Bedauern zurückkehren sahen in eine Welt, die ihnen vorkam, als sei sie des frommen und reinen Jünglings nicht werth. Ihn aber trieb es allerdings nicht in das Treiben der Welt zurück, aber nach Hause, zu den Seinigen. Es waren während seiner langen Einsamkeit wohl zuweilen Gedanken in seiner Seele aufgetaucht, Gedanken und Bilder von lebenslänglichem Verweilen in den heiligen Mauern, von strenger

Ascese, vom heiligen Ordenskleide und der Dornenkrone auf dem geschornen Haupte — und es war dann immer ein süßer Friede über ihn gekommen, wie kein anderer Gedanke jemals ihm gebracht. Das waren aber nur vorübergehende Stimmungen gewesen; er fühlte es in andern Momenten nur zu deutlich, daß die höchste Gnade — die Gnade der Berufung in den heiligen Ordensstand — ihm nicht zu Theil geworden sei, und schickte sich in Demuth an, in der Welt die Aufgabe zu lösen — die noch für ihn zu erwarten stand.

Als er nach Hause kam, war seine Gesundheit noch tief erschüttert — die Anstrengung der weiten Reise hatte seine Kraft fast erschöpft — und seine Seelenstimmung konnte sich der Rückwirkung des körperlichen Leidens nicht immer erwehren. Mehr wie je empfand er es, beim täglichen und stündlichen Anblick des Glückes der Seinigen, welches Opfer er gebracht hatte, indem er Rita aufgab, und mit dem eignen Lebensglück auch zugleich das Glück des Mädchens zerstörte, die ihm trotz Allem, was ihn von ihr trennte, noch immer unaussprechlich theuer war. Das machte ihn zuweilen tief traurig — aber er konnte dennoch nicht bereuen, so gehandelt zu haben.

Wie er die irdische Liebe, in der entscheidenden Stunde, in der Kraft seines festen Glaubens überwunden hatte — so fand er auch jetzt in diesem Glauben den

besten Trost für das zerstörte, irdische Glück — und das Bewußtsein des treu erfüllten Opfers legte sich wie linder Balsam auf die tiefe Wunde seines Herzens. —

Von den Seinigen war der Heimgekehrte mit warmer Liebe empfangen worden. Sein Bruder reiste ihm mehrere Stationen weit entgegen, und in dem alten Vaterhause empfing ihn die junge Hausfrau mit ganz schwesterlicher Herzlichkeit.

Die beiden Brüder — im Alter nur um wenige Jahre verschieden, waren von jeher durch die innigste Freundschaft mit einander verbunden. Sie hatten ihre Kinderjahre gemeinsam zu Hause, unter den Augen der Eltern verlebt, und waren dann zugleich auf eine höhere Studienanstalt übergegangen. Nach erhaltenem Absolutorium sollten Beide die begonnenen Studien auf einer Landesuniversität vollenden — da zum ersten Male zeigte sich die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere in der Selbständigkeit ihrer Standeswahl.

Der Aelteste, Phillipp, verlangte vom Vater die Erlaubniß, anstatt auf die Universität nach Berlin, auf die Düsseldorfer Malerschule zu gehen, um dort sein bedeutendes Talent für die bildende Kunst, das ihm schon als Knabe die größten und reinsten Freuden bereitet, völlig auszubilden; während der romantisch gestimmte Oscar, nur von tapfern Waffenthaten, von Kampf und Sieg und Ruhm träumend, von glühender

Liebe für das große, deutsche Vaterland erfüllt, sich ebenso entschieden für die militärische Laufbahn erklärte.

Umgekehrt würde es dem Vater lieber gewesen sein. Hätte der Jüngste begehrt, den edlen Namen seiner Väter dereinst noch mit der Glorie künstlerischen Ruhmes zu umgeben, so würde er ohne Bedenken, sogar mit Freuden, die erbetene Erlaubniß ertheilt haben. Philipp hingegen — der Erbe des großen Fideikommisses ein Künstler — das widersprach nicht allein allen Traditionen der eignen Familie, sondern auch den Ansichten und Gewohnheiten, die unter seinen Standesgenossen gang und gäbe, und durch ihr Alter fast zum Gesetz geworden waren.

Indessen war das Glück der Söhne für beide Eltern so sehr die Hauptsache, daß sie stets bereit waren, für dasselbe jedes Opfer zu bringen, das sich mit der gesunden Vernunft, mit der makellosen Ehre des Namens, vor Allem aber mit Gottes Geboten vertrug. Es ward aber keines dieser drei verletzt, dadurch, daß Philipp Maler, und Oscar Soldat wurde, und so erhielten die beiden jungen Leute die heißgewünschte Einwilligung ohne allzu große Schwierigkeit.

Kaum aber waren Beide, der eine in der Maler- — der Andere in der Kriegsschule installirt, als der asiatische Würgeengel, die entsetzliche Cholera, auf einem

ihrer geheimnißvollen Rundzüge durch Europa ihnen beide Eltern entriß.

Es war für die beiden Jünglinge ein entsetzlicher Schlag — sie verloren, mit dem geliebten Vater, zugleich den treuesten und nachsichtigsten Freund — mit der theuern Mutter die liebevollste und verständigste Vertraute und Rathgeberin — es war der erste, große Schmerz in ihrem bis dahin so glücklichen, so sorgenlosen Jugendleben. Das liebe Vaterhaus, die trauliche Heimstätte ihrer Kindheit, war nun verödet und verwaist, — ihr Leben selbst seines besten Haltes, seines Mittelpunktes beraubt.

Indessen — das Leben fluthet dahin über jedes Grab und jedes untergegangne Glück, und in den äußern Verhältnissen der Brüder wurde nichts verändert, als daß die Güter bis zur Mündigkeit des jungen Majoratsherrn vormundschaftlich verwaltet wurden, und daß Oscar seine Geldzuschlüsse, anstatt aus der Hand des freigebigen Vaters, fortan als festgesetzte Apanage empfing.

Beide gingen rüstig weiter auf dem betretenen Pfade — Oscar, indem er die Eintönigkeit des Friedensdienstes, die sonst so geisttödtend ist, zu fleißigem Studium benutzte, und mit Gedanken und Träumen von künftigen Thaten, künftigem Ruhme verschönte — Philipp, indem er sich, unbekümmert um den reichen

Besitz, die hohen Standesehren, die seiner in der Heimath warteten, mit ganzer Seele der Kunst hingab, deren begeisterter Jünger er geworden war. Im Kreise seiner Kunstgenossen geachtet und geliebt, war der junge Freiherr im Atelier fleißig und ausdauernd, und bei den geselligen Zusammenkünften der Heitersten Einer. Und dieser Frohsinn erschien um desto liebenswürdiger, weil er, ungesucht, harmlos zugleich und genial, nicht von Außen angeregt zu werden brauchte, sondern wie ein frischer Bergquell aus dem tiefen Schachte eines reinen und frommen Herzens entsprang.

Mit reinem und frommen Herzen war er aus den sorgsamen Händen seiner liebevollen Mutter hervorgegangen, und die Welt des Schönen, in welcher er eingetreten, raubte seinem Herzen weder die Reinheit, noch störte sie ihn in seinem frommen Glauben, aber — sie raubte ihm die Freiheit.

Während er mit gleichgestimmten Freunden von einer Romfahrt schwärmte, um dort die letzte Weihe der heiligen Kunst im Studium der alten Meister zu empfangen, ging ihm in der nordischen Heimath der Stern der Liebe auf — in der Tochter seines Meisters erblickte er das Ideal seiner Träume.

Es konnten kaum zwei Menschen so ganz für einander geschaffen sein, als Philipp Waldeck und Karoline Reichhold es waren. Sie war schön, sanft und fromm,

sittsam und wohlerzogen, und dabei war ihr ganzes Wesen durchweht und gehoben durch einen Hauch von künstlerischem Geiste, welcher, ein Erbtheil des genialen Vaters, in ihrer Umgebung, ihrem Lebenskreise, täglich neue Nahrung fand.

Es kam dem jungen Freiherrn nicht in den Sinn, gegen seine entstehende Neigung anzukämpfen. So entschieden sein ganzes Seelenleben auch von allem Gemeinen und was auch nur daran streifte, sich abwendete, so war dennoch die Abgeschlossenheit der Stände, wie sie in den meisten vornehmen Westphälischen Familien herrscht, nicht maßgebend für ihn. Er suchte das Gute, das Edle, das Wahre — er schwärmte, als echter Künstler, für das Schöne — und er war dabei Edelmann genug, um den Werth des ritterlichen Namens zu schätzen, den seine Väter ihm vererbt. Aber er glaubte nicht, denselben zu entwürdigen, indem er ihn mit der Tochter des edlen Meisters theilte, dessen unbescholtener Name von keinem andern Glanze, als dem des künstlerischen Ruhmes, umwoben war.

Das junge Mädchen ihrerseits, in ihrer jungfräulichen Bescheidenheit weit davon entfernt, aus der, ihr von Geburt aus angewiesenen Lebensstellung heraus, nach einer höheren zu streben, konnte doch ihre Augen und ihr Herz gegen die männliche Schönheit und persönliche Liebenswürdigkeit des jungen Westphalen nicht ver=

schließen. Sie trug vielmehr sein Bild in der stillen Tiefe dieses Herzens, verklärt vom Schmerz der Entsagung, welche die Verhältnisse scheinbar von ihr heischten.

Als er dann das Wort der Liebe aussprach, ihr sagte, daß er vollkommen frei sei, daß weder irgend ein fremder Wille, noch irgend eine höhere Pflicht ihm verbiete, glücklich zu sein, und daß sein Glück allein in ihren Händen ruhe — da stammelte sie das bräutliche Ja mit einem Herzen, das von Dank und Liebe überfloß.

Philipp Waldeck war ein Freier, der dem anspruchsvollsten Vater willkommen sein mußte, und es würde vielleicht kaum irgendwo so wenig Gewicht auf seine äußere, glänzende Lebensstellung gelegt worden sein, als dieß bei dem stolzen alten Meister, Karolinens Vater, der Fall war. Er gab seine Einwilligung zu dem geschlossenen Herzensbündniß allerdings gern und mit Freuden, aber nicht, weil seine einzige Tochter dadurch eine vornehme und reiche Dame, sondern weil sie die Gattin eines jungen Mannes werden sollte, den er von ganzen Herzen lieben und achten gelernt hatte. So wurde die Verlobung festlich und freudig begangen. Die Vermählung hingegen sollte, so wollte es der Professor, erst nach Philipps Rückkehr von Rom gefeiert werden.

„Ein Neuvermählter," sagte er, „taugt nicht zum Studiren. Entweder wird er die Kunst um der Frau — oder diese um der Kunst willen, vernachlässigen.

Darum fliegen Sie nach dem gelobten Lande der Kunst mit ungebundenen Schwingen — Sie werden nachher das Glück der Liebe — zugleich mit dem der Heimath, um desto besser genießen."

Die ganze Reise scheiterte indessen an einer Nachricht, die aus Westphalen eintraf. Philipps Vormund, welcher die Verwaltung der großen Besitzungen, auch nach erreichter Mündigkeit des jungen Majoratsherrn, auf dessen Wunsch und Bitte bis jetzt fortgeführt hatte, war von einem Hirnschlag getroffen worden. Er lebte zwar noch, aber zu jeder Thätigkeit vollkommen unfähig.

Nun mußte der Herzenswunsch dem Gebote der Pflicht, der Drang nach dem ewig Schönen der prosaischen Nothwendigkeit weichen, und der junge Künstler kehrte — anstatt in das Paradies zu pilgern, das jenseits der Alpen ihn lockte — in seine Heimath zurück, um dort seinen anererbten Beruf als Gutsherr anzutreten. Die Trennung des liebenden Paares währte indessen nur kurz, da der Freiherr die Geschäfte der ausgedehnten Verwaltung, von treuer Freundeshand bis jetzt geführt, in musterhafter Ordnung fand. Nachdem er, in dem Hauptheil des Schloßes einige unbedeutende, bauliche Verschönerungen vorgenommen, ging er nach Düsseldorf zurück, um die Geliebte, als sein Weib, heimzuführen in den alten Wohnsitz seiner Väter.

Oscar kam zu der Vermählungsfeier des Bruders,

aus seiner Garnison nach Düsseldorf, und brachte seiner Schwägerin ein Herz voll treuer, brüderlicher Liebe entgegen, das sie mit dem Zartsinn ihrer edlen, ächt weiblichen Seele, nach seinem ganzen Werthe zu schätzen verstand. Weit enfernt, durch ihr Hinzutreten den innigen Freundschaftsbund, welcher die Brüder von jeher einigte, zu stören oder zu lockern, vervollständigte vielmehr ihr sanftes Walten von nun an die Harmonie des Zusammenseins, indem es dasselbe mit dem vollen Reiz einträchtigen Familienlebens schmückte.

Mit jedem Besuche, den der junge Offizier fortan in der Heimath abstattete, gewann dieses Familienleben einen höhern Werth in seinen Augen, so wie das ungetrübte, häusliche Glück seines Bruders ihn immer mehr mit herzlicher Achtung gegen dessen Gattin erfüllte. Nur Eines fehlte diesem Glück, um es zu einem vollkommenen zu machen — Kindersegen! Die Jahre kamen und gingen — aber dieser Hauptwunsch der jungen Gatten blieb unerfüllt! Das legte sich, wie ein leichter Wolkenschatten, zuweilen auf des Freiherrrn sonst so heitere Stirn, und hüllte die liebliche Fröhlichkeit seiner jungen Gemahlin in den Schleier einer stillen Wehmuth ein, die mehr den unerfüllten Wünschen des geliebten Mannes als den ihr selbst versagten Mutterfreuden galt.

Das waren die Zustände, die Stimmungen, welche

Oscar zu Hause antraf, als er von Aschaffenburg aus dahin kam. Beide Gatten vergaßen ihr eignes, leises Weh, um sich in die Pflege und Sorge für den kränkelnden, schwermüthigen Bruder, liebevoll zu theilen, dem sie denn auch bald die Ursache des geheimen Grams, der auf seiner Seele lastete, durch ihre liebevollen und theilnehmenden Fragen entlockt hatten. Die sanfte Baronin wollte sich nicht ganz einverstanden erklären, mit der Handlungsweise ihres Schwagers.

„Ein so junges Geschöpf“, sagte sie, „die Dich liebte, was wohl keinem Zweifel unterliegt — wie leicht würde die, wenn wir sie erst hier gehabt hätten, zur Rückkehr in die Kirche zu bringen gewesen sein — schon aus Liebe zu Dir!“ —

Ihr Gemahl schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Ich halte nichts auf Conversionen“, versetzt er, „bei denen eine irdische Rücksicht mit unterläuft.“ —

„Aber die Liebe, Philipp!?“

„Sei's auch die Liebe, Kind! Die irdische Liebe ist kein Grund, wenn die himmlische Liebe nicht im Herzen lebt — oder, besser gesagt, wenn nicht die göttliche Gnade es ist, die zu dem Schritte treibt. Das gibt dann leicht Katholiken, wie diejenigen, die nur so heißen, weil ihre Namen in unsern Taufbüchern stehen. Ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß unser Bruder das einzig Richtige gethan hat, indem er entschieden alle Be-

ziehungen abbrach, zumal die Mutter — die Frau mag so verkehrt sein, als möglich — aber immerhin ist es keine leichte Sache, um den Fluch einer Mutter."

„Die Mutter ist seitdem gestorben," sagte Oscar.

„Das arme Kind!" rief die Baronin mitleidig aus.

„Das ist wahr", stimmte ihr Gemahl ein, „aber dadurch ist sie ja nun frei, ihren eignen Weg zu gehen — und wenn der gute Same, den Du, vieleicht unbewußt, während Eures langen Verkehrs, in ihre Seele streutest, nicht unter die Dornen gefallen ist, so wird sie mit der Zeit den richtigen Weg schon finden. Es ist aber von großem Werthe, daß sie ihn betrete ohne Dich darauf zu suchen!

„Ich wage es nicht, darauf zu hoffen", versetzte Oscar traurig. „Dazu hätte sie in andre Hände kommen müssen. Holbach erzählte mir aber — noch am Morgen meiner Abreise — daß sie unter dem Schutze einer Dame lebt, die allerdings katholisch, aber sicher kein Beispiel katholischen Lebens ist." —

„Das könnte sie freilich wohl auf Umwege führen," versetzte der Baron.

„Beten wir für sie", rief Karoline, beten wir Alle, viel und beharrlich, daß es keine Abwege seien, auf die sie geräth! Alle Wege führen nach Rom — nur die Abwege nicht!!

„Bisweilen auch die," erwiederte ihr Gemahl, wenn

man nur den rechten Moment der Umkehr nicht versäumt — den Augenblick der Gnade! Dieses junge Mädchen scheint mir einen solchen erlebt zu haben — hoffen wir, daß er ihr nicht für immer entflohen ist.“

Oscar war mit unbestimmtem Urlaub nach Hause gekommen — seine fernere Zukunft lag noch völlig gestaltlos vor ihm. Die kriegerische Begeisterung, die ihn, ein halber Knabe noch, bei Standeswahl geleitet hatte, war längst erloschen — der letzte Krieg hatte den letzten Funken derselben ertödtet. Er hatte treu seine Pflicht gethan. — Den Adel seines Blutes mit ritterlicher Tapferkeit bewährt — den beschwornen Fahneneid mit Aufopferung von Leben und Gesundheit erfüllt — aber es war nun nichts, was ihn noch zu dem, wie er glaubte, auf lange Jahre bevorstehenden Friedensdienste hinzog. So setzte er dem Drängen der Seinigen, für immer aus der Armee auszuscheideu, nur einen leicht besiegten Widerstand entgegen.

Die Geschwister wollten in ihrer herzlichen Liebe, die Frage, was in Zukunft aus ihm werden solle, durchaus als eine ganz offne, erst viel später zu entscheidende angesehen wissen, und Oscar selbst fühlte nur allzu gut, daß es ihm vorläufig vor Allem Noth thue, seine Gesundheit wieder herzustellen. In der heimischen Luft indessen, bei Karolinens liebevoller und verständiger Pflege, in der Ruhe, die sich in dem traulichen

Kreise seiner Geliebten, in den altgewohnten Umgebungen nach und nach über seine Seele breitete, erholten auch seine körperlichen Kräfte sich schneller, als er selbst dieß erwartet hatte. Er besuchte im Sommer dem Rathe des Arztes gemäß, ein stärkendes Bad, aber er that es mehr aus Nachgiebigkeit gegen den besorgten Philipp, als weil er es selbst für nothwendig hielt.

Hier aber kam eine Idee in ihm zur Reife, die schon füher zuweilen flüchtig aufgetaucht war — die Idee, sich dem Baufache zu widmen. Er besaß nicht die künstlerische Begabung seines Bruders, aber er hatte ein entschiedenes Talent zu mathemathischen Studien. Bisher war dasselbe nur im Hinblick auf militairische Verwendung ausgebildet worden; jetzt sollte es ihm helfen, sich einen dauernden und ansprechenden Beruf zu gründen.

Philipp erhob keine Einsprache als der nun völlig Genesene bei seiner Rückkehr von der heilenden Quelle, ihm den neuen Lebensplan vorlegte, die Baronin aber hatte allerhand Bedenken.

„Mit vierundzwanzig Jahren," sagte sie kopfschüttelnd „noch eine polytechnische Schule besuchen — ein gedienter und verdienter Offizier — mich dünkt —"

„Gerade um der vierundzwanzig Jahre willen," fiel er ein, „muß etwas geschehen, um mir einen an=

sprechenden Wirkungskreis zu schaffen. Und das Lernen selbst ist eine Freude. Ich werde allerdings unter meinen Studiengenossen kaum Einen finden, der nicht um mehrere Jahre jünger wäre, als ich — aber die studentenhaften Beziehungen sind ja auch völlig Nebensache bei meinem Plane."

„Warum nicht lieber das Forstfach?" meinte sie, „das scheint mir viel besser für Dich zu passen, weil es weit poetischer ist. Das Leben im freien, grünen Walde —"

„Hat allerdings seine sehr poetischen Seiten," fiel ihr Gemahl ihr in's Wort, „aber die eigentliche Poesie, welche uns bleibt, wenn auch die Jugend längst vorüber ist, und die uns hilft, den Widerwärtigkeiten, welche ein jeder Beruf mehr oder weniger mit sich bringt, zu wiederstehen, ohne selbst darüber widerwärtig zu werden — diese Poesie muß der Mensch in sich selbst tragen. Wer sie erst von seinem Berufe erwartet, wird sich bitter enttäuscht finden.?

„Der Forstmann lebt im hohen Dom des Waldes," sagte Oscar nachdenklich, „das Leben der Natur ist ihm lieb und vertraut, und die Gefahr liegt nahe, daß er darin aufgehe — während der Baumeister die edlere Aufgabe hat, die Natur zu bewältigen, indem er die rohen Steine zusammenfügt, sei's zum bescheidnen Dorfkirchlein, sei's zum Prachtbau eines Doms — immer

aber im Dienste und zur größern Ehre Gottes, für das Leben der Gnade unter den Menschenkindern."

„Das ist ein hübscher Gedanke, lieber Oscar", rief die junge Frau überrascht, „also Kirchenbaumeister willst Du werden?!

„Das ist allerdings das Ziel, welches mir vorschwebt", erwiderte er, „das ich aber natürlich nur langsam, nur auf Umwegen, erreichen kann. Der erste Schritt auf dem Pfade, der dahin führt, ist aber die Polytechnische Schule?"

„Es geht doch nichts über Menschen", sagte sie, „die bei Allem, was sie unternehmen, von einem höheren Gedanken geleitet und beeinflußt sind! Von dieser Seite hatte ich Deinen Plan noch nicht in's Auge gefaßt — nun aber bin ich versöhnt damit, und sogar mit der Polytechnischen Schule. —"

„Es geht doch nichts über Frauen," parodirte Philipp," denen man bloß die ideale Seite einer Sache von Weitem zu zeigen braucht, um sie damit zu befreunden. Mit einer solchen Frau zur Seite, kann man die Prosa unserer Zeit in die Schranken fordern!" —

Er zog sie liebevoll näher zu sich — mit neidloser Wehmuth ruthe Oscars Auge auf den Glücklichen.

Es kam indessen ganz anders, als sie Alle wollten und erwarteten. Die Kunde von den Rüstungen, mit denen die italienische Revolution, den halb wahnsinnigen

Garibaldi an der Spitze, den schwachvertheidigten Kirchenstaat bedrohte, durchflog die katholische Welt, zugleich mit der Nachricht, daß der friedlichste und friedliebendste Herrscher des Erdkreises, der große, neunte Pius ein Herr sammeln wolle, um das Erbgut Petri vor den räuberischen Horden zu schützen. Die Nachricht schlug zündend in die Herzen ein, und von allen Seiten strömten junge Männer nach Rom, um für die heilige Sache des Glaubens und der Kirche zu streiten und zu siegen oder — indem sie dafür starben — die glorreiche Palme des Martyrthums zu erringen. — In jenen Tagen sah man das Wort verwirklicht, daß das Himmelreich Gewalt erleide! Herzoge und Fürsten, Grafen und Freiherrn so gut, wie die jungen Leute aus dem Bürgerstande, hohe Offiziere und angesehne Beamte aus allen Landen, entsagten ihrer Stellung, ihrem Berufe in der Heimath, um sich mit opferfreudigem Muthe unter dem heldenmüthigen, deutschen Führer, dem General Kanzler, um die päpstlichen Fahnen zu schaaren. Wie hätte da Oscar Waldeck, mit seinem treuen, katholischen Herzen, seiner hohen Begeisteruug für die heilige Sache der Kirche, zurück bleiben sollen?!" —

Hochbeglückt, durch keine Dienstpflicht mehr gefesselt zu sein, froh im Gefühle der wieder hergestellten Jugendkraft, gehoben durch das Bewußtsein, daß er sein Leben keiner bessern und gerechtern Sache weihen könne, gab

er alle seine andern Pläne ohne Zögern auf, und trat, gemeinschaftlich mit einem gleichgesinnten Jugendfreunde, von den freudigsten Segenswünschen der Seinigen begleitet, die Fahrt nach Rom an.

Auf dieser Reise war es, wo er auf der Rampe des Bahnhofs von Würzburg, mit Rita zusammentraf, ohne von ihrer Nähe eine Ahnung zu haben.

Zweites Kapitel.

Die junge Rita kam mit verzagtem Herzen in München an, ermüdet von der Reise — der weitesten, die sie jemals gemacht — und dabei in hohen Grade beunruhigt durch Waldecks unerwartete Erscheinung, die so flüchtig an ihr vorübergeglitten war, um ihr dann spurlos wieder zu verschwinden. Als ihr Zug in den Bahnhof einfuhr, suchte ihn ihr erster Blick unter der Menge der Mitreisenden, welche die lange Reihe der Waggons verließen, jedoch vergebens — sie entdeckte nirgend eine Gestalt, die der seinigen glich. Der Perron stand voll von neugierig wartenden Menschen — aber es war für das einsame Mädchen kein einziges, bekanntes Gesicht darunter. Bitter enttäuscht und tief betrübt raffte sie endlich ihr Handgepäck zusammen, welches so zahlreich war, wie es sich bei einer so ganz ungeübten Reisenden nur immerhin erwarten ließ und arbeitete sich mühsam durch das Gedränge zu dem Gepäckswagen hin, ihren Koffer zu reklamiren. Sie mußte eine gute Weile harren — die gebieterischen Anforder-

ungen der übrigen Reisenden an die Schaffner mußten zuerst befriediget werden — und fügte sich darein beinahe weinend. Warum nur ihre alte Gertrud nicht gekommen war, sie zu empfangen? Auf die treue Seele wenigstens hatte sie sicher gerechnet.

Da trat ein junger, sehr elegant gekleideter Herr auf sie zu, und zog grüßend den Hut.

„Um Vergebung mein Fräulein," sagte er, „kommen Sie von Aschaffenburg?"

„Allerdings," stammelte sie verlegen erröthend, indem sie unwillkührlich einen Schritt zurück trat.

Und heißen Fräulein Lambert, nicht wahr?"

„Woher kennen Sie mich?" fragte sie, noch mehr verwirrt.

„So erlauben Sie," sagte er freundlich, „daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin der Sohn des Hauses, wo Sie, mein Fräulein, mit Ungeduld erwartet werden, der junge Baron Unruh — und ich schätze mich glücklich, daß mich der Zufall gerade in einem Augenblick hierher führte, wo es mir vieleicht vergönnt ist, Ihnen ein wenig nützlich zu sein. Bitte, Ihren Gepäcksschein!"

Sie gab denselben ohne Zögern hin — der Baron winkte einen der Packträger herbei, wies ihn an, den Koffer in Empfang zu nehmen, und bot dem jungen Mädchen den Arm, um sie zu einer der Droschken zu führen, welche in langer Reihe vor der Halle statio-

nirten. Sie raffte schnell ihre Pakets und Schachteln in der rechten Hand zusammen, und legte die Fingerspitzen der Linken schüchtern auf den Arm des hülfreichen, jungen Mannes. Als sie bei der Droschke ankamen, stand der Träger mit dem Koffer schon hinter ihnen. Der Baron hob seinen Schützling in den Wagen, und schloß den Schlag.

„Nach unserm Hause," rief er dem Kutscher zu.

„Sehr wohl, Herr Baron," erwiederte dieser, die Peitsche erhebend.

„Ich werde den Meinigen Ihre Ankunft melden," sagte Herr von Unruh zu dem jungen Mädchen, grüßte noch einmal, und verschwand im Gedränge.

Rita athmete erleichtert auf, indem sie auf die, nicht allzu weichen Polster des Wagens nieder sank.

„Das ist ein lieber Mensch," sagte sie zu sich selbst, „wenn sie Alle so sind — ob Waldeck mich wohl auch so empfangen haben würde, ohne mich zu kennen? Der war viel ernster, zurückhaltender. Aber es ist doch sehr angenehm, daß der junge Baron sich meiner gleich so angenommen hat, und Waldeck — ja Waldeck ist überhaupt nicht mit andern Menschen zu vergleichen —" schloß sie, tief aufseufzend, ihr Selbstgespräch, um ihre Aufmerksamkeit, mit der ganzen, naiven Neugier einer Kleinstädtlerin, auf die prachtvollen Gebäude, die reichdekorirten Schaufenster der Kunsthandlungen und Mode-

waarenmagazine zu wenden, an denen ihr Weg sie vorüber führte.

Vor der Einfahrt eines stattlichen Hauses hielt der Wagen — ihr Beschützer von vornhin empfing sie am Schlage.

„Sie finden meine Mutter und Schwester oben," sagte er freundlich, „beide freuen sich, Sie zu begrüßen?"

Ein Diener in Livree eilte herbei — er befahl demselben, für das Gepäck des Fräuleins Sorge zu tragen — dann führte er sie in's Haus, und die breite mit dicken Teppichen belegte Treppe hinauf Die gute Rita hoffte vergebens, das treuherzige Gesicht ihrer Gertrud zu erblicken — kein weibliches Wesen wurde sichtbar, nur einige Lakaien eilten schnell und geräuschlos an dem Paare vorüber, in die untern Räume des Hauses.

Ihr Begleiter führte sie einen langen Corridor entlang; am Ende desselben öffnete sich eine Flügelthüre. Das junge Mädchen war im Begriff, dem ältlichen Herrn in schwarzer Kleidung, mit weißer Halsbinde und Weste, und eben so untadelhaft weißen Handschuhen, der ihnen hier entgegen trat, ihre schönste Verbeugung zu machen — da fragte der junge Baron denselben kurz und herrisch:

„Sind Alle drin?"

„Ja wohl, gnädiger Herr," war die unterwürfige Antwort des vermeinten Cavaliers.

Dieser so vornehme; häusliche Zuschnitt flößte dem einfach gewöhnten Mädchen fast ein Gefühl von Andacht ein. Bei der Gräfin war Alles viel leichter und freier gewesen, ihrem leichtlebigen Charakter und der Sitte der kleinen Stadt mehr angemessen. Hier aber stand die arme Rita — so schien es ihr wenigstens — zum ersten Mal vor dem ihr bisher verhülltem Heiligthum der eigentlichen Standeshoheit.

Beklommenen Herzens folgte sie ihrem freundlichen Führer in den hellerleuchteten Salon, dessen Doppelthüre der wachehaltende Inhaber des Vorzimmers dienstbefließen weit aufrieß. Eine elegante Gesellschaft von Damen und Herren war lachend und plaudernd um den Theetisch versammelt. Rita erschrack, als alle die Köpfe sich neugierig nach ihr umwandten — sie hatte erwartet, die Baronin und ihre Tochter, deren Gesellschafterin sie werden sollte, allein zu treffen. Sie wäre am liebsten wieder fort gelaufen, einerlei wohin — ihr Begleiter aber zog sie weiter in den Saal hinein.

„Da bringe ich sie," rief er, „Ihr seid aber auch von einer unglaublichen Nachlässigkeit, Mama, Niemanden an die Bahn zu schicken! Ein Glück, daß ich zufällig da war!"

„Es kennt sie ja doch Niemand von den Leuten," erwiderte eine etwas beleibte Dame, die Rita an der

Aehnlichkeit mit der allerdings viel hübscheren Gräfin Platner, als die Frau vom Hause erkannte.

„Die alte Hausmagd wenigstens kennt sie," rief der junge Baron beinahe heftig.

„Wer denkt an Hausmägde?!" war die wegwerfende Antwort.

„Aber treten sie näher, mein Kind," fuhr die Dame gegen die verlegene Rita gewendet fort, „Sie sind ja nun da — mein allzu ritterlicher Sohn kann sich zufrieden geben!"

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind," sagte die junge Baronesse, ein bleiches hoch aufgeschossenes Kind, indem sie ihrem neuen Gesellschaftsfräulein einige Schritte entgegen ging, „kommen Sie hierher, bitte."

Sie faßte ihre Hand und führte sie zu einem leeren Platze neben dem ihrigen. Rita ließ sich schüchtern in dem glänzenden Kreise nieder, und fühlte sich wahrhaft erleichtert, zu sehen, daß kein Mensch sich weiter um sie bekümmerte. Selbst der junge Baron schien sein freiwillig übernommenes Amt als Führer und Beschützer als beendigt anzusehen. Er hatte sich mitten unter die jungen Damen gesetzt, die ihn neckend und kichernd empfingen, und deren Eine, als Hebe des Theetisches, sich zuvorkommend beeilte, ihn mit dem aromatischen Tranke zu versorgen.

Die kleine Baronesse verschaffte nach einiger Zeit

auch Rita eine Tasse, und fragte sie, ob sie eine gute Reise gehabt habe, weniger — wie es ihr vorkam, aus Theilnahme oder Interesse — als um nur etwas zu sagen. Nachdem sie ihre Tasse Thee — in ihrer peinlichen Verlegenheit ohne Zucker und Milch — getrunken, faßte die Dame des Hauses sie scharf ins Auge, und sagte in tadelndem Tone.

„Sie scheinen sehr ermüdet, mein Kind — heut zu Tage erlaubt sich Jedermann ermüdet zu sein — gehen Sie lieber auf Ihr Zimmer, der Diener draußen mag Sie dahin weisen. Ich dispensire Sie für heute vom Souper, und werde sie erst morgen dem Herrn Präsidenten vorstellen. Apropos wie ist Ihr Taufname? Meine Schwester, die Gräfin, schreibt eine so undeutliche Hand —“

„Rita,“ stammelte die Gefragte, froh der erhaltenen Erlaubniß zur Entfernung, und vor Ungeduld brennend, dieselbe zu benutzen.

„Rita — so! Was heißt das eigentlich? Jedenfalls eine Abkürzung oder Verketzerung —“

„Margaretha,“ erläuterte das Mädchen, über und über erglühend.

„Margaretha — mein Gott, warum nennt man Sie denn da nicht lieber Gretchen? Was thun Sie mit einem Namen auf A? Ich werde mir erlauben,

Sie Gretchen zu nennen — das ist ein Name, der für Ihresgleichen paßt!“

Der armen Rita schossen die Thränen mit Gewalt ins Auge. Die hochmüthige Herabsetzung in den Worten der dicken Frau war es nicht allein was sie kränkte — sie hing an ihrem Namen, mit dem sie von jeher gerufen worden war — mit dem auch Waldeck sie angeredet hatte — den Namen verlieren, kam ihr wie eine unerhörte Schmach, wie eine völlige Degradation vor, und sie raffte all ihren Muth zusammen, um dieselbe von sich abzuwenden.

„Meine liebe selige Mutter nannte mich Rita,“ sagte sie mit bebender Stimme und zuckenden Lippen, „und ich möchte nicht anders gerufen sein.“

Die Baronin sah sie, verwundert über diese unerwartete Kühnheit, mit weit offenen Augen an — Fräulein Aurelia verzog ihren bleichen Mund zu einer spöttischen Grimace.

„Auch noch sentimental?“ sagte die Erstere wegwerfend. „Ich möchte wissen, welche Namen wir unsern Kindern beilegen sollen, wenn solche Leute —“

„Laß es gut sein, Mama,“ fiel der junge Baron der Mutter in die lieblose Rede. „Deine Kinder sind ja, Gott sei Dank, längst getauft, und mit genügend hochklingenden Namen versehen. Aurelia, Hypolyt —

es ist wirklich keinem ehrlichen Christenmenschen zuzumuthen, sich daneben Gretchen rufen zu lassen!"

„Daneben," wiederholte die Mutter in tadelndem Tone. „So gehen Sie denn in Gottes Namen in Ihr Zimmer, Mamsell Rita, wenn es durchaus dabei bleiben muß, und bringen Sie morgen eine weniger übellaunige Miene mit herunter!"

Das junge Mädchen verneigte sich mit niedergeschlagenen Augen.

Hypolyt stand rasch auf und machte ihr eine kleine Verbeugung — von den Uebrigen dachte Niemand daran ihren Gruß zu erwidern.

Der wachehaltende Lakai im Vorsaal mochte mit ächtem Bedientenscharfsinn schon herausgefühlt haben, daß es nicht die Absicht seiner Herrschaft sei, mit der Neuangekommenen besondere Umstände zu machen. Er gab ihr auf ihre schüchterne Frage nach ihrem Zimmer nur kurzen und ungenügenden Bescheid. Als sie aber darauf verzagten Herzens auf den Corridor hinaustrat und ungewiß wohin sie sich zuerst zu wenden habe, am Fuß der Treppe stehen blieb, wurde eine Thür am Ende des Ganges vorsichtig halb geöffnet und das faltenreiche Gesicht der treuen Gertrud lauschte durch den Spalt hervor.

„Fräulein Rita," rief sie leise.

Mit einem Freudenrufe stürzte die Waise der guten

Alten entgegen und warf sich ihr stürmisch, lachend und weinend zugleich, um den Hals.

„Gott sei Dank, daß ich Dich wenigstens hier finde," schluchzte sie.

Doch die Magd wehrte sie vorsichtig ab.

„Stille, stille," sagte sie, „hier ist es nicht wie zu Hause. Sie kämen um allen Respekt, wenn man Sie so vertraut mit mir sähe — das darf nicht sein. Ich will Sie in Ihr Stübchen führen — es ist ganz oben, aber freundlich und sauber, und ich habe einen grünen Kranz über die Thüre gehängt zum Willkomm, aber inwendig. Außen dürfen nur für die Herrschaft die Thüren bekränzt werden — sie sagen, es schicke sich nicht, daß man so viel Aufhebens mache, für irgend Jemand sonst. Man erfährt halt Vieles, wenn man zu so vornehmen Leuten kommt, woran wir zu Hause nicht dachten — das werden Sie auch inne werden, liebe Fräulein Rita!"

Sie waren unter diesen und ähnlichen Reden eine enge Treppe hinaufgestiegen, welche ausschließlich zum Gebrauche der Dienstleute bestimmt, aus dem Hofe bis zu den Mansarden führte, wo die weibliche Dienerschaft wohnte. Auch das Gesellschaftsfräulein sollte da wohnen. Es war ihr neben der Kammer Gertrudens ein kleines Stübchen hergerichtet worden, mit niedern Fenstern und schiefen Wänden, mit den allernothwendigsten Einrich-

tungsstücken versehen und mit der Aussicht auf die Schornsteine der Nachbarhäuser. Der Anblick dieser Zelle war nicht geeignet, die beklommenen Gefühle des armen Kindes zu erleichtern. Wie wehmüthiger Spott gemahnte sie der grüne Kranz über der Thüre, der im leisen Luftzug hin und her schaukelnd ihr ein freundliches Willkommen zuzuwinken schien. Ein Willkommen, ihr, der Ausgestossenen, Verwaisten, im Hause des stolzen Reichthums, wo man selbst ihren eigenen Namen zu gut für sie fand! Unaufhaltsam flossen ihre Thränen — Gertrud hatte Mühe, sie einigermaßen zu beruhigen.

„Es ist Alles nicht so schlimm, wie es aussieht," sagte sie, „Sie werden sich mit der Zeit schon schicken lernen. Wenn man das versteht, so hat man es gut hier. Der Herr Präsident ist ein seelenguter Mann — aber er bekümmert sich zu Hause um nichts, die gnädige Frau hat das Heft ganz allein in der Hand, und die ist eigentlich nicht böse, nur entsetzlich hochmüthig. Nun, sie hat die Mittel dazu, wer kanns ihr verwehren? Wir Leute sind gut bezahlt und die Arbeit ist unter so Viele vertheilt, daß man sie leicht bewältigen kann. Die Kinder sind viel leutseliger, als die Frau Präsidentin. Der junge Baron ist ein lustiger junger Herr, das Fräulein noch ein halbes Kind. Die Kammerjungfer der gnädigen Frau, Fräulein Susanne, hat uns in der Küche erzählt, sie habe die blasse Farbe vom übermäßigen Studiren."

„Die Kammerjungfer?“

„Nicht doch, Fräulein Aurelia. Sie liest die halbe Nacht hindurch und Morgens liegen die Bücher unter ihrem Kopfkissen. Die Susanne kriegt ein hübsches Stück Geld von ihr dafür, daß sie ihr heimlich die Bücher aus der Leihbibliothek holt.“

„Aus der Leihbibliothek studirt sie?“

„Nun ja — darum darf es die Frau Mama bei Leibe nicht erfahren. Prächtige Geschichten sind es, lauter Mord und Todschlag.“

Das junge Mädchen mußte lachen, trotz ihres Kummers.

„Studirst Du auch darin?“ fragte sie.

„Bei Leibe,“ wehrte die Alte ab. „Unser Eins versteht nicht die Hälfte von dem gelehrten Kram. Fräulein Susanne liest uns nur manchmal ein Stück daraus vor, wenn's gerade recht schaurig ist. Sie ist ein sehr gebildetes Frauenzimmer und wählt die Bücher in der Leihbibliothek immer selbst aus. Sie gibt auch dem Fräulein keins davon, eh sie es durchgelesen hat — das sei Gewissenssache, sagt sie.“

„Gewissenssache — hinter dem Rücken der Mutter?“ fragte Rita unwillig.

„Nun ja,“ war die halb verlegene Antwort, „es ist hier eben Alles ganz anders, wie zu Hause. Wir Beide thaten freilich nichts, was die selige Frau nicht

wissen durfte, so streng sie auch war. Im Uebrigen ist Fräulein Aurelia der Liebling der beiden Eltern, und wenn Sie sich mit ihr gut stellen, so werden Sie gewiß die besten Tage bekommen — das sagen sie Alle in der Küche."

„Ich werde ihr gewiß nicht helfen ihre Mutter zu betrügen," erklärte Rita sehr entschieden.

„Das meine ich auch nicht," fiel die Alte beschwichtigend ein, „das ist ein Dienstchen, welches Fräulein Susanne sich nicht für Alles nehmen lassen würde. Aber außerdem — Sie sind ja gescheidter als ich — Sie werden schon sehen, was Sie zu thun haben! Jetzt aber sage ich Ihnen gute Nacht — das Frühstück bringe ich Ihnen morgen früh herauf."

„Werde ich allein frühstücken?" fragte das junge Mädchen verwundert.

„Jedermann frühstückt hier allein," war die Antwort. „Die gnädige Frau im Bette, der Herr Präsident in seinem Arbeitszimmer, das Fräulein während des Ankleidens, der junge Herr, wann er Lust hat."

Rita schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Auf diese Art," sagte sie, „weiß ich aber durchaus nicht, wann ich hinunter gehen muß, noch überhaupt was ich zu thun habe."

„Das weiß ich auch nicht," versicherte Gertrud. „Aber ich denke, wir werden das bald erfahren. Fräu-

lein Susanne hat gesagt, Sie sollten den Lehrstunden des Fräuleins beiwohnen, damit ihr das Lernen angenehmer werde — das mag wohl die Hauptsache sein. Um zehn Uhr kommt der Herr Professor — da halten Sie sich also bereit, falls Sie gerufen werden." —

Es war so, wie sie sagte — am andern Morgen brachte Fräulein Susanne selbst der einsamen Rita den Befehl, vor der Gebieterin zu erscheinen. Die Präsidentin empfing sie in ihrem Ankleidezimmer am Putztisch und benutzte die Zeit, während die gewandte Zofe den kunstreichen Bau der falschen Flechten auf ihrem majestätischen Haupte befestigte, um dem schüchternen jungen Mädchen, welches die Gefährtin und Gespielin ihrer Tochter werden sollte, die ihr nothwendig scheinenden Instruktionen zu ertheilen.

„Es freut mich, daß Sie heute heiterer aussehen, als gestern," sagte sie zu ihr, ohne sie zum Sitzen aufzufordern. „Ein junges Frauenzimmer in Ihrer Lage — das will sagen, ein Frauenzimmer, das genöthigt ist zu konditioniren — muß es sich vor allen Dingen zur Pflicht machen, niemals, unter keinen Umständen, eine trübe Miene zu zeigen, wodurch sie die Aufmerksamkeit ihrer Herrschaft auf ihre Person, auf ihre Stimmungen und Zustände hinlenken würde."

Sie hielt inne, als erwarte sie eine Antwort, und Rita, die an diese Forderung immerwährender Heiterkeit

von der Gräfin her gewöhnt war — wenn man sie dort auch nicht in dieser schonungslosen Weise ausgesprochen hatte — fiel auf das Stichwort ein:

„Ich werde mir alle Mühe geben, gnädige Frau, keine traurigen Gedanken in meinem Geiste aufkommen zu lassen."

„Das ist Ihre Sache, mein Kind," sagte die Präsidentin gleichgültig, „wenn man sie Ihnen nur nicht anmerkt. — Der Hauptzweck Ihres Hierseins," fuhr sie in belehrendem Tone fort, „ist — wie meine Schwester, die Gräfin, Ihnen mitgetheilt haben wird — der, meiner Tochter eine stets gefällige, aufheiternde Gesellschafterin zu sein. Das theuere Kind ist von sehr zarter Gesundheit, dadurch aber natürlich jeder geistigen Anstrengung abgeneigt, was sie bis jetzt verhindert hat, sich diejenigen Kenntnisse zu eigen zu machen, welche einem Mädchen von Stande unumgänglich nöthig sind, um ihren Platz in der Gesellschaft mit Anstand auszufüllen. Ich für mein Theil würde zwar schon zufrieden sein, wenn Aurelia einige moderne Sonaten mit Geschmack vortragen und ein wenig französische und englische Conversation machen könnte; mein Gemahl aber hat strengere Ansichten — er wünscht eine gediegene wissenschaftliche Bildung. Da nun aber die liebe Aurelia uns entschieden erklärt hat, sich niemals der Leitung einer Gouvernante unterwerfen zu wollen — wir übrigens keinen Grund

sahen, dem süßen Kind darin zuwider zu handeln — so haben wir einen Privatlehrer angenommen, der sich anheischig gemacht hat, ihr diese Bildung — natürlich gegen gute Bezahlung — beizubringen. Es soll ein sehr talentvoller junger Mann sein, und mein Gemahl, der sich zuweilen das Vergnügen macht, den Lehrstunden beizuwohnen, erklärt seine Unterrichtsmethode für völlig mustergültig. Dennoch aber fehlt ihm, wie es mir scheint, die Gabe, der Schülerin das Lernen leicht und angenehm zu machen. Die arme Aurelia langweilt sich dabei zum Sterben, ist nur mit großer Mühe jedesmal zu bewegen, die Aufgaben für jede Lehrstunde zu fertigen, und flößt mir so die ernsteste Besorgniß ein, daß dieser beständige Zwang dieser zarten Natur, welche geschaffen ist, sich frei und froh zu entwickeln, zuletzt verderblich werden, die ohnehin so reizbaren Nerven des geliebten Kindes darunter leiden möchten, wie es ja schon in der Pension der Fall war."

Die Baronin hatte sich in eine Rührung hinein gesprochen, welche sie nöthigte, eine kleine Pause zu machen. Die Zofe reichte ihr schweigend ein Fläschchen mit englischem Salz, und sie athmete mit tiefen Zügen den starken Duft ein.

Die Frisur war mittlerweile fertig geworden, Fräulein Susanne brachte die seidenen Schnürstiefel mit den hohen Absätzen herbei.

„Sie sehen aus all dem, mein Kind,“ sprach die Dame weiter, den Fuß hinhaltend, „was Ihre Aufgabe ist. Meine Schwester, die Gräfin, hat Sie mir als ein denkfähiges Wesen geschildert, ich werde also den eben ertheilten Winken kaum noch etwas beizufügen brauchen. Sie sollen Theil an Aurelias Lehrstunden nehmen, aber nicht in der Absicht, selbst zu lernen — das darf für Sie nur Nebensache sein — sondern nur um durch Ihre Gegenwart und Theilnahme ihren Eifer womöglich etwas zu beleben. Ebenso sollen Sie die Aufgaben mit ihr gemeinschaftlich machen, müssen sich aber dabei sorgfältig hüten, die Zufriedenheit, den Beifall des Lehrers auf ihre Kosten für sich zu erwerben. Es mag immerhin ein anscheinender Wettstreit zwischen meiner Tochter und Ihnen bestehen — so weit das Wort anwendbar ist, bei so verschiedener Stellung — allein derselbe darf niemals soweit gehen, daß Aurelia sich zurückgedrängt, in Schatten gestellt fühlen kann. Im Uebrigen haben Sie sich durchaus als ihr zugehörig und untergeordnet zu betrachten, und werden, so hoffe ich, ihr immer und in Allem dienstbar und zu Willen sein. Jetzt gehen Sie also, und stellen sich ihr zur Verfügung, der Professor wird gleich da sein. Zeige ihr den Weg zu des Fräuleins Studierzimmer, Susanne.“

Rita verneigte sich stumm und folgte der voraneilenden Zofe.

„Also lernen und nichts begreifen," dachte sie, „arbeiten und nichts vollenden, denken und fühlen und nichts verlauten lassen — mit einem Worte, eine willenlose Sklavin sein — o, wer gibt mir meine Freiheit wieder!?" —

Drittes Kapitel.

Auch Oskar Waldeck erreichte das Ziel seiner Reise — das ewige Rom, und trat als gemeiner Zuave in das kleine päpstliche Herr ein. Wo jeder Einzelne ein Held ist, bereit für die heiligste Sache Blut und Leben dahin zu geben, da schweigt der persönliche Ehrgeiz, und die Unterscheidungen des Ranges verschwinden vor der Begeisterung, die Allen gemein ist.

Oskar stand in der Compagnie, welche der heldenmüthige Infant, Don Alphonso, als einfacher Lieutenant befehligte, an deren Spitze der edle Prinz die ersten Schritte that auf dem Wege kriegerischen Ruhmes, der wenige Jahre später in dem ewig denkwürdigen Kampfe seines königlichen Bruders um den Thron seiner Väter, seinen erlauchten Namen mit unsterblichem Glanze umgeben sollte.

Unter ihren heldenmüthigen Führern, dem kaltblütigen Obersten Allet und dem jungen und feurigen Oberstlieutenant von Charette, rückte die kleine Helden=

schaar in den ersten Tagen des Oktober dem Feinde entgegen. Von allen Seiten überfielen die wüthenden Garibaldianer das päpstliche Gebiet. Der alte, halb verrückte Garibaldi, im Stillen von der subalpinischen Regierung begünstigt, war von der Insel Caprera entkommen und hatte sich selbst an die Spitze seiner Banden gestellt. Unter ihm kommandirte sein Sohn Menotti. Er verfügte über ein Heer von mehr als 20,000 Mann. Die kleine Heldenschaar, die General Kanzler ihm entgegen zu stellen hatte, betrug höchstens 5000 Streiter, da die ewige Stadt selbst nicht von Truppen entblößt werden durfte.

Hier wühlten die Agenten der geheimen Gesellschaften, die Abgesandten der Loge unablässig fort. Bezahlte Frevlerhände sprengten am 23. Oktober die Caserne Seristori in die Luft. Unter ihren Trümmern sollten die treuen Zuaven begraben werden. Doch die Vorsehung wachte über die tapfern Gottesstreiter — die Zuaven hatten wenige Stunden vor der Explosion ein anderes Quartier bezogen. Nur einige Mann vom Musikcorps, die zurückgeblieben waren, wurden das Opfer der verruchten That. Die Hauptverbrecher, unter ihnen namentlich die berüchtigten Monti und Tognetti, fielen in die Hände der Gerechtigkeit. Heimtückische Ueberfälle einzelner Wachtposten, hartnäckige Straßenkämpfe in der Lungara vervielfältigten die Frevelthaten

der Revolutionäre. Ueberall blieben die päpstlichen Truppen Sieger, und der edle Zorn über die niederträchtige Kampfesweise der Gegner erhöhte noch das Feuer ihres kriegerischen Muthes.

Auch draußen wurde mit aller Kraft gestritten. Es ging heiß her bei Monte Libretto, am 13. Oktober, am 18. bei Nerola, am 25. bei Monte Rotondo. Da fiel Cialdini mit 15,000 Mann in den Kirchenstaat ein — die päpstliche Sache, die Sache der Kirche, schien verloren, trotz alles Heldenmuthes ihrer Vertheidiger. In dieser Noth beschloß der tapfere und umsichtige Feldherr, der General Kanzler, einen Hauptschlag zu thun. Glückte derselbe, so hoffte er um so eher auf die Hülfe Frankreichs, da schon ein französisches Truppencorps für alle Fälle bei Civita-Vechia ans Land gesetzt worden war. Diese Entscheidungsschlacht wurde geschlagen am 3. November 1867 nahe bei der kleinen Stadt Mentana, welcher dieser ans Wunderbare grenzende Sieg der guten Sache eine unsterbliche Berühmtheit verlieh.

General Kanzler hatte nicht viel über 3000 Mann zur Verfügung; dazu kam die französische Nachhut unter dem General Palhus von etwa 2000. Ihnen gegenüber standen die Rothhemden in wenigstens dreifacher Ueberzahl, dabei begünstigt durch ihre feste und geschützte Stellung. Ungewiß wogte der Kampf den ganzen Tag

über hin und her. Mit dem geübten Auge des erprobten Feldherrn leitete General Kanzler Angriff und Vertheidigung. Die päpstlichen Streiter fochten mit todesmuthiger Begeisterung — und als die Nacht hereinbrach, war der übermächtige Feind geschlagen. Garibaldi, der für unbesiegbar gehaltene Held, entfloh, bei diesem Anblick entsank seinen Kriegern der Muth — das ganze Heer, von panischem Schrecken ergriffen, löste sich auf in wilder Flucht. Noch einmal war Rom gerettet; Oskar Waldeck aber verzeichnete diesen Tag als den schönsten seines Lebens.

Und doch waren es schöne Tage, die seiner nun harrten, und ein ideales Leben, welches er von nun an leben sollte, der heiligsten Sache geweiht, die es auf Erden zu vertreten gibt, im vollständigen harmonischen Einklang seiner Pflicht mit seinen theuersten Bestrebungen, seinen heiligsten Gefühlen, im Kreise hochgesinnter Genossen, die Alle von dem gleichen Feuer, demselben Eifer, für denselben Gegenstand beseelt waren, wie er selbst — in Rom, dem Mittelpunkte der christlichen Welt, am glorreichen Grabe des galiläischen Fischers, der hier in der Kraft des Kreuzes das heidnische Weltreich besiegt hatte. War für sein gläubiges und frommes Herz doch hier Alles, von St. Peters erhabenem Dom bis hinab in die Katakomben, wo die Leiber der Heiligen ruhen — waren doch selbst die gigantischen Ruinen der in

Schutt und Trümmern begrabenen heidnischen Civilisation eine trostreiche Predigt über das Wort des Herrn: Fürchte dich nicht, du kleine Herde — ich habe die Welt überwunden! —

Mit seinen Lieben in der fernen Heimath stand der junge Zuave in regem brieflichem Verkehr. Die gehobene und begeisterte Stimmung, die sich in allen seinen Mittheilungen aussprach, fand bei Beiden sympathischen Anklang, während seine lebendigen und geistreichen Schilderungen von Allem, was er in Rom Großes und Schönes sah und erlebte, eine reiche Quelle geistigen Genusses für sie in der Zurückgezogenheit ihres stillen Landlebens waren.

„Er muß das Alles später sorgfältig ordnen und dem Druck übergeben," meinte die Baronin. „Das wird für ihn eine lohnende Beschäftigung sein und gewiß vielen Seelen zu Nutz und Frommen gereichen, die bis jetzt Rom nur kennen aus den unwahren und gehässigen Schilderungen der Feinde Roms."

„Ich hatte schon öfter denselben Gedanken," erwiderte ihr Gemahl, „nur dürfte die Veröffentlichung, scheint mir, nicht später, sondern müßte jetzt geschehen. Jetzt, wo allem Anschein nach, eine gewaltige Scheidung der Geister sich vorbereitet, jetzt sollte man die Menschen mehr wie je mit Allem bekannt machen, wodurch ihnen der Mittelpunkt der christlichen Einheit lieb und theuer

werden kann. Gelingt es, auch nur in einem einzigen der vielen erkalteten und irre geleiteten Herzen das heilige Feuer des katholischen Glaubens, der katholischen Liebe von Neuem zu entzünden, so wäre die Arbeit überreich belohnt. In meinem nächsten Briefe an den Bruder, werde ich ihn darüber um meine Meinung befragen."

„Thue das doch," erwiderte sie, und schwieg dann ein Weile, scheinbar ausschließlich mit ihrer feinen Stickerei beschäftigt. „Glaubst Du wohl," sagte sie endlich, „daß Oskar noch an seine Rita denkt?"

„Wie kommst du darauf?" fragte er überrascht aufsehend.

„Ueber die Briefe," entgegnete sie. „Ich dachte mir, wie hübsch es doch wäre, wenn dieses junge Mädchen, ohne den Verfasser zu ahnen, zu den Seelen gehörte, von denen Du eben sprachst, die dadurch gewonnen werden sollen."

„Ohne ein bischen Romantik geht es bei meiner kleinen Frau nicht ab," sagte er lachend. „Deine Idee ist wirklich zu hübsch, um in unserer prosaischen Zeit auf ihre Verwirklichung zu hoffen. Ob er noch an sie denkt? Ich bin überzeugt, daß Oskar nichts vergißt, was er einmal mit dem Herzen erfaßt hat — darauf kenne ich sein edles, treues Herz. Nur mag der Gedanke an diese seine erste und einzige Liebe, die leider eine so hoff-

nungslose war, wohl etwas in den Hintergrund seiner Seele gedrängt worden sein durch die Größe der Ereignisse, der Eindrücke, die jetzt auf ihn einwirken. Das ist doch auch sehr gut, meine ich."

„Und sehr natürlich," fügte sie mit einem kleinen Seufzer bei.

„Aber gar nicht romantisch, nicht wahr?" neckte Philipp. „Aber laß es damit gut sein, Kind! Oder wäre es Dir lieber, den Bruder in hoffnungslosem Liebesgram, wie ein schmachtender Seladon, seine beste Kraft aufreiben zu sehen?"

„Die Hoffnungslosigkeit gerade wäre noch zu constatiren," meinte sie.

„Die constatire ich Dir," fiel er beinahe ärgerlich ein, „und ich begreife überhaupt nicht, wie dieses kleine Mädchen Dich so sehr interessiren kann." —

„Weil ich überzeugt bin," sagte sie sehr bestimmt, „daß in der Geschichte das letzte Wort noch nicht gesprochen ist!"

Er sah sie verwundert an, in der Erwartung, daß sie ihre gewagte Behauptung näher erläutern werde. Da sie aber schwieg, schüttelte er unzufrieden den Kopf und wandte sich wieder zu dem Landschaftsbild, an dem er malte.

„Mit Euch Frauen ist nicht zu streiten," sagte er, „wenn es sich um Herzensangelegenheiten handelt."

„Und zuletzt pflegen wir, Euerem kaltem Verstand gegenüber, in den meisten Fällen Recht zu behalten," lächelte sie triumphirend.

„In diesem Falle würde ich nicht besser verlangen, als daß Du Recht behieltest," war seine Antwort. „Es wäre nur allzu hübsch, um zu erwarten, daß sich Alles so füge."

Wohl gedachte Oskar im tiefen und treuen Herzen noch immer der Jungfrau, die er heißer und inniger geliebt, als sie selbst geahnt und begriffen hatte — aber er gedachte ihrer, wie man an ein zerstörtes und untergegangenes Glück, an eine verlorene und begrabene Liebe gedenkt. Täglich nannte er ihren Namen im Gebete vor Gott — fast wie man für geliebte Todte betet — ohne selbstische Hoffnung, ohne irdische Wünsche — nur im Gedanken an das ewige Heil der Seele, die uns auf Erden theuer war. —

Einmüthige Begeisterung durchwehte die katholische Welt bei der Kunde von den Heldenthaten von Monte Libretti, Nerola, Monte Rotondo und Mentana, und diese Begeisterung war noch nicht wieder erkaltet, als sie eine neue Anregung durch eine ganz besondere Veranlassung erhielt. Im Herbste 1867 war die ewige Stadt vor den Rothhemden durch den Heldenmuth des kleinen päpstlichen Heeres gerettet worden — im folgenden Jahre verbreitete sich das Gerücht von dem im

Jahre 1869 bevorstehenden Priesterjubiliäum des allverehrten Vaters der Christenheit, und setzte überall, wo treue Kinder der Kirche wohnten, die katholischen Herzen in freudige Bewegung.

Schon im Herbste begannen die Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten, die das seltene Fest verherrlichen sollten — und als dasselbe dann herannahte, da zogen aus der ganzen Welt die Deputationen in endlosen Pilgerzügen nach Rom. Auch Philipp Waldeck hatte der Sehnsucht, die ihn längst dahin zog, bei dieser Gelegenheit nicht widerstehen können und wollen. Er überraschte mit seiner holden Frau den Bruder wenige Tage vor dem denkwürdigen 11. April, dem Tage des Hauptfestes. Mit innigem Jubel, der durch die hehre und rührende Veranlassung des für Oskar ganz unerwarteten Wiedersehens eine leichte Beimischung von Feierlichkeit bekam, begrüßten die in so herzlicher Liebe geeinten Geschwister sich auf dem heiligen Boden der Siebenhügelstadt, und wohnten von diesem ersten Augenblicke des Zusammentreffens an allen den Festlichkeiten, womit die treuen Römer dem geliebten Papst und König an seinem Ehrentage ihre Liebe und Treue kund zu thun bestrebt waren, gemeinschaftlich bei.

Seite an Seite knieend empfingen die drei am Morgen des Festtages aus den Händen des Papstes selbst das allerheiligste Sakrament, und hörten am Schluße

des feierlichen Hochamtes die wundervolle Harmonie des Te Deum an, das, von Hunderttausenden angestimmt, den ungeheuern Raum des majestätischen Domes mit seinen majestätischen Klängen erfüllte. Gemeinschaftlich nahmen sie am Nachmittage Theil an der großen internationalen Audienz in der obern Vorhalle St. Peters, wo 500 Deutsche unter den Vertretern aller Nationen den Ehrentag des heiligen Vaters zu einem Ehrentage Deutschlands in Rom machten, indem seit der Reformation Deutschland zum ersten Male wieder den Vorzug gewann, an der Spitze der katholischen Völker sich dem Throne des Oberhauptes aller Katholiken zu nahen. Eine prachtvolle Adresse, in 23 deutschen Diözesen von fast anderthalb Millionen deutscher Männer unterschrieben, drückte nebst unzähligen Spezialadressen dem Vater der Christenheit die Gefühle seiner deutschen Kinder aus.

Die Reihe der großartigen Festlichkeiten schloß mit der entzückend schönen Beleuchtung der St. Peters-Kuppel, auf welche am nächsten Abend die feenhafte, bis in die engsten Gassen sich erstreckende Illumination der Stadt — am nächstfolgenden aber das zauberische Feuerwerk, die Girandola, auf der Höhe des Janikulus, folgte. Wenige Tage darauf, die einem Pilgergang zu allen Heiligthümern gewidmet waren, traten die jungen Gatten die Rückreise an.

„Ich habe die Absicht,“ sagte Philipp beim Scheiden

zu seinem Bruder, „zur Zeit des Concils wieder hier zu sein, und als Maltheser mit den übrigen Mitgliedern des Ordens aus unserer Heimath das uns zugestandene Ehrenrecht auszuüben, der heiligen Versammlung als Wache zu dienen.“

„Thue das,“ fiel Oskar ein, und umarmte freudig den Bruder, „und sei dabei überzeugt, daß die Zuaven nur den Malthesern dieses Recht freiwillig abtreten werden. Kehrt Ihr jetzt von hier aus auf direktem Wege nach Hause zurück?“

„Auf einem weiten Umwege vielmehr,“ fiel Karoline ein, und da sie erröthend innehielt, ergänzte ihr Gemahl den angefangenen Satz:

„Wir wollen eine Wallfahrt machen zu unsrer lieben Frau von Lourdes. Du kennst unsre Wünsche, unsern Gram — Du weißt, was wir erflehen wollen!“

„Wohl weiß ich es,“ erwiderte der Zuave tief bewegt. „Möge doch Unsre liebe Frau Eure Bitte gewähren!“ —

Viertes Kapitel.

Die Lage der jungen Rita im Hause ihrer Beschützer hatte sich im Laufe der Zeit weit besser gestaltet, als dieß nach dem hochmüthigen und lieblosen Empfang, der ihr zu Theil geworden, zu erwarten stand. Es war ihr gelungen, mit dem feinen und richtigen Takte, der eine ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften war, den Anforderungen, welche an sie gemacht wurden, vollständig zu genügen, sich in die oft einander widersprechenden wechselvollen Launen der Präsidentin einzuleben, ohne sich jedoch — was in derartigen Verhältnissen eine so naheliegende Gefahr ist — innerlich selbst zu verlieren. Während sie Aurelien immer unentbehrlicher wurde, die Präsidentin es aber besonders an ihr rühmte, wie gut sie verstehe, sich immer und überall zu „effaciren," wo ihr Hervortreten störend oder unbequem hätte sein können, war trotz, oder vielleicht gerade durch den Druck, welcher äußerlich auf ihr lastete, ihr Geist gereift, und hatte ihr Charakter an Festigkeit, ihr Urtheil an Klar=

heit gewonnen. Die Lehrstunden des Professors, welche sie mit Aurelien theilte, mochten dazu wesentlich beigetragen haben, und namentlich war dieß von seinen geschichtlichen und literarischen Vorträgen fast mit Bestimmtheit vorauszusetzen. Er lehrte die beiden jungen Mädchen nichts, was Rita von ihren Stunden bei der Pfarrerin her nicht schon wußte — aber der Gesichtspunkt, von dem er bei seinem Unterricht in beiden Fächern ausging, war dem der Pfarrerin gerade entgegengesetzt. Rita war aber um so eher geneigt, die Anschauungsweise des Professors zu der ihrigen zu machen, als dieselbe aufs Genaueste mit den Ansichten übereinstimmte, die Oskar Waldeck bei jeder Gelegenheit ausgesprochen hatte. Jetzt war der Unterricht beendet, da Aurelia aufs Bestimmteste erklärt hatte, des Lernens überdrüssig zu sein, und ihre Stellung als erwachsene junge Dame im elterlichen Hause sowohl, als in der Gesellschaft endlich vollständig einnehmen zu wollen. —

Damit glaubte Rita den eigentlichen Zweck ihres Hierseins erfüllt, und den Zeitpunkt ihrer Entlassung gekommen, und einen Augenblick lang hatte allerdings die Präsidentin denselben Gedanken. Die Präsidentin war eine eitle und hoffärtige Mutter, sie wollte ihr Kind bewundert und gefeiert sehen, und es erregte ihr kein geringes Bedenken, ein so schönes und anmuthiges Wesen, als Rita war, beständig an Aurelias Seite der Gesell=

schaft zu zeigen. Aurelia aber widersetzte sich mit der Entschiedenheit eines verzogenen Kindes der Entfernung ihrer jungen Gesellschafterin, die ihr, wenn auch nicht gerade von Herzen theuer, doch unendlich bequem war, da sie alle ihre Launen geduldig ertrug, und bereitwillig bei jeder Gelegenheit für sie eintrat, wo ihre eigene Trägheit ihr dieß wünschenswerth machte. Dazu kam, daß der Präsident, der sonst in allen häuslichen Dingen seiner Frau unbeschränkte Vollmacht zu gewähren pflegte, sich dießmal entschieden auf die Seite seiner Tochter schlug, und erklärte, er wolle das einzige weibliche Wesen in seiner Umgebung, welches ihn niemals, weder durch Launen ärgere, noch durch Widerspruch reize, im Hause nicht missen.

So war Ritas Bleiben eine entschiedene Sache, bevor sie noch selbst um ihre Meinung darüber befragt worden war. Aurelia verkündete ihr im Gegentheile den gefaßten Beschluß erst mehrere Tage später als vollendete Thatsache, und sie vernahm denselben freudig und dankbar. Allerdings hatte sie hier mit mancherlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen — war namentlich in Allem, was sie begann und beschickte, völlig abhängig von fremdem oft wechselndem und launenhaftem Willen. Sie war indessen verständig genug geworden, um einzusehen, daß gerade dieß in einer solchen Zwischenstellung, als die ihrige war, mehr oder weniger überall

der Fall sein würde, und ihr liebevolles und treues Herz machte ihr den Gedanken, aus dem Familienkreise zu scheiden, in welchem sie sich jetzt seit fast zwei Jahren eingelebt, und doch auch manches Gute, manchen Beweis von Güte und Wohlwollen erfahren hatte, unaussprechlich bitter und schmerzlich. So blieb denn Alles, wie es war, und Jedermann war im Grunde darüber vergnügt — am meisten von Allen der junge Baron Hippolyt.

Dieser hatte vom ersten Augenblicke an, als er das junge Mädchen am Bahnhofe in Empfang nahm, demselben in seiner Weise gehuldigt; und es lag gewiß nicht an seinem guten Willen, wenn diese Huldigung von der unbefangenen Rita entweder gar nicht, oder höchstens als ein unpassender Scherz bemerkt und aufgenommen wurde. Das einfache, fern vom Treiben der großen Welt erwachsene, mit allen Künsten grober und feiner Koketterie völlig unbekannte junge Mädchen, kannte nur einen Maßstab für männliche Liebenswürdigkeit — Oskar Waldecks edle, ernste Gestalt, und sie hatte nur eine Norm für die Art und Weise des Verkehrs zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts — das achtungsvolle, zurückhaltende und doch auch wieder so liebevolle, fast brüderliche Benehmen Oskar Waldecks gegen sie, während ihres langen Beisammenseins.

Je länger sie von ihm getrennt war, je mehr

während dieser hoffnungslosen Trennung ihre Seele gleichsam heranreifte zum vollen Verständniß der seinigen, um desto mehr verwischte sich der bittere Eindruck, den jene Scene, die sie für immer von ihm schied, in ihrem Herzen zurückgelassen hatte — um desto inniger schmiegte ihr ganzes inneres Leben sich an sein geliebtes Bild. Das war ihre Schutzwehr gegen alle Gefahren, die ihrer Jugend und Schönheit drohten — das machte sie taub für die verblümten Schmeicheleien, die verschleierten Liebeserklärungen des jungen Barons — sowie es sie unempfindlich gemacht haben würde, wenn auch die ganze elegante Jugend der Residenz ihr wetteifernd gehuldigt hätte. Eitelkeit und Gefallsucht hatten keinen Raum in ihrem Herzen neben der edlen Liebe, die es je länger je mehr erfüllte.

Unterdessen rückte die Zeit, wo das vatikanische Concil zusammen treten sollte, immer näher, und es begann in der katholischen Welt eine große Scheidung der Geister in Beziehung darauf zu Tage zu treten, die hauptsächlich von München ausging. Von dort erhoben sich die Stimmen, welche in anmaßendem Gelehrtendünkel klüger sein wollten, als die im heiligen Geiste versammelte Kirche, und sich nicht allein berechtigt, sondern auch berufen glaubten, den Hirten und Lehrern aller Völker des Erdkreises, die sich auf den Ruf des Statthalters Christi am Mittelpunkte der katholischen

Einheit zusammen fanden, um die Sache Gottes zu berathen, von der Höhe des akademischen Katheders herab Vorschriften zu machen, über die Beschlüsse, die sie fassen sollten. Die Janusbriefe füllten die Spalten der Allgemeinen Zeitung und trugen so das Gift in alle Kreise, für welche das Augsburger Weltblatt ein zweites, oder vielmehr das einzige Evangelium war. Und als sich gar die Kunde verbreitete, daß der hochgefeierte Nestor der deutschen Wissenschaft, der greise Döllinger, seinen berühmten Namen unter dem vielsagenden Namen des Janus verhülle, da glaubten viele, sonst redliche und wohlmeinende Menschen, mit gutem Gewissen auf die Afterweisheit schwören zu dürfen, ohne zu bedenken, mitunter auch ohne zu wissen, in welch schreiendem Widerspruche dieselbe mit Allem stand, was der unglückliche, von geistlichem Hochmuth verblendete Mann während seines ganzen Lebens gelehrt und geschrieben hatte.

Auch in dem Hause des Präsidenten von Unruh wurde die Allgemeine Zeitung eifrig gelesen. Gehörte es doch zum guten Ton, die Janusbriefe zu kennen, darüber zu diskutiren, dafür oder dawider Parthei zu nehmen. Es hatte sich bis dahin nie Jemand von der Familie mit religösen Fragen beschäftigt. Bei der Präsidentin wie bei ihrer Schwester, der Gräfin Platner, hatte der Einfluß ihrer gemeinsamen Erzieherin — bei aller sonstigen Verschiedenheit im Charakter der beiden

Schwestern — in diesem Punkte dieselben Früchte getragen. Beide lebten und athmeten in der kältesten Zone des Katholizismus, da, wo man höchstens — wenn durchaus kein Grund aufzufinden ist, um sich davon zu dispensiren — am Sonntag und an den hohen Kirchenfesten in die Eilfuhrmesse geht, — gleichgültig, ob man vor oder nach der hl. Wandlung das Gotteshaus betritt — und auch, ebenfalls in der Voraussetzung, daß nichts Wichtigeres dazwischen komme, jährlich einmal, gewöhnlich am zweiten Sonntage nach Ostern, die Sakramente empfängt. Das war so eine alte Gewohnheit von der Mutter her, und mußte beibehalten werden — schon des Anstandes wegen. Der Präsident aber, obgleich ebenfalls katholisch getauft, von katholischen Eltern abstammend, war ein Staats- und Weltmann, den die Geschäfte seiner Kanzlei hinlänglich beschäftigten. Im Uebrigen war er ein humaner und billig denkender Mann, den niemals ein Vorwurf irgend welcher Art getroffen hatte, und der sich der allgemeinen Achtung in hohem Grade erfreute. Sein Sohn jedoch war ein erklärter Jünger der modernen Aufklärung — er hatte die Schriften von Renan, von David Strauß und Feuerbach gelesen, und wenn er auch nicht so weit ging, die absurde Theorie von Karl Vogt zu adoptiren, so war doch von positivem Christenthum längst nichts mehr in seiner Seele übrig geblieben. Aurelia folgte dem Beispiel

ihrer Mutter, und war überdieß zu jung, zu unfertig, zu wenig geistig geweckt, um sich über ernste Fragen eine selbständige Meinung zu bilden. Ihr Gott war eigentlich — nicht ihr Bauch, aber — ihr Spiegel. Die Bewunderung, welche sie ihrer eigenen Schönheit weihte, genügte für ihr geistiges und seelisches Bedürfniß.

Daß bei dieser Lebensweise, dieser Denkungsart der richtige Begriff von dem Wesen der Kirche, von ihren Einrichtungen, ihren Rechten, von dem Ziele, zu welchem sie ihre Kinder zu führen berufen und bestrebt ist, von dem liebenden Gehorsam, den ihre treuen und gläubigen Kinder ihr, der allliebenden Mutter, in allen auf dieses Ziel — das ewige Heil der unsterblichen, durch Christi Blut erkauften Seelen — bezüglichen Dingen zu leisten haben, in der Familie ein völlig unbekannter Begriff war, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Es war hier ein gut vorbereiteter Boden für den Samen, den die Janusbriefe in die Seelen zu streuen bestimmt waren, und die Frucht dieses Samens schoß in üppigen Halmen empor.

Man fing plötzlich an, sich fast ausschließlich mit kirchlichen Fragen zu beschäftigen, indem man dem herrschenden Modeton gehorsam Kirchengeschichte in der Gartenlaube, in den Romanen der Mühlbach und anderen Geistesprodukten von gleicher Tendenz und gleichem Werthe studirte. Man las sich dadurch in eine tiefe

sittliche Entrüstung über die Herrschsucht der Päpste, die intriguante Grausamkeit der römischen Cardinäle, die Anmaßung der Bischöfe, vor allem über die Verworfenheit und Abscheulichkeit der Jesuiten hinein, und erhob den Heldenmuth des gelehrten Stiftspropstes von St. Cajetan bis über die Wolken, der es gewagt hatte, all diesen Ungeheuerlichkeiten mit überzeugungstreuer Entschlossenheit entgegen zu treten, im ruhmwürdigen Kampfe um die bedrohte Freiheit des menschlichen Gedankens.

„Was wagt er aber eigentlich dabei?" fragte Rita, die den Thee einschenkte.

„Welche Frage," rief die Präsidentin, und ließ vor Schrecken den Kuchen, den sie einzutunken im Begriffe stand, in ihre Tasse fallen, daß der duftige Inhalt hoch aufspritzte — „für eine so gescheidte kleine Person, wie Sie doch eigentlich sind, Rita! Denken Sie doch an den Bann, erinnern Sie sich doch an die spanische Inquisition, an Heinrich den Vierten, an Canossa! Mein Gott, haben Sie denn gar nichts gelernt beim Professor? Nun sehen Sie, da habe ich mir über Ihre dumme Frage das ganze Kleid verspritzt!"

„Thee gibt keine Flecken," tröstete Rita, indem sie sich beeilte, mit ihrem Tuche die Spuren des unfreiwillig ausgegossenen Trankopfers zu beseitigen.

„Nein," sagte ein junger, ernsthaft aussehender Mann, der neben der Präsidentin saß, und betrachtete

mit kritischem Blicke den angerichteten Schaden. „Im Uebrigen,“ fuhr er in fremdklingendem, fast gebrochenen Deutsch fort, „möchte ich mit dem Fräulein fragen, was wagt der alte Mann dabei? Stehen wirklich, wie er behauptet, Tausende von Priestern, steht die Mehrzahl des katholischen Volkes hinter ihm, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach der vergötterte Stifter eines Schisma werden, das ihn voraussichtlich überdauert. Wie lange — chi lo sa? Er wird dann sein greises Haupt zur Ruhe legen auf den vergänglichen Lorbeeren, die die Stirne des Empörers krönen — ich sehe für ihn persönlich dann nirgends ein Wagniß, eine Gefahr — von außen. Die Gefahren, die er mit seiner kecken Auflehnung gegen seine Seelenruhe, gegen den Frieden seines Gewissens heraufbeschworen hat, kommen dabei allerdings nicht in Betracht, ich rede nur —“

„Aber, Mr. Cotton,“ fiel der Präsident in vorwurfsvollem Tone ein, „ich muß mich wundern, daß ein Engländer, ein Sohn des freiesten Volkes von Europa, der geistigen Knechtschaft überhaupt das Wort zu reden vermag.“

„Das thue ich keineswegs,“ erwiderte der Engländer sehr ruhig, „ich verbinde nur vielleicht mit dem Worte „Freiheit“ nicht ganz denselben Begriff, wie die Correspondenten Ihrer Allgemeinen Zeitung. Ich meine, es steht Jedem frei, die katholische Kirche für diejenige

Anstalt anzusehen oder nicht anzusehen, welche Christus der Herr gestiftet hat, um den Völkern des Erdkreises die Gnaden des Heils zu vermitteln, die geoffenbarte Wahrheit zu verkünden, es steht — mit einem Worte — Jedem frei, katholisch zu sein oder nicht. Wer sich aber einen Katholiken nennt, dem muß ich die Freiheit bestreiten, welche in dem gegenwärtigen Augenblick eine Anzahl von deutschen Gelehrten für sich in Anspruch nimmt — die Freiheit, die Kirche zu meistern, ihre Lehren zu tadeln, sich ihren Beschlüssen zu widersetzen."

„Aber das ist ja eine wahre Tyrannei," rief die Dame des Hauses, deren Aufmerksamkeit sich während der letzten Worte wieder von den Theeflecken auf ihrem seidenen Kleide ab- und der Unterhaltung zugewendet hatte, unwillig aus. „Man soll also mit Allem zufrieden sein, sich Allem unterwerfen, was die Herren in Rom zu beschließen für angemessen erachten? Ihre Diözesanen, die sie dort zu vertreten haben, sollen ruhig und demüthig zu Hause abwarten, welche neue Gesetze und Verordnungen sie mit zurückbringen?"

„Ich erinnere mich wohl," sagte der Präsident mit gutmüthigem Spott, „in meiner Jugend von Kirchenvätern gehört zu haben; von Kirchenmüttern wußte ich aber nichts, bis zu diesem Augenblick, wo meine liebe Frau sich als eine solche entpuppt."

Die jungen Leute lachten — nur der Engländer

verzog keine Miene. „Erlauben Sie, meine gnädige Frau,“ versetzte er, „ein Conzil ist kein Parlament, und die Väter des Conzils sind keineswegs von ihren Diözesanen dahin abgeordnet, sondern sie sind vom Statthalter Christi, vom obersten Hirten aller Völker berufen, um, geleitet vom heiligen Geiste, die Interessen Gottes und der Kirche, die Angelegenheiten des ewigen Heils der unsterblichen Seelen zu berathen.“

„Ach Gott, wie langweilig,“ flüsterte Aurelia mit unterdrücktem Gähnen ihrem Bruder zu. „Den langweiligen Pedanten soll ich heirathen?“

„Laß ihn doch reden,“ erwiderte Hippolyt in demselben Tone, „mit der Aussicht auf einen Lordstitel und eine Grafschaft kann man das bischen Langeweile schon in den Kauf nehmen.

Die Eltern schienen derselben Meinung zu sein — sie erhoben, dem sehr bestimmten Tone gegenüber, mit welchem der Gast seine Ansicht ausgesprochen hatte, nur noch schwankende Einwürfe, nachgiebigen Widerspruch — und die Mutter lenkte, mit der Gewandtheit, die sie in ihrem langen Salonleben sich zu eigen gemacht hatte, das Gespräch unvermerkt auf andere Gegenstände.

Der titellose Name, Mr. Cotton, mit welchem der junge Engländer sich in den aristokratischen Gesellschaftskreisen eingeführt hatte, klang sehr einfach, und die Lebensweise, die der Träger desselben seit seinem Hiersein

beobachtete, erschien als sehr anspruchslos. Er wohnte in einem Hotel garni, speiste bei einem Restaurant, brachte seine Vormittage entweder allein in seinem Zimmer arbeitend oder in einem oder andern Hörsaal der Universität, die Stunden des Nachmittags auf langen, einsamen Ausflügen in die Umgegend zu, und war am Abend entweder im Theater oder in irgend einem geselligen Familienkreise zu treffen. Dabei hatte er nur einen einzigen Diener und weder Pferde noch Hunde und Equipagen. Das Alles war nicht sehr geeignet, die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt von München, unter den zahlreichen Fremden, welche alljährlich die Hauptstadt besuchen, gerade vorzugsweise auf die ernste, durch nichts hervorragende Gestalt des jungen Insulaners hinzulenken — wenn nicht der Bankier, bei welchem er seine Creditbriefe abgegeben, ein Wörtchen von der fabelhaften Höhe der darin genannten Summen hätte verlauten lassen. Dazu kam, daß einer der jungen Herren von der englischen Gesandtschaft einer Dame seiner Bekanntschaft die nahe Anwartschaft auseinandersetzte, welche der anspruchlose, unscheinbare Mr. Cotton auf die Herzogswürde habe.

„Es steht nur noch ein unvermählter Vetter, ein wunderlicher alter Herr," so berichtete der junge liebenswürdige Diplomat, „zwischen meinem Freunde und allen Titeln und Besitzthümern seiner Familie. Diese Ansprüche

aber, die ihm vor mehren Jahren durch den Tod eines ältern Bruders nun so nahe gerückt sind, daß er sie fast mit den Händen greifen kann, sind es gerade, die ihn aus dem Vaterlande verbannen. Der alte Lord hat nämlich eine fast kindische Furcht vor dem Tode, die mit jedem Jahre zunimmt, und die ihn treibt, Allem aus dem Wege zu gehen, Alles von sich zu entfernen, was ihn nur irgendwie an seine Sterblichkeit erinnern kann. Daher ist ihm der Anblick seines Erben vor allen Andern verhaßt, und da Cottons eigene Neigung, die Welt zu sehen, zum Glück mit dieser wunderlichen Laune des Onkels übereinstimmte, so konnte er ihm, als seine Studien in Oxford beendigt waren, um desto eher den Gefallen thun, für ihn unsichtbar zu werden, als das sehr bedeutende Vermögen seiner verstorbenen Mutter, welches ihm ungetheilt zufiel, ihn in Stand setzte, seiner Reiselust nach Lust und Laune zu genügen. Hierher z. B. kam er direkt von den Quellen des Nils —"

„Von den Quellen des Nils —" fiel die junge Dame dem Erzähler mit erhobenen Händen in die Rede, „mein Gott, ist er dort vielleicht bei den Isispriestern in die Schule gegangen?"

„Wer weiß?" erwiderte der Diplomat vollkommen ernsthaft. „Dergleichen Geheimnisse, meine Gnädige, pflegt man nicht auszuplaudern. Seinem Christenthum scheint die ägyptische Weisheit übrigens keinen Abbruch

gethan, ihn vielmehr im Gegentheile darin noch mehr gestärkt und befestigt zu haben."

„Er ist katholisch?" fragte das Fräulein.

„Er ist mit den Norfolks verwandt," war die Antwort.

Daß die junge Dame, an welche diese Mittheilung gerichtet war, nichts Eiligeres zu thun wußte, als dieselbe so viel nur immer möglich, in ihrem Kreise zu verbreiten, war natürlich; und ebenso, daß von diesem Augenblicke an, der junge, weitgereiste Vetter der Norfolks ein Gegenstand liebevollster Aufmerksamkeit für alle Eltern von heirathsfähigen Töchtern wurde.

Auch der Präsident von Unruh und seine Gemahlin zogen den zukünftigen Herzog eifrig in ihr Haus, und boten Alles auf, ihm dasselbe so angenehm als möglich zu machen. Die schöne Aurelia war allerdings noch sehr jung, und ihre überzarte Gesundheit — welche die Mutter bei jeder Gelegenheit erwähnte, wo es darauf ankam, eine Entschuldigung für die Trägheit des verwöhnten Kindes zu finden — ließ es kaum wünschenswerth erscheinen, daß sie das sorglos fröhliche Mädchenleben schon jetzt gegen die ernsten Pflichten einer vermählten Frau vertausche. Indessen war es doch immerhin gut, dem Glück einstweilen ein Pförtchen offen zu halten — und es mußten ja voraussichtlich noch einige Jahre darüber hingehen, bis der einfache und anspruch-

lose Mr. Cotton sich als Pair von England entpuppte. Er aber ließ sich unbefangen heranziehen, dankbar für die Freundlichkeit, die man ihm entgegentrug. Er hatte ein warmes Interesse für Deutschland, dem die Vorfahren seiner Mutter entstammt waren — der Wunsch, deutsche Sprache und Sitte kennen zu lernen, war der hauptsächlichste Grund seines längeren Verweilens — wie hätte er diese Absicht aber besser und bequemer erreichen können, als indem er sich einem ihm so ansprechend erscheinenden Familienkreise anschloß? Er bemerkte dabei nicht, daß der ganze Zuschnitt des Hauses um seinetwillen unvermerkt immer mehr nach englischem Muster umgeformt wurde, und nahm die vornehme Behaglichkeit, den Comfort des häuslichen Lebens, der ihn angenehm berührte, als etwas Selbstverständliches hin. Der junge Unruh, nur um wenige Jahre im Alter von ihm verschieden, trug ihm mit liebenswürdiger Offenheit seine Freundschaft an — der Präsident bezeigte ihm ein beinahe väterliches Wohlwollen — so wurde er in Kurzem ein täglicher Gast, fast ein Mitglied des Hauses.

Die Damen gefielen ihm sehr. Aurelia erinnerte ihn an die zarten Schönheiten seiner Heimath, und die Präsidentin verstand es sehr gut, ihrem ganz oberflächlichen Wesen einen Anstrich von gemüthvollem und herzlichem Wohlwollen zu geben, der sie im Verein mit ihrer langen Uebung in den feinen Umgangsformen, dem Con-

versationston der vornehmen Welt, bei Weitem bedeutender erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war. Nur Rita blieb, obgleich sie viel schöner war als Aurelia, und namentlich viel geistvoller aussah als diese, von der Beachtung des zum Hausfreunde gewordenen Gastes lange Zeit völlig ausgeschlossen. Mochte aber nun ihre Stellung im Hause dem stolzen Briten als eine zu untergeordnete erscheinen, oder was sonst der Grund war, der ihn veranlaßte, ihr nur die unumgänglich nothwendige Höflichkeit zu erweisen, so gereichte diese auffallende Zurücksetzung der Präsidentin zu großer Befriedigung; indem sie darin eine sichere Bürgschaft zu sehen glaubte, daß Rita mit all ihrer anmuthigen Schönheit den Ansprüchen ihrer Tochter niemals hindernd in den Weg treten könne. Mehr noch als sie aber fühlte ihr Sohn Hyppolit sich dadurch beruhigt, der nur mit eifersüchtiger Beklemmung den Wünschen der Eltern gehorcht, und im Interesse der Schwester den gefährlichen Fremden in die Nähe des Mädchens gebracht hatte, um deren Zuneigung er sich selbst bis jetzt mit entschiedenem Mißerfolg beworben hatte.

Aurelia, die bei der ganzen Sache am meisten Betheiligte, fand übrigens nur ein sehr mäßiges Wohlgefallen an dem ernsten jungen Mann, der niemals tanzte, ihr keine von den banalen Schmeicheleien sagte, die sie gewohnt war, von den eleganten Cavalieren ihres Kreises

zu vernehmen, und welcher ihr obendrein zumuthete, die großen Dichter seines Vaterlandes in ihrer eigenen Sprache zu lesen, und den Schilderungen aufmerksam zu lauschen, die er mit beredtem Munde von den Wundern der fernen Länder entwarf, die er auf seinen Reisen besucht hatte. Da waren doch ihre geliebten Bücher aus der Leihbibliothek viel unterhaltender — und was gingen die Pyramiden, was die im Wüstensande halb vergrabene Sphynx sie an? Welches Interesse hatten die fernen Palmenheine, die Cedern des Libanon, die Ruinen des alten Memphis für sie? Sie war genug mit Lernen geplagt worden beim Professor — sie hatte für ihr ganzes Leben genug davon.

„Ich begreife Sie nicht," entgegnete Rita auf diese Klagen, „ich sitze sehr gern dabei und höre zu."

„Ei, so hören Sie immer hin," war die heftige Antwort, „und nehmen Sie meinetwegen den ganzen langweiligen Menschen für sich! Ich trete Ihnen meine Ansprüche an ihn sehr gerne ab."

„Ich wußte nicht, daß Sie welche haben," bemerkte Rita trocken.

„Ja so — nein, ich habe keine. Die Mama macht mir nur den Kopf ganz toll — sie spricht den ganzen Tag von nichts Anderem. Aber, was lesen Sie denn da so eifrig? Wahrhaftig, Shakesspeare! Rita, Rita — nun traue ich Ihnen nur noch halb!"

Rita schüttelte ernst den schönen Kopf und legte mit einem Seufzer das Buch zur Seite.

„Sie dürfen mir ganz trauen," sagte sie. „Mr. Cotton kommt für mich so wenig in Betracht, als ich für ihn — aber ich habe früher Einen gekannt, der ebenso für Shakesspeare schwärmte, obgleich er ein Deutscher war. Damals war ich noch zu kindisch, den großen Dichter zu würdigen. Mr. Cotton aber hat das Verdienst, mir jene Zeit wieder lebendig ins Gedächtniß gerufen zu haben, und — ich begreife jetzt die Begeisterung für Shakesspeare." —

Sie wandte sich ab mit einer Thräne im Auge, welche die schmerzlich süße Erinnerung aus der Tiefe des Herzens heraufgelockt hatte. —

Der Engländer hatte, in literarischen und künstlerischen Dingen, dieselben Ansichten, dieselbe Geschmacksrichtung, die sie an Oskar Waldeck gekannt hatte — er stand aber auch in all den ernstesten Fragen, die die Welt der Geister bewegen, in Fragen, die das ewige Heil der Seelen betreffen, genau auf demselben, streng kirchlichen Boden, ging von demselben fromm gläubigen Gesichtspunkte aus, wie Oskar Waldeck, und er wußte seine Ueberzeugung oft mit siegender Beredsamkeit gegenüber den herrschenden Tagesmeinungen rücksichtslos und mannhaft, wie Oskar Waldeck gethan, zu vertheidigen.

Wie aber Ritas Geist sich entwickelt, ihr Geschmack

sich veredelt hatte, daß sie den großen Dichter, dessen Schönheit damals ihrem kindischen Auge ein Buch mit sieben Siegeln war, nun verstehen und bewundern konnte — so war auch ihre Seele herausgewachsen aus den Banden des confessionellen Vorurtheils, mit denen eine engherzige Erziehung sie gefesselt, und die Eine und untheilbare Wahrheit ging wie ein Stern tröstlicher Verheißung am fernsten Rande ihres verschleierten Himmels auf.

Der Engländer aber erschien ihrem erregten Gemüthe bald wie ein Bote dieser Wahrheit, die er selbst so freudig bekannte, bald als ein Bote des Geliebten, der gekommen sei, die Schranken hinweg zu räumen, die ihre Seele noch von der seinigen trennten. Sie hatte alle Hoffnung auf Wiedersehen, auf Vereinigung längst aufgegeben — ihr irdisches Leben lag völlig abgeschlossen vor ihr, ohne Hoffnung, ohne Glück, nur als Aufgabe, die sie treu erfüllen wollte. Aber es war ihr ein süßer und wohlthuender Gedanke, dereinst mit ihm, wenn auch auf immer von ihm getrennt, dennoch in demselben Glauben, derselben Liebe, derselben Hoffnung auf die ewigen Güter Eins zu sein.

Der junge Freund des Hauses konnte indessen nicht auf die Länge blind dafür sein, daß er gerade bei der jungen Dame, die er am wenigsten beachtet hatte, das innigste Verständniß, die freudigste Zustimmung für seine

Ansichten und Gefühle begegnete. Das wunderte ihn im Anfang — man hatte nicht versäumt, ihn zu unterrichten, daß sie eine Protestantin war, eine Pietistin, wie Aurelia mit spöttischem Nasenrümpfen hinzufügte — dann aber glaubte er, aus einigen ihr völlig absichtslos entschlüpften Worten, das Verlangen ihrer Seele nach der Wahrheit zu erkennen, und näherte sich ihr von da an mehr, als ihm dieß bis jetzt in den Sinn gekommen war, mit freudiger und wohlwollender Bereitwilligkeit, ihr, so er es vermöge, die Erfüllung dieses Wunsches zu erleichtern. Auf diese Art aber entstand unvermerkt zwischen den Beiden ein Verkehr, bei welchem Beide völlig unbefangen blieben, indem nur die ernstesten und höchsten Fragen den Gegenstand ihrer Gespräche bildeten — der aber dennoch den jungen Baron aufs Höchste beunruhigte, und seine Mutter vielleicht zu völlig ungerechtfertigten, auffallenden Schritten bewogen haben würde, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches, so traurig es an und für sich sein mochte, doch für die zunehmende Aufregung der Gemüther eine wohlthätige Ableitung wurde.

Fünftes Kapitel.

Philipp Waldeck hatte den Vorsatz, seinen Ehrenposten am Portale der Concilsaula, mit den übrigen Rittern des Maltheserordens einzunehmen, nicht ausführen können. Eine große Freude und eine bange Sorge hielt ihn in der Heimath zurück. Karoline fühlte sich Mutter — seit einigen Monaten — aber sie war dabei in einem so leidensvollen Zustande, daß in dem Herzen ihres Gatten die rechte Vaterfreude nicht aufkommen konnte vor der quälenden Angst die Geliebte zu verlieren, und dem fast eben so quälenden Mitleid mit ihren Leiden, die er unthätig mit ansehen mußte, ohne sie lindern zu können. Dazu war sein Gemüth bestürmt von bangen Zweifeln, selbst von Vorwürfen. War die weite ermüdende Pilgerfahrt bis zu der wunderthätigen Quelle von Lourdes eine zu große Anstrengung für die zarte Frau gewesen? Die Idee, die Pilgerfahrt zu machen — die Erfüllung ihres heißesten Wunsches in der Grotte zu erflehen, die geheiligt ist

durch die Erscheinung der Mutter der Barmherzigkeit, der es gefiel, sich hier den Armen und Kleinen zu offenbaren — war allerdings von Karolinen ausgegangen, und sie hatte ihren Gemahl so lange mit Bitten bestürmt, bis er sich bereit erklärte, die Reise zu unternehmen. Hatte er damit Unrecht gethan? War es nicht an ihm, für Beide zu denken, das Vernünftigere zu beschließen, und — hatte er vielleicht mit zu eigenwilligem Ungestüm den ersehnten Erben erfleht, während es im unerforschlichen Rathschluße Gottes anders beschlossen war?

„Wir sollten uns genügen lassen," schrieb er an seinen Bruder, „an dem Maße von Glück, das uns beschieden ist, ohne stürmisch und ungenügsam nach denjenigen Gütern zu verlangen, welche die väterliche Liebe Gottes uns versagte. Hätte ich das früher erkannt, früher beherzigt — wie glücklich könnte ich noch zu dieser Stunde sein! War mir nicht Alles zu Theil geworden, was das Menschenherz erfreuen und befriedigen kann? Jugend, Gesundheit, die Liebe des besten, edelsten, geliebtesten Weibes, Deine treue brüderliche Freundschaft, der Friede des Gewissens, die Freude in Gott, ein sorgenloses fröhliches Dasein, ein lohnender Wirkungskreis, gehoben und verschönt durch künstlerisches Schaffen und Streben — nicht zu reden von den bloß äußerlichen glänzenden Gütern des Ranges, der gesellschaftlichen Stellung — welcher Sterbliche ist berechtigt,

noch mehr von der Vorsehung zu begehren? Und sieh — ich begehrte mehr, begehrte mit leidenschaftlichem Ungestüm, das Einzige, was in dem reichen Kranze meines Lebens fehlte. Und nun, da ich die Erfüllung dieses einen, brennenden Wunsches, dem Himmel gleichsam abgetrotzt habe — muß ich vielleicht dafür bezahlen mit dem, was das Leben meines Herzens ist. So tragen wir das schwere Kreuz, das wir uns selbst bereiten, indem wir unsern kurzsichtigen menschlichen Willen zum Querbalken machen, der sich gegen die Rathschlüsse des göttlichen Willens, sie durchkreuzend, stemmt. O lernten wir doch endlich, uns in hingebender, gläubiger Liebe, diesem anbetungswürdigen Willen zu vereinigen, aufstrebend all unser Dichten und Trachten ihm anzuschmiegen — es würde, in alle Ewigkeit, kein Kreuz daraus!" —

Der junge Zuave fühlte sich durch diese Mittheilungen tief und schmerzlich ergriffen. Bei der innigen Freundschaft, die ihn mit dem Bruder einte, fühlte er ihm die ganze Tiefe des Leides, das ihn bedrohte, die ganze Bitterkeit der Angst, die seine Seele folterte, so vollkommen nach, als wäre es sein eignes Leid, und seine eigne Angst. War es doch das auch zum Theil. Er liebte seine Schwägerin herzlich, und er ehrte in ihr zugleich die gebietende Frau im Schloße seiner Väter — er liebte sie als Schwester, und ehrte sie als Herrin des theueren Flecks der deutschen Erde, der seine Heimath

war. So hatte sie, in seinem Geiste, trotz ihrer Jugend, unvermerkt die Stelle der früh verstorbnen Mutter eingenommen, und indem er, in mitleidender Trauer, den Schmerz des Bruders theilte, fühlte er sich selbst, bei dem Gedanken an ihren drohenden Verlust, wie zum zweiten Male verwaist. Seine Antwort an den Bruder war ein beredter Erguß dieser Empfindungen, während der Trost, den er versuchte, dem Trauernden zu spenden, das immer mehr bei ihm hervortretende Gepräge jener heiligen Einseitigkeit trug, welche die Dinge dieses Erdenlebens in keinem andern, als im Lichte des Glaubens aufzufassen vermag.

Unterdessen war, am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä, mit erhabenen und glänzenden Feierlichkeiten, unter dem Donner der Kanonen, deren ehernen Mund von der Engelsburg herab, das welthistorische, in seinen Folgen welterschütternde Ereigniß der Welt verkündigten — unter dem unermeßlichen Jubel der Gläubigen, und dem Zähneknirschen der Feinde Gottes und Seiner heiligen Kirche — am Grabe des Apostelfürsten das Vatikanische Concil eröffnet worden, und hatte, in den darauf folgenden Monaten, unter der Leitung des hl. Geistes seinen Fortgang genommen.

Am 18. Juli 1870 wurde der uralte Glaube der katholischen Christenheit, der Glaube an die lehramtliche Unfehlbarkeit des Nachfolgers Petri, in feierlichem, bei-

nahe einstimmigem Beschlusse, der unter ihrem Oberhaupte versammelten, lehrenden Kirche, zum Dogma erhoben. Tags zuvor hatte Frankreich an Preußen den Krieg erklärt — und an demselben Tage erhielt Oscar Waldeck aus der Heimath die Nachricht, daß seine Schwägerin von einem todten Knaben entbunden worden war.

Philipp theilte ihm diese Kunde in beinahe freudig erregter Stimmung mit. Das Kind war todt — die Mutter aber lebte! Der Schmerz des Vaters ging auf in der Freude des Gatten — er glaubte die geliebte Frau gerettet, er hoffte auf eine dauernde Wiederkehr der alten Zustände, des alten, häuslichen Glücks.

„Meine Seele," schrieb er, „ist voll wehmüthigen Dankes gegen die göttliche Vorsehung, der es gefallen hat, barmherzig das kleinere Opfer von mir zu fordern — das größte Gut meines Lebens mir zu erhalten! Es liegt darin zugleich eine heilsame Lehre für mich, und ich hoffe, daß sie nicht an mir verloren gehen werde!" —

Dießmal begriff und ertheilte der junge Zuave die Gefühle des Bruders weniger, als dieß, bei jeder andern Gelegenheit, der Fall gewesen war. Er konnte, als Christ, nur mit tiefem Leid des armen, ihm so nah verwandten Kleinen gedenken, der gestorben war, ehe er noch das Licht des Tages erblickt hatte, ohne wiedergeboren zu sein in den Wassern der heiligen Taufe — und als Edelmann, als Mitglied seines Hauses, war es

ihm ein bittrer Schmerz, dieses Haus nun wieder ohne den langersehnten, endlich erhofften Erben zu wissen. Und noch mehr als dieß quälte ihn die bange Frage: War Karoline wirklich gerettet? Würde ihre so tief erschütterte Gesundheit jemals wieder fröhlich erblühen? Und was sollte aus dem armen Philipp werden, wenn, nach dem kleinern zuletzt auch das größte Opfer von ihm gefordert wurde?

Diese Gedanken beschäftigten seinen Geist, und erfüllten seine Seele mit Sorgen und Kummer. Bald aber wurden alle rein persönlichen Gefühle, alle Gedanken an die eignen Angelegenheiten, zurückgedrängt und überwältigt, durch die Wucht der Ereignisse, die das Gesammtleben der Christenheit, im Mittelpunkte dieses Lebens selbst, mehr und mehr bedrohten.

Die Deutschen Heere drangen siegreich in die französischen Gränzländer ein. Das Glück — ein bis dahin unerhörtes Glück begleitete ihre Fahnen — der Stern der Napoleoniden neigten sich rasch zum Untergang. Der schwer bedrängte, französische Kaiser zog den letzten Rest seiner Truppen aus dem Kirchenstaate zurück. Glaubte er, mit dieser Brigade das Schicksal des Krieges wenden zu können — oder hoffte er, die Piemontesen für sich zu gewinnen, indem er dem hl. Vater den Schutz entzog, der sie bis jetzt gehindert hatte, die räuberischen Hände nach dem Erbgute Petri auszustrecken — dieser

Glaube, wie diese Hoffnung war eitel. Während General Dümont mit seinen Truppen aus dem Kirchenstaate abzog, wurden die Schlachten von Weißenburg und Wörth geschlagen, und die blutigen Tage bei Gravelotte, Metz, Sedan, führten den gekrönten Verräther an der Kirche Gottes nach Deutschland in die Gefangenschaft. Und dann flog, auf elektrischen Schwingen, das verhängnißvolle: „Jetzt oder nie", aus dem deutschen Hauptquartiere nach Florenz, und die Söldner des Raubkönigs rückten mit fünfzigfacher Uebermacht vor, gegen das kleine päpstliche Heer, welches allein noch die Grenzen des Kirchenstaates vertheitigte.

Die Helden von Mentana und Castelfidardo empfingen den andrängenden Feind, mit einer Tapferkeit, die der gloreichen Erinnerung, die sie auf ihre Fahne geschrieben hatten, und der heiligen Sache, für der sie entschlossen waren zu leben und zu sterben, würdig war — aber sie mußten dennoch weichen, zurückgedrängt, erdrückt von der furchtbaren Uebermacht.

Oscar Waldeck war nicht unter ihnen — er gehörte zu den Truppen, denen die Bewachung und Vertheidigung der ewigen Stadt selbst anvertraut war. An jenem fluchbeladnen 20. September, der die lang geplante, mit allen Mitteln des Betrugs, der Lüge und Hinterlist vorbereitete Schandthat sich vollziehen sah, stand er in dem tapfern Zuavencorps, welches der helden-

müthige Oberst Charette befehligte, am Lateran. Die kühne Heldenschaar hielt sich wacker; es bedurfte eines zweimaligen, strengen Befehls vom hl. Vater, welcher — nachdem bei der Porta Pia Bresche geschossen war — die weiße Fahne hatte aufziehen lassen, um sie zu vermögen, den hoffnungslosen Widerstand aufzugeben. Die Feinde zogen ein in die heilige Stadt — der Gräuel der Verwüstung mit ihnen — Pius der Neunte war ein Gefangener!

Segnend entließ der heilige Greis, von einem Fenster seines Palastes aus, der sein Gefängniß geworden war, seine braven Truppen, die, vor dem Abmarsch, auf dem Petersplatz aufgestellt worden waren. Zum letzten Male hörte er ihre begeisterten Zurufe, zum letzten Mal erblickten sie, von ferne nur, sein mildes, schönes Angesicht, und dann entschwand seine verehrte und geliebte Gestalt ihren Augen für immer. —

Vor der Porta San Pankratzio zogen sie, dem Wortlaut der Capitulation gemäß, mit kriegerischen Ehren, mit Fahnen, Waffen und Gepäck ab. Dort mußten die gemeinen Soldaten ihre Waffen niederlegen. Viele entgingen dieser Demüthigung, indem sie auf dem Wege dahin die ihrigen an den Mauern zerschlugen. Oscar Waldeck war, nach Mentana schon, zum Offizier ernannt worden, und behielt, als solcher seinen Degen. Mit dem Rufe: «Evviva Pio nono!» auf den Lippen,

im Herzen den tiefen, unauslöschlichen Grimm gegen die frechen Räuber, wandten die besiegten Tapfern der Siebenhügelstadt den Rücken.

Oscar Waldeck zog auf dem kürzesten Wege nach seiner Heimath, indem er unterwegs jede Gelegenheit ergriff, die Leiden und Entbehrungen derjenigen seiner Waffenbrüder, welche seine Reisegenossen geworden waren, brüderlich zu lindern, soweit seine eignen Kräfte reichten. Sein Herz zog ihn nach Hause, zu den Seinen — und dennoch erbangte er im tiefsten Innern vor dem Wiedersehen. Es lag für seinen männlichen Stolz eine unendliche Bitterkeit darin, zum zweitenmale heimzukehren, um eine gänzlich zertrümmerte Existenz hinter den Mauern des Vaterhauses zu bergen. Die Sache, für die er so freudig Blut und Leben eingesetzt, die heilige Sache des großen Papstkönigs — sie war verloren; menschliche Kleingläubigkeit wollte verzagend ausrufen: verloren für immer! Er aber kehrte zurück, als ein Besiegter und Geschlagener, wie er vor drei Jahren, als ein Kranker an Leib und Seele zurückgekehrt war; und wie er damals die Liebeshoffnung seines jungen Herzens hinter sich gelassen hatte, so war jetzt jede Hoffnung auf die Befriedigung, auch des bescheidensten, gerechtesten Ehrgeizes von ihm gewiesen. Zum zweiten Male war seine Existenz vernichtet — die Jahre des Lernens und Strebens aber, zur Begründung einer

neuen, sie waren während dessen vorübergeeilt — seine Zukunft lag vor ihm in Nacht und Oede.

Er fühlte das Alles klar und scharf, aber er wandte nicht in unmännlichem Verzagen den Blick zur Seite, um sich freiwillig über die Größe des Opfers zu täuschen, das ihm auferlegt war. Er blickte vielmehr mit dem entsagenden Muthe des wahren Christen seinem Schicksal fest in das finstere Angesicht — getröstet und gehoben durch das Bewußtsein, das Gute, das Edelste, das Beste gewollt und angestrebt zu haben, redlich — wenn auch vergeblich. —

In dieser Stimmung sah er an einem hellen Oktobertage gegen Abend, die altersgrauen Zinnen von Schloß Waldeck sich aus dem Thalgrund erheben. Sein Herz wallte hochauf — das Gefühl der Heimath ergriff ihn mit ungestümem Drang. Er verließ den Wagen, um zu Fuß auf wohlbekannten Pfaden durch den Wald zu eilen, und von der Parkseite her, durch den Garten in das Haus zu gelangen.

Der Eichenforst nahm ihn in seine Schatten auf — wie begrüßende Freundesarme streckten die knorrigen Aeste, mit dem bunten Laub des Herbstes bedeckt, sich dem Wanderer entgegen. Er kannte jeden Baum hier, fast jeden Zweig; er fand sich hier unter den Zeugen seiner fröhlichen Knabenspiele, seiner ersten Jagdversuche als heranwachsender Jüngling, unter den verschwiegnen

Vertrauten seiner jugendlichen Träumereien; wenn er im schwellenden Moose, unter dem schützenden Laubdach hingestreckt, seine Seele schweifen ließ in die verschleierten Regionen der Zukunft, die wie ein unbekanntes, fernes Land glückseliger Verheißung vor seinen sehnenden Blicken emporstieg.

Langsam schritt er dahin auf dem dunkelnden Pfade, lauschend auf das Abendlied der Vögel in den hohen Wipfeln, die im letzten Strahle des scheidenden Tages golden erglänzten. Unter seinen Füßen raschelte das dürre Laub, das der rauhe Wind des Herbstes von den Zweigen herabgeweht. Darüber stieg — mit einer Gedankenverbindung, vor der er selbst erschrack — die bange Frage in ihm auf, wie er wohl die Seinigen antreffen werde? Er war seit Wochen ohne Nachricht — sollte Karoline —?

„Thor", schalt er sich selbst, „sie wird den herbstlichen Fall der Blätter, gefällt es Gott, noch manches Jahr mit anseh'n, ohne daß man dadurch an sie selbst erinnert zu werden braucht!"

Er eilte schneller voran — noch wenige Schritte, und er stand vor der niedern Mauer, welche die kleine, aber geschmackvolle Park- und Gartenanlage, von dem Walde schied, dem sie abgewonnen war. Die eiserne Gitterthür war nur eingeklinkt — der Wandrer trat hinein. Hier war ebenfalls Alles still und menschenleer,

die schattigen Baumgänge, die anmuthigen Rasenplätze lagen wie ausgestorben da, auf den Blumenbeeten standen die Astern und Dalias in voller Blüthe. Oscar hatte von jeher eine Abneigung gegen diese duftlose Pracht, der alte Gärtner aber pflegte sie mit besondrer Vorliebe, als das letzte Geschenk des scheidenden Sommers. Dicht neben dem Weiher war ein Beet voll Remontanten, daneben stand eine Bank unter einer großen Linde — das war das Lieblingsplätzchen der Baronin, die ihre Freude hatte an dem beständigen Blühen und Welken und Wiederaufblühen des Rosenbeets. Sie brachte oft lange Stunden hier zu. Jetzt aber waren alle Rosen abgeblüht — kaum hier und da zeigte sich eine halb verkümmerte Knospe

„Nicht Eine", sagte er, und blieb sinnend stehen, „seitdem das Beet hier angelegt wurde, war es meines Wissens, nur im tiefen Winter ganz ohne Blüthen. Und es sind ihre Lieblinge — deutet das völlige Verblühen derselben auf ihr nahes Welken hin? Besteht ein Zusammenhang zwischen diesen bewußtlosen Kindern der Natur, und dem leiblichen Leben des Menschen? — Was quäle ich mich aber mit solchen Gedanken, während ich doch mit wenigen Schritten die Antwort auf meine bange Frage finden kann?"

Er wandte sich, unzufrieden mit sich selbst, rasch ab, um, den Weiher umschreitend, in die herrliche Linden=

allee einzubiegen, die zum Schloße führte. Da schwamm einer der Schwäne, die hier hausten, und die von jeher seine großen Lieblinge waren, aus den dichten Schilfgräsern des entgegengesetzten Ufers hervor, auf ihn zu, hastig, als habe er den alten Freund erkannt.

„Sieh da, Hans," rief er stehen bleibend, „hätte ich dich doch beinahe vergessen, du treues Thier!"

Der Schwan kam dicht an's Ufer, und streckte den langen Hals zutraulich dem Heimgekehrten entgegen.

„Wie traurig du aussiehst," sagte dieser, dem schönen Thiere freundlich den Kopf streichelnd, „was fehlt dir, und wo hast du dein Weibchen?"

Der Schwan drängte den Kopf dichter in die liebkosende Hand und sah mit den schwarzen, rothgeränderten Augen so traurig zu dem jungen Manne empor, als habe er ihm ein großes Leid zu klagen, das der stumme Mund nicht auszusprechen vermochte.

Da kam der Gärtner, ein im Dienst des Hauses ergrauter Mann, durch einen Seitenweg daher, und blieb verwundert stehn, als er den Fremden in so vertraulicher Beziehung zu dem scheuen Thiere erblickte.

„Ich muß die Parkthüre schließen," sagte er endlich, indem er höflich grüßend, näher herzutrat, „wenn der Herr nicht — ach Gott und Herr," schrie er plötzlich in lautem Jubel auf, „es ist ja unser Herr Oscar!

Ach, welches Glück, daß Sie endlich wieder da sind! Seien Sie tausendmal willkommen in der alten Heimath!" —

Oscar reichte dem treuen Manne freudig die Hand — seine Worte waren der erste, menschliche Gruß, der ihm auf der heimischen Erde entgegenklang.

„Grüß dich Gott, mein lieber Christian," sagte er.

„Nicht wahr," plauderte dieser, durch die unerwartete Freude redselig gemacht, „unsre schönen Rosen! Weiß der Kukuk, wie es kommt, daß keine mehr zum Blühen kommt, trotz aller Mühe, die ich mir schon darum gegeben habe! Es geht hier, sollte man denken, Alles dem Ende zu, seitdem sie den Kleinen hinaus getragen haben. Zuerst muß das arme Schwanenweibchen sterben, und das Männchen trauert ihm nach und wird's wohl auch nicht lange so treiben; es ist ein wahrer Jammer!"

Oscar schwieg, peinlich berührt. Die Reden des Alten hatten unbewußt den wunden Fleck in seinen eignen Gedanken getroffen.

„Weißt du, wie es meiner Schwägerin geht?" fragte er endlich beklommenen Herzens.

Der Gärtner war am Ufer niedergekniet, und reichte in der hohlen Hand dem einsamen Schwan sein mitgebrachtes Abendfutter hin. Das trauernde Thier nahm einen Bissen von dem feinen Waizenbrode, wandte

sich dann plötzlich um und ruderte nach der andern Seite des Weihers, wo sich seine Hütte befand.

Sehen Sie," sagte Christian, indem er den Rest des Brodes in's Wasser warf, „so treibt er es nun schon seit Wochen. Ich darf ihm die besten Bissen vorsetzen — er schaut sie an, versucht höchstens davon — und läßt sie liegen. Dabei aber kann kein Mensch auf die Länge bestehn — und ein Vieh vollends gar nicht. Wie es der Frau Baronin geht, wollen der gnädige Herr wissen? Je nun, es heißt, es geht besser — aber so heißt es schon lange, ohne daß, leider Gottes, unser Einer etwas davon merkt. Die gnädige Frau kommt nicht mehr heraus — höchstens eine Spazierfahrt im geschlossnen Wagen alle Tage. Wenn sie aber erst einen Menschen von unsers Herr Gotts freier Luft absperren, so gebe ich nicht viel für das Bessergehn!"

„Ist mein Bruder anwesend?"

„Freilich; der gnädige Herr ist immer da. Nichts für ungut, Herr Baron, aber ich mache mir oft so meine eignen Gedanken. Der gnädige Herr Bruder und die Frau Schwägerin — das ist justament so ein Pärchen, wie das Schwanenpaar. Immer beisammen; immer so fröhlich und lieblich, wie fromme Kinder. Und wenn das Eine stirbt, so —"

„Du wolltest das Thor schließen," unterbrach Oskar

beinahe rauh, den geschwätzigen Alten, und eilte, beflügelten Schrittes die Lindenallee hinauf dem Hause zu.

Durch die fest geschloßnen, dicht verhängten Fenster des Gartensaales schimmerte dem eilig Nahenden der trauliche Schein der Lampe entgegen.

„Schon Licht," sagte er befremdet zu sich selbst, „und doch hat hier außen die Dämmerung kaum begonnen!"

Der tapfere Zuave zögerte, an die Thüre zu klopfen, zagend vor dem, was er möglicher Weise drinnen zu finden erwartete. Da wurde dieselbe hastig aufgerissen.

„Oscar," rief eine jubelnde Stimme, und mit ungestümer Freude warf der Bruder sich an die Brust des Heimgekehrten.

„Ich habe deinen Schritt von Weitem erkannt," rief er.

„Und ich habe dein Nahen gefühlt," fügte Karoline bei. Sie hatte sich von ihrem Ruhebett erhoben und war zu den Männern getreten, leise, fast schwankend.

Oscar machte sich aus Philipps Armen los, um seiner Schwägerin mit brüderlicher Herzlichkeit die Hand zu bieten.

„Umarmt Euch doch," sagte Philipp sehr heiter, „man feiert nicht alle Tage ein solches Wiedersehen!"

Der Ankömmling schlang fast schüchtern seinen

Arm um die zarte Gestalt — sie bot ihm unbefangen die Stirn zum Kuß. Er aber fühlte bei ihrem Anblick, ihrer Berührung ein heißes und bitteres Weh seine Seele überfluthen. Ach, da war keine Spur mehr von der blühend schönen, anmuthigen Erscheinung, die in seinem Gedächtniß lebte, wie sie, von heiterer Lebenslust erfüllt, von Glück und Liebe getragen, in Rom von ihm geschieden war. Aus der hektischen Röthe der Wangen, den abgemagerten Zügen, dem unnatürlichen Glanze der großen Augen, aus den matten Bewegungen der verfallnen Gestalt, dem trocknen Brennen der kleinen Hand, die fieberisch zuckend in der seinen lag — sprach furchtbar deutlich die Bestätigung seiner schlimmsten Befürchtungen. Er hatte Mühe, seine Fassung wenigstens äußerlich zu bewahren.

„Wie geht es Dir, liebe Karoline?“ fragte er in seinem weichsten Tone.

„O viel besser,“ erwierderte sie freundlich. „Ich war recht krank — Du weißt ja — aber jetzt geht es alle Tage einen Schritt voran. Ich bin nur noch matt.“

„Es geht viel besser,“ bestätigte Philipp, „aber setzen wir uns — sie darf nicht lange stehn.“

Er nahm sie, wie ein Kind, auf die Arme, und trug sie auf das Ruhebett zurück. Als sie bequem ge-

bettet auf ihren Polstern lag, reichte er dem Bruder noch einmal beide Hände.

„Gott sei Dank," rief er, „daß wir dich wieder haben, Du Vielgeprüfter, Treubewährter — daß Du nicht weggerissen worden bist, von der Sturmfluth, die das Schifflein Petri zu verschlingen droht."

„Hast Du vergessen," war die Antwort des Zuaven, „daß der Herr, der den Stürmen und Wellen gebietet, auf dem Schifflein Petri schläft? Er wird zu rechter Zeit erwachen, und die Sturmfluth wird stille werden."

„Du kommst von dort und sprichst das so zuversichtlich aus," versetzte die Baronin, „während ich hier in der ruhigen Ferne mich reumüthig anklagen muß, daß mein Glaube manchmal nahe daran war, zu wanken, in dieser schrecklichen Zeit, bei der Kunde dieser ungeheuern Frevel."

„Kleingläubige!" sagte Oskar. „Gerade weil ich von dort komme und mit eignen Augen gesehen habe, wie die Mächte der Finsterniß anstürmen gegen den Felsen, auf dem die Kirche ruht, bin ich voll der unerschütterlichsten Zuversicht auf die Verheißung des Herrn, daß selbst die Pforten der Hölle diese Kirche nicht überwältigen werden. Märtyrerblut wird vielleicht fließen — aber das war zu allen Zeiten und an allen Orten, wo die Kirche verfolgt wurde, die sicherste Bürgschaft

des nahen Sieges und glorreichen Triumphes. Es würde jetzt eben so werden, wenn es so weit käme."

„Es thut mir wohl," sagte sie froh bewegt, „Dich so reden zu hören. Wir fürchteten, Du würdest tief entmuthigt zu uns zurückkehren."

Er blieb erschüttert die Antwort schuldig. Er fühlte sich allerdings tief entmuthigt, aber der Grund davon lag nicht in Rom. Nicht an der heiligen Sache der Kirche verzagte er. Es war ihm heiliger Ernst mit dem Glauben an die Verheißungen des Herrn, und die Zuversicht, die er so eben gegen seine Schwägerin ausgesprochen, lebte unzerstörbar in der tiefsten Tiefe seiner Seele, so sehr er auch erfüllt war von zornigem Schmerze über den ungeheuren Frevel, zu dessen Abwehr in dem ganzen civilisirten, durch die Kirche civilisirten Europa sich kein einziger Arm, keine einzige Stimme erhob. Trotzdem aber hoffte er mit dem ganzen gläubigen Volke am Charfreitage auf den glorreichen Auferstehungsmorgen und sah durch das Dunkel der gegenwärtigen Trübsal und Schmach, schon am fernen Horizonte die Morgenröthe des einstigen Triumphes aufsteigen.

Hier aber, in der Heimath, bei seinen Geliebten — hier wollte sein bewährter Muth ihn verlassen, hier sah er nichts als Schmerz und Trauer und, für dieses Erdenleben wenigstens, keine einzige Hoffnung. Die

Gatten täuschten sich Beide über Karolinens Zustand. Sie mit der Blindheit, die solchen Kranken eigen zu sein pflegt; er mit dem Eigensinn der Liebe, der sich gewaltsam verschließt vor dem Gedanken an den drohenden Verlust. Oscar aber sah vollkommen klar. Er sah das Grab sich öffnen vor den Füßen Karolinens und sah das lange, einsame und liebeleere Leben sich wie eine unübersehbare Wüste vor den Schritten seines Bruders ausbreiten.

Und er konnte nicht helfen — er durfte nicht trösten, durfte die wunde Stelle mit keinem Worte berühren — er sah sich mit all seiner Liebe, seiner Geduld und seinem guten Willen zu der trostlosen Rolle eines unthätigen Zuschauers verurtheilt. Ja, er sah schon kurze Zeit nach seiner Ankunft — als entweder seine Mittheilungen zu Ende gingen, oder das Interesse der Kranken daran, vielleicht durch ihre zunehmende Schwäche erschöpft war — daß seine Gegenwart für sie oft mehr lästig und störend als erfreulich war. Der Egoismus der Krankheit brachte das so mit sich; die arme Frau war weit entfernt, sich dessen klar bewußt zu sein. Aber sie war an Philipps beständige Gegenwart gewöhnt — sie glaubte den kleinsten Dienst, den ihre Schwäche erheischte, von Niemanden als von ihm begehren und annehmen zu können — und betrachtete jede halbe Stunde, die er seit Oscars Hiersein dem

Verkehr mit diesem widmete, als einen Raub, der an ihr begangen wurde.

Dabei aber ließ dennoch die launenhafte Reizbarkeit, die ja beinahe immer die Begleiterin dieser furchtbaren Krankheit ist, es ihr auf der andern Seite als Mangel an Theilnahme, als unbrüderliche Kälte erscheinen, als ihr Schwager anfing, sich mehr zurückzuziehn und nur um zu Hause die Gatten nicht zu stören, sich oft Tage lang im Walde, auf der Jagd, auf einsamen Steifereien oder bei Besuchen in der Umgegend umhertrieb. Namentlich wenn das Letztere der Fall war, konnte sie sich in bittere Klagen ergießen, daß die blühenden Töchter der benachbarten Edelleute mehr Anziehungskraft für ihn besaßen, als die kranke Schwägerin, die weder das Glück hatte, als Edelfräulein, noch als ein Kind der rothen Erde geboren und erzogen zu sein.

Oscar ertrug das Alles eine Weile mit stiller Geduld. Endlich aber sah er doch ein, daß es an ihm sei, diesem unbehaglichen Zustand ein Ende zu machen, die letzten Lebenstage der armen Kranken von jeder Störung zu befreien. Seine alte Idee, sich dem Baufache zu widmen, stellte sich aufs Neue seinem Geiste dar. Sie wurde in Kurzem zum festen Entschlusse. Er durfte allerdings jetzt, nach einem, für die dahin einschlagenden Studien verlornen Zeitraum von drei Jahren nicht mehr

darauf rechnen, die architektonische Kunst in der Vollendung zu erlernen, die ihn fähig machte, das Ziel seines früheren Ehrgeizes zu erreichen und Kirchenbaumeister zu werden. Aber es erschien ihm auch als eine lohnende Aufgabe, die Straßen des großen Weltverkehrs ebnen, die Wege bereiten zu helfen, auf welchen die christlichen Glaubensboten bis an die fernsten Grenzen der bewohnten Erde eilen und die Kunde des Heils den in Finsterniß und Todesschatten sitzenden Stämmen der heidnischen Wilden zu bringen.

Als er den beiden Gatten seinen Plan mittheilte, setzte Philipp demselben einen sehr lebhaften und energischen — Karoline gegen sein Erwarten einen thränenreichen Wiederstand entgegen. Das Herz wollte ihm schwer werden dabei — aber er hatte seine Sache wohl erwogen vor Gott und seinem Gewissen und setzte jetzt dem Widerspruch, den Thränen und der eignen Schwäche die Kraft eines festen, männlichen Entschlusses entgegen.

„Wohin aber willst du gehen?“ fragte endlich Philipp wider Willen nachgebend.

„Nach München,“ war seine Antwort.

„Noch vor dem Frühjahre?“ fragte Karoline, ihre Thränen trocknend.

„Allerdings. Ich hoffe noch in das Wintersemester eintreten zu können. Zeit habe ich keine mehr zu verlieren — das weißt Du selbst, liebe Schwester.“

„Und der Winter in München mag allerdings amüsanter sein als hier," sagte sie empfindlich.

„Du weißt auch," erwiderte er, ihr freundlich die Hand reichend, „daß es das nicht ist, was mich bestimmt."

Sie ergriff seine Hand und sah ihm eine Weile starr ins Gesicht. Dann warf sie sich, heftig weinend, in die Arme ihres Mannes.

„Dein Bruder ist ein Engel," schluchzte sie. „Ich glaube zu wissen, warum er fort will! Geh, Oscar," wandte sie sich zu diesem und bot ihm wie bei seiner Ankunft die Stirn zum Kuß, „Du bist ein guter Bruder, und ich habe dich oft gekränkt. Trage mirs nicht nach, hörst Du?

„Ich habe keine Ahnung," sagte er gerührt, „auf was du anspielst."

„Nervengedanken," fiel Philipp ein, „ihre Nerven sind ihr über den Kopf gewachsen, während der Krankheit!" —

Am folgenden Tage schon reiste der neue Polytechniker nach der bairischen Hauptstadt ab. Er hielt seine schleunige Entfernung für das geeignetste Mittel, der erregten Stimmung, die sich der Kranken bemächtigt hatte und die nur schädlich auf ihr Befinden wirken konnte, ein Ende zu machen. — Nicht mit den hochgespannten Erwartungen, die einst den unerfahrenen

Jüngling bei seinem ersten Scheiden aus dem Vaterhause begleiteten, aber mit der ruhigen Entschlossenheit eines gereiften und männlichen Charakters ging er seiner unbekannten Zukunft entgegen.

Sechstes Kapitel.

So wenig die Liebe, welche der junge Baron von Unruh für Rita fühlte oder zu fühlen glaubte, von einer ernsten und redlichen Absicht begleitet war, so erfüllte ihn dennoch die Annäherung zwischen ihr und dem jungen Engländer mit so bitterm und eifersüchtigem Grolle, als wäre er dadurch in seinen eignen theuersten Rechten gekränkt worden, und dieser Groll wurde keineswegs gemildert dadurch, daß der Verkehr zwischen den Beiden sich streng in den Schranken einer ernsten und völlig unbefangnen Freundschaft hielt. Für eine solche hatte der Baron keinen Sinn; seine eigne Denkungsweise war zu frivol, seine bisherigen Erfahrungen hatten ihm zu wenig Glauben an weibliche Sitte und Tugend eingeflößt, als daß er eine solche auf ernsten Beweggründen, auf höherem Streben beruhende Freundschaft zwischen einem jungen Mann und einem jungen, schönen Mädchen für möglich, den Anschein derselben nicht für klug berechnete Heuchelei gehalten

hätte. Bisher hatte er sich die kühl abweisende Haltung, mit welcher Rita seine Huldigungen aufnahm, oder besser gesagt, dieselben zurückwies, mit einer Geduld gefallen lassen, für die er sich selbst zuweilen bewunderte; ja, es hatte für ihn, den verwöhnten Löwen der Salons, ein eigenthümlicher Reiz, der Reiz völliger, überraschender Neuheit in der herben Jungfräulichkeit ihres Betragens gelegen. Er hatte es, ohne dadurch von seiner vergeblichen Leidenschaft für die schöne Gefährtin seiner Schwester geheilt zu werden, ertragen, daß dieselbe seine wohlgesetzten Schmeichelreden entweder gar nicht oder nur mit ernstem Schweigen anhörte und seine zartesten Aufmerksamkeiten unbeachtet ließ — so lang kein Dritter zwischen ihn und sie sich drängte. Die geringe Beachtung, welche Mr. Cotton dem jungen Mädchen angedeihen ließ, war für Hippolyt eine große Beruhigung, fast ein Triumph, indem er eine Bürgschaft darin zu erblicken meinte, dafür, daß die Beute, die er sich auserkoren, seinen Nachstellungen nicht so bald entrückt werden dürfte. Er hatte ihrem Erscheinen in der Gesellschaft, an der Seite seiner Schwester, in dieser Beziehung mit einer gewissen Bangigkeit entgegen gesehen. Da aber der Engländer die anmuthige Schönheit der jungen Waise völlig zu übersehen schien, so schöpfte er daraus die Hoffnung, daß es Andern eben so gehen werde. Noch viel hübscher würde die Sache

allerdings gewesen sein, wenn er bei dem ersten Auftreten der beiden jungen Mädchen die schöne Hausgenossin seinen Bekannten als eine gemachte Eroberung hätte bezeichnen können. Indessen waren diese Wünsche ebenso vergeblich, als seine Befürchtungen sich als unbegründet erwiesen, da Rita es sich von der Präsidentin als eine Gunst erbat, aus der Gesellschaft weg und völlig zu Hause bleiben zu dürfen. Diese gewährte ihr die Bitte nach einigem Zögern nicht ungern. Die eben so eitle als hochmüthige Frau hatte es sich allerdings als etwas sehr Angenehmes vorgestellt, zwei so schöne Mädchen zugleich einführen zu können. Es klang so außerordentlich vornehm, wenn sie „die Gesellschaftsdame ihrer Tochter" vorstellte — in ihrem eignen Salon war ihr sogar einmal das kleine Unglück begegnet, sich bei einer solchen Gelegenheit zu versprechen und statt dessen „Hofdame" zu sagen — auf der andern Seite aber leuchtete es ihr trotz all ihrer mütterlichen Blindheit doch ein, daß Aurelia ihres gesellschaftlichen Erfolges sichrer sein durfte, wenn Rita nicht an ihrer Seite war.

Das Seelenleben der jungen Waise war um diese Zeit bereits in ein Stadium getreten, wo ihr die Beschäftigung mit den hohlen Aeußerlichkeiten des gesellschaftlichen Treibens in der Art und Weise, wie dasselbe in den Kreisen gepflegt wurde, denen die Baronin

Unruh angehörte, im höchsten Grade zuwider sein mußte. Sie war mit regem und aufmerksamem Geiste dem Verlaufe der kirchlichen Ereignisse und Streitfragen gefolgt, welche damals den Hauptinhalt der Tagesblätter, den hauptsächlichen Gegenstand aller Unterhaltungen bildeten, und ihre stillen Beobachtungen hatten einen Gesammteindruck bei ihr hervorgerufen, welcher der um sie her vorherrschenden, geistigen Strömung gerade entgegengesetzt war. Die maßlosen Angriffe gegen den katholischen Glauben, gegen die Kirche und ihre Diener, die sie täglich mitanhörte, hatten sie nach und nach immer mehr und dringender dazu vermocht, nach dem Grunde und der Berechtigung dieser unaufhörlichen Verdächtigungen und schweren Beschuldigungen zu forschen. Dabei aber trug allerdings die Erinnerung an Oscar Waldeck, an seinen felsenfesten Glauben, an seine Treue gegen denselben, die er mit dem freiwilligen und unwiderruflichen Opfer seiner Liebe und seines Glücks besiegelt und bewährt hatte, wahrscheinlich eben so viel dazu bei, die Richtung ihres Denkens und Fühlens zu bestimmen, als ihr Verkehr mit Mr. Cotton und ihre häufigen und eingehenden Besprechungen mit ihm.

Dieser hatte es sich mit warmherzigem Eifer zur Aufgabe gemacht, dem schutzlosen, im Hause des Reichthums und der Pracht doppelt verlassnen und einsamen

jungen Mädchen, den schweren Schritt vom ersten, schüchternen Erkennen der Wahrheit zum freudigen Ergreifen und furchtlosen Bekennen derselben, so viel in seiner Macht stand, freundlich zu erleichtern. Er that das ohne jede Nebenabsicht, ohne jeden eigensüchtigen Gedanken, einfach, um den Dienst eines Evangelisten an der Seele zu erfüllen, die dieses Dienstes gerade bedurfte — gleichviel, ob ihm dieselbe in der anmuthigen Hülle einer jungen Schönheit, oder im zerlumpten Gewande einer alten Bettlerin entgegentrat. Außerdem freute es ihn, seine Meinung über Rita berichtigen zu können, bei deren Beurtheilung er sich im Anfang durch den nachtheiligen Schein hatte täuschen lassen, den Hippolyts Betragen gegen sie in den Augen des strengen Britten auf sie warf. Von diesem Schein betrogen, hatte er die junge Waise für kokett, vielleicht für leichtsinnig, wenigstens für sehr oberflächlich gehalten, während Aurelias gleichgültige, oft sogar verdrossene Schweigsamkeit von der weltklugen und berechnenden Mutter dem erwünschten Freier als den Ausdruck angeborner Schüchternheit und mädchenhafter Bescheidenheit dargestellt und gepriesen wurde.

Aurelia indessen, welche den Verwandten der Norfolks als päsumtiven Bewerber um ihr Herz und ihre Hand fast mit Geringschätzung zu betrachten vorgab, so lange sie der einzige Gegenstand seiner Aufmerksam-

keit war, erkannte jetzt plötzlich den Werth des Verschmähten, da er es wagte, sich mit einer Andern zu beschäftigen. Voll eifersüchtigen Grolls auf Rita griff sie dem Abtrünnigen gegenüber zu dem verbrauchten, aus ihren geliebten Romanen erlernten Mittel, durch ihre Koketterien mit andern jungen Cavalieren seine Eifersucht reizen und dadurch seine erloschene Liebe aufs Neue entflammen zu wollen. Das Mittel schlug aber, wie sie sich bald mit unaussprechlichem Verdruße überzeugte, gänzlich fehl. Sie erreichte damit nichts weiter, als daß der stolze Britte, von seiner vorübergehenden Täuschung vollkommen geheilt, sich mit geringschätzigem Mitleid von der hohlen Gemeinheit dieses Treibens abwandte.

So war der späte Herbst und mit demselben für die lebenslustigen und kunstsinnigen Bewohner der Hauptstadt die Zeit der winterlichen Freuden, vor Allem der Opern und Conzerte herangekommen.

An einem stürmischen Novemberabende war die Familie wie gewöhnlich ins Theater gefahren, und Rita saß ihre Rückkehr erwartend allein im Salon und las in einem der apologetischen Werke des großen Kardinals Wisemann, die ihr englischer Freund ihr gebracht. Das waren für sie die liebsten Stunden des ganzen, langen Tages, wenn „der Lärm der leeren Rede" um sie her verstummt war, und sie ihren empfänglichen

und dürstenden Geist versenken durfte in die Fülle von Licht und Klarheit, die aus den Worten des unsterblichen Denkers sich über alle die großen Fragen ergoß, in denen ihre Seele voll heißer Sehnsucht nach völliger Erkenntniß rang.

Da ließ Mr. Cotton sich melden. Sie zögerte nicht, ihn zu empfangen — es war nichts ungewöhnliches, daß er, wenn er nicht selbst im Theater war, die Rückkehr der Familie hier erwartete, mochte er nun Jemand im Salon vorfinden oder nicht, um dann den Rest des Abends am Theetisch zu verplaudern.

„Es freut mich, Sie allein zu treffen, Miß Lambert," sagte er nach der ersten Begrüßung, indem er dem jungen Mädchen gegenüber Platz nahm. „Ich habe nämlich in diesen letzten Tagen viel und ernstlich über Ihre Angelegenheit nachgedacht und möchte Ihnen das Resultat davon unterbreiten. Wenn sie aber Alle da sind, kommt man nicht dazu, ein vernünftiges Wort mit einander zu reden. Was lesen Sie? Wisemann? Das ist recht, ich sehe mit großer Befriedigung aus dem Vorzug, den Sie seinen Werken vor manchen andern zu geben scheinen, daß Ihre Hinneigung zum katholischen Glauben nicht eine bloße Gefühlssache, sondern ebenso sehr eine Sache des ruhig prüfenden Verstandes ist."

„Ich suche vor allen Dingen," versetzte sie, „die

absolute, objektive Wahrheit. Ich sehne mich darnach, den Felsengrund zu betreten, an welchen das Schwanken und Streiten der abweichenden, veränderlichen Meinungen und Ansichten nicht dringen kann; wo überhaupt in religiösen Dingen das Meinen aufhört und fester Glaube an dessen Stelle tritt. Und ich sehne mich mehr als je zuvor nach dieser zweifellosen Gewißheit in allen Fragen, die das ewige Heil meiner Seele berühren, seitdem ich täglich Gelegenheit habe, die Verwirrung zu beobachten, welche der erste Schritt von der Höhe des Felsens herab auf den Flugsand der persönlichen Meinung in der Welt der Geister hervorruft."

Er hatte ihrer Rede aufmerksam gelauscht und schwieg nachdenkend noch eine Weile, ehe er antwortete:

„Nach dieser Erklärung ist es eigentlich überflüßig, Miß Lambert, Ihnen die Frage zu stellen, um deren willen ich hierher kam und deren Unbescheidenheit nur meine aufrichtige Freundschaft — mehr noch der Ernst und die hohe Wichtigkeit des Schrittes, den Sie zu thun beabsichtigen, entschuldigen kann."

Sie sah erwartend zu ihm auf — sein ernstes Auge ruhte forschend auf ihr, beinahe streng, so daß sie schüchtern das ihrige senkte.

„Was möchten Sie wissen, Mr. Cotton?" fragte sie.

„Ich meine, Miß Lambert," erwiderte er, indem er sich plötzlich seiner Muttersprache bediente, als werde

es ihm leichter, für das, was er zu sagen wünschte, die geeignete Form in dieser, als in der fremden, erst erlernten zu finden, „ich meine, man soll sich bei so wichtigen Schritten — welche nicht allein auf das irdische Leben von unberechenbarem Einfluß werden können, sondern vielleicht, ja wahrscheinlich über das Schicksal der ganzen Ewigkeit entscheiden — vor allen Dingen vor jeder Selbsttäuschung sorgfältig hüten, unsre Absicht, unser Streben einer genauen, ich möchte sagen, unbarmherzigen Prüfung unterwerfen. Das, was Sie mir so eben sagten, hat mich allerdings über diesen Punkt sehr beruhigt, indessen —“

„Aber, Mr. Cotton,“ fiel das junge Mädchen verwundert ein, „ich verstehe nicht, was Sie eigentlich meinen!“

„Wirklich nicht?“ sagte er freudig. „So verzeihen Sie mir, das Thema überhaupt berührt zu haben!“

„Da es aber geschehen ist,“ versetzte sie, „so bitte ich um eine nähere Erklärung. Welche Absicht soll ich nicht haben — wohin darf mein Streben nicht gehn?“

„Wenn Sie es durchaus wollen — es darf keine Absicht auf irdischen Vortheil mit unterlaufen — Ihr Streben darf auf keine irdische Liebe gerichtet sein — Sie müssen sich darüber vollkommen klar werden.“

„Es können voraussichtlich,“ sagte sie nach kurzem Besinnen, „für mich aus diesem Schritte in Beziehung

auf meine zeitlichen Angelegenheiten nur Nachtheile entstehen — die Liebe aber —" sie hielt heißerröthend inne, schlug aber dann das schöne, thränenfeuchte Auge groß und offen zu dem Freunde auf. „Urtheilen Sie selbst," sagte sie. „Ich liebte einen Mann — vor Jahren — ich war fast noch ein Kind. Er liebte auch mich und, obgleich von hohem Stande, war er doch im Begriff, bei meiner Mutter um meine Hand zu werben. Er war aber katholisch und als er erfuhr, daß ich es nicht sei — da trennte er sich von mir auf Nimmerwiedersehn. Ob nun, wie viel die Erinnerung an ihn, an das Opfer, das er für seinen Glauben brachte, dazu beigetragen hat, mir diesen Glauben lieb und immer lieber zu machen — darüber, Mr. Cotton, bin ich mir, wie Sie vorhin sagten, allerdings nicht vollkommen klar und —"

„Sie haben den Mann seitdem nicht wieder gesehen?"

„Niemals von ihm gehört."

„Sie sagten Erinnerung — knüpft sich an dieselbe keine Hoffnung?

„Nein, — ich habe vielmehr Grund zu glauben, daß er längst verheirathet ist."

„Wie Schade! — platzte Mr. Cotton heraus — „Goddam!"

Er machte rasch einen Gang durchs Zimmer und

fuhr dann, vor dem jungen Mädchen stehen bleibend, mit noch größerm Ernste fort, als vorher.

„Sie sind über meine Hilfe, meine Leitung hinaus, Miß Lambert. Ich konnte Ihnen helfen, den Weg zu betreten — ans Ziel aber muß Sie Einer führen, der zu solchem Dienst die Sendung empfangen hat — und mit ihr die Charismen, die nothwendig sind, sie zu erfüllen. Ich machte in diesen Tagen zufällig die Bekanntschaft eines jungen Priesters, der mir der rechte Mann zu sein scheint, und ich kam heute Abend hierher, um Ihnen vorzuschlagen, sich einem regelmäßigen katechetischen Unterrichte unter seiner Leitung zu unterwerfen — wollen Sie das?"

„Gern," erwiderte sie, „wenn es nur — hier im Hause — "

In dem Augenblick wurde die Zimmerthüre, mit einigem Lärm, weit aufgerissen — Hippolyt trat, in sichtlicher Erregung, offenbar ein wenig angetrunken herein.

„Störe ich?" fragte er mit scharfem Tone und verbeugte sich dabei so tief, daß die Höflichkeit fast ein höhnisches Ansehen bekam. Rita schloß, widerwärtig berührt, ihren Wisemann.

„Nein," sagte sie kurz, während Mr. Cotton dem jungen Baron unbefangen entgegen ging, um ihm auf gut englisch, die Hand zu schütteln.

„Ich habe die heutige Oper so oft gehört," sagte er, daß ich es vorzog, Sie und die Damen hier zu erwarten."

„Und Sie konnten es gar nicht besser treffen," erwiderte Hippolit spöttisch, „welch reizendes tête á tête! Sie studiren wohl englisch, Fräulein Rita," wandte er sich an diese, „was lesen Sie denn da, um Vergebung? Wisemann — Puh — das ist viel zu ernsthaft für unser Einen! Und was ist das? Meiner Seele, der Anti- Janus! Na, aber —"

„Ich weiß nicht," fiel der Engländer unwillig ein, „ob Miß Lambert Ihnen die Erlaubniß ertheilt hat, sich in dieser Weise um ihre Lektüre zu bekümmern."

„Aber was wollen denn Sie," rief der Baron, mit dem Finger auf das erste Blatt des „Wisemann" deutend, „da steht ja Ihr Name — das Buch gehört Ihnen — S i e bekümmern sich also um die Lektüre des Fräuleins! Was aber dem Einen recht ist, sollte ich denken, das ist dem andern billig, meiner Treu!"

„Es wäre jedenfalls besser," sagte Rita, halbungeduldig, halb durch die streitsüchtige Laune des Barons beängstigt, „wenn Sie selbst diese Bücher lesen wollten Herr von Unruh."

„Gott soll mich bewahren," rief er, „solche langathmige, gelehrte Abhandlungen durchzustudiren! Dazu habe ich erstens keine Zeit, und zweitens sehe ich den Nutzen davon nicht ein."

„Sie würden dann über Vieles eine andere Ansicht gewinnen, und —"

„Wie schlau!" fiel er ein, „das ist es ja gerade, was ich nicht will!"

Mr. Coton lachte laut auf.

„Das nenne ich ein ehrliches Geständniß," rief er belustigt aus.

Rita erhob sich von ihrem Sitze.

„Ich höre den Wagen," sagte sie, und ging hinaus, die Ankommenden zu empfangen. Diese traten gleich darauf herein, und während die Damen des Hauses den willkommenen Gast begrüßten, brachte Rita unbemerkt ihre geliebten Bücher in Sicherheit. —

Am andern Morgen trat die Präsidentin zu ungewohnt früher Stunde in ihres Mannes Arbeitszimmer. Er sah sie erstaunt an — sie pflegten in der Regel erst bei der Mittagstafel einander zu treffen.

„Ist etwas vorgefallen?" fragte er.

„Das nicht gerade," erwiederte sie, „aber ich habe mit dir zu reden."

„Er wandte, ein wenig verdrießlich seinen Drehstuhl von dem mit Akten bedeckten Schreibtisch ab, so daß er dem Sopha gegenüber zu sitzen kam, auf welchem seine Gemahlin bereits Platz genommen hatte.

„Was gibts denn," sagte er, „Du weißt, meine Morgenstunden —"

„Das alte Lied,“ fiel sie unwirsch ein, „aber heute mag ich's nicht hören. Ich habe ernstliche Dinge mit Dir zu verhandeln.“

„So komme zur Sache!“

„M'y voila! Du wirst Dich erinnern, daß Du es warst, der seiner Zeit darauf bestand, die Rita im Hause zu behalten, als ich meinerseits ihr ferneres Bleiben für überflüßig hielt.“

„Meine Liebe — dieses Aufwärmen eines längst veralteten faît accompli, scheint mir nicht gerade vom besten Geschmack —“

„Ist aber nothwendig, um das Folgende in das richtige Licht zu stellen!“

Er warf einen ungeduldigen Blick auf die Pendüle über seinem Arbeitstisch.

„Ich bitte Dich nur, alle überflüßigen Längen zu vermeiden,“ sagte er.

„So erkläre ich Dir denn hier mit kurz und gut,“ war ihre heftige Antwort, „daß der Erfolg meine damaligen Befürchtungen leider nur allzu sehr gerechtfertigt, und daß Deine weichmüthige Vorliebe für das hübsche Lärvchen unser armes Kind um sein Lebensglück gebracht hat.“

„Was willst Du damit sagen?“ fuhr er erschrocken auf.

„Nun, was anders, als daß die kleine Schlange den arglosen Cotton in einer Weise umgarnt hat —“

„Davon habe ich noch keine Spur bemerkt,“ fiel er ein, „und finde Ritas Benehmen überhaupt in jeder Beziehung völlig tadellos.“

„So seid ihr Männer,“ grollte sie. „Man darf nur jung und hübsch sein, um sich Eurer Nachsicht für versichert zu halten.“

„Und was Aurelias Lebensglück angeht,“ fuhr er ohne den Einwurf zu beachten, gelassen fort, so wirst Du Dich wohl erinnern, wie wenig diese im Anfang geneigt war, auf unsere Wünsche im Betreff des Engländers einzugehn —“

Sie wollte ihn unterbrechen — er winkte ihr aber ungeduldig mit der Hand, ihn reden zu lassen.

„Da Du mich einmal auf diesen Gegenstand gebracht hast,“ sprach er weiter, so laß mich Dir sagen, daß ich mit Hippolits Betragen sehr unzufrieden bin. Obgleich Rita ihn, meines Wissens, keineswegs ermuthiget, so macht er ihr dennoch in einer Weise den Hof, die ihren Ruf um so mehr zu gefährden droht, da von einer ernstlichen und ehrenhaften Absicht seinerseits dabei keine Rede sein kann.“ —

„Das wäre mir auch über den Spaß,“ fuhr sie heftig auf, „ernstliche Absichten — und eine Bettlerin, die nicht einmal vom Adel ist!“

„Der Präsident sah seiner Gemahlin bei diesen Worten mit einer gewissen Schalkhaftigkeit in das er=

regte Gesicht, ließ aber, statt aller Antwort, nur ein allerdings sehr bezeichnetes Räuspern vernehmen.

„Ich weiß wohl," rief sie, „was Du sagen willst! Aber meine Familie gehört der Aristokratie des Geldes an, die ja heut zu Tage weit mehr gilt, als die veralteten Stammbäume!"

„Leider," sagte er, halb vor sich hin.

„Und was den Ruf betrifft, fuhr sie, ohne auf das Wort zu hören, fort „um den Du so zärtlich besorgt bist — mein Gott — was hat denn ein solches Persönchen für einen Ruf zu verlieren? Ich bitte Dich — wer gibt sich die Mühe, von so etwas zu reden? Mir ist es im Gegentheil ganz Recht, wenn mein süßer Junge einen ansprechenden Zeitvertreib zu Hause findet, der ihn vor manchen Nebenwegen außer demselben bewahrt. Das ist gerade mein Groll gegen die Rita, daß sie, anstatt sein Entgegenkommen dankbar zu erwidern, ihre Netze nach dem Engländer auswirft, und den armen Hippolit mit schnöden Redensarten abfertigt!"

„Was du da sagst, mein liebes Kind," versetzte er mit strafendem Ernst, „verstößt gegen die allereinfachsten Grundsätze der Moral —"

„Ach was, Moral!" fiel sie ihm heftig in's Wort, „das ist einer von den Begriffen, die man nach Belieben drehen und wenden kann. Ich für mein Theil sehe durchaus nichts Unmoralisches darin, glaube im

Gegentheil nur meine Mutterpflicht zu erfüllen, wenn ich meinem einzigen Sohne das Leben im älterlichen Hause so angenehm als möglich zu gestalten suche, und ich verlange —"

„Ah, schon die Poststunde," unterbrach der Präsident die eifernde Rede, „da siehst Du nun, wie Du mich aufgehalten hast!

Er nahm mit diesen Worten die Zeitungen und Briefe in Empfang, welche ihm der Diener überreichte, der gleich darauf das Zimmer eben so geräuschlos wieder verließ, als er eingetreten war. Seine Gemahlin sah ihm neugierig zu, während er die Adressen der verschiedenen an ihn eingelaufnen Briefe überflog.

„Der ist an Dich," sagte er plötzlich, „von Deiner Schwester, scheint mir. Ihr habt doch, so viel ich weiß, keine Trauer in der Familie?"

„Bewahre," erwiederte sie, das Schreiben in Empfang nehmend, das schwarz gesiegelt und mit breitem Trauerrande umgeben war. „Ach, du mein Herr Gott," schrie sie auf, als sie einen Blick hereingeworfen, „der Platner ist todt! Da lies!" —

Sie reichte ihm den Brief, und versank, während er las, in tiefes Nachdenken.

„Wolle und Krepp," sagte sie endlich halblaut vor sich hin. Schwarze Kaschmirrobe mit langer Schleppe. Verzierung von Krepp — ein kleiner Kreppschleier im

Haar. Das steht sehr gut. Die arme Amanda freilich muß die abscheuliche Wittwenhaube tragen, mit der langen Spitze über der Stirn — armes Ding!"

„Nun höre nur," sagte der Präsident, „Du hast ja den Brief nicht zu Ende gelesen."

„Mein Mann ist todt," schrieb Amanda, „ganz plötzlich. Sie sagen, am Schlagfluß — ich glaube aber das nicht, im Vertrauen gesagt. Er hatte Unglück im Spiel, und hinterließ einen Zettel an mich, worin er mich bittet, eine ziemlich bedeutende Ehrenschuld für ihn zu zahlen, damit sein Name frei von Schande bleibt. Ich kann das natürlich nicht — da muß der Papa helfen. Sei also so gut, und bitte ihn darum in meinem Namen — auf dem einliegenden Blatte habe ich aufgeschrieben, wie viel ich brauche. Und schicke mir Jemand, hörst Du? Keinen von den Herren — für Alles, was die besorgen könnten, habe ich den Holbach hier — schicke mir die Rita die ja ohnehin halb und halb mir gehört. Gib ihr das Geld mit, das ist das sicherste. Ich bin natürlich sehr, sehr traurig, aber ich denke, es wird dem armen Mann wohl sein, daß er nun Alles überstanden hat."

„Möge die Erde ihm leicht sein!" sagte der Präsident mit einer gewißen Feierlichkeit, indem er den Brief mit dem sehr gewichtigen Einschlußzettel seiner Gemahlin zurück gab. „Du wirst das," fügte er bei,

„natürlich gleich besorgen, nicht wahr? Und — willst Du Rita hingehn lassen?“

„Die Amanda,“ rief sie ärgerlich, „ist nicht blöde in ihren Zumuthungen! Vom Papa Geld begehren — und noch obendrein für Jemand, der gar nichts mehr davon hat! Das muß Aurelia ausmachen — die ist sein Liebling, ihr schlägt er es nicht ab, hoffe ich! — Und nun soll ich auch die Rita hergeben, die ich doch so nöthig selbst brauche!“

Er sah bei diesen Worten, verwundert von seiner Zeitung auf.

„Aber liebes Kind,“ sagte er, „nach allen Deinen Aeußerungen von vorhin, glaubte ich, dieses Verlangen würde Dir sehr willkommen sein.„

„Ich hätte das eigentlich auch gedacht,“ erwiederte sie ein wenig kleinlaut, „aber nun es drauf und dran geht sie herzugeben, sehe ich erst ein, daß sie mir so nöthig ist, wie meine rechte Hand. Aber abschlagen läßt sich das nicht und — hoffentlich bringt Amanda sie wieder mit hierher zurück.“

Rita war ohne Wiederrede bereit, den Wunsch der Gräfin, als ihr derselbe mitgetheilt wurde, sogleich zu erfüllen. Sie freute sich, ihre Heimath nach mehr=jähriger Abwesenheit wieder zu sehen, und dabei war es ihr eine sehr angenehme Genugthuung für die früher von der Gräfin erlittne Schmach daß dieselbe jetzt, in

ihrem Wittwenleid, mit Ausschluß der nächsten Verwandten nur nach ihr verlangte. Dabei konnte sie sich eines Gefühls der Erleichterung nicht erwehren, darüber, daß sie den Grafen dort nicht mehr finden sollte.

„Aus dem Unterricht wird nun vor der Hand nichts werden," sagte sie am Abend vor der Abreise zu ihrem Freunde. Dieß war im Grunde ihr einziges und tiefes Bedauern dabei.

„Thun Sie," erwiederte er, „nur immer treu, was die Pflicht von Ihnen fordert, und überlassen Sie getrost alles Uebrige dem lieben Gott. Im Uebrigen glaube ich nicht, daß Ihre Abwesenheit lang dauern wird, da die Gräfin Platner, nach Allem, was ich von ihr höre, sich gewiß so viel als möglich beeilen wird, hierher zurück zu kehren. Was mich betrifft, so werde ich Ihre Rückkehr oder Nachricht von Ihnen, hier erwarten."

„Sie denken an die Abreise?" fragte sie bestürzt.

Er ließ einen halb unwilligen, halb mitleidigen Blick nach Aurelien hinüber schweifen, die in ihren neuen, außerordentlich kleidsamen Trauergewändern sich unfern von da, schäckernd und lachend mit zwei jungen Offizieren unterhielt, welche seit kurzem zu ihren erklärten Verehrern gehörten.

„Es hält mich nichts mehr hier," sagte er, Ritas Frage beantwortend, mit ernstem Lächeln, „als Ihre

Angelegenheit, Miß Lambert! Die aber möchte ich in berufne und geweihte Hände übergeben, ehe ich gehe!"

Sie reichte ihm mit feuchten Augen die Hand, die er kräftig schüttelte.

„Inzwischen beten Sie für mich," sagte sie.

„Das thue ich," erwiderte er.

Am nächsten Morgen reiste sie, mit nur wenigem und für kurzen Aufenthalt berechnetem Gepäck, aber mit reichlich gefüllter Brieftasche, auf das Freundlichste von der ganzen Familie entlassen, nach Aschaffenburg ab — wenige Tage nur, ehe Oskar Waldeck, behufs seiner architektonischen Studien, die Reise nach München antrat.

Siebentes Kapitel.

Die Gräfin Platner saß in dem seitherigen Kabinet ihres verstorbenen Gemahls am Schreibtisch und stöberte in seinen nachgelassenen Papieren, die in sorgfältig geordneten und zusammengebundenen Paketen die Fächer des umfangreichen Meubels füllten.

„Wie er aufgeräumt hat!“ sagte sie vor sich hin. Und doch soll ich mir weiß machen lassen, er sei unversehens am Schlag gestorben. Freilich ist diese Ordnung nur eine andre Art von Unordnung. Da sind die Rechnungen von drei Jahren — jeder Jahrgang in einem andern Gefache — alle aber unquittirt — unbezahlt! Wenn es zusammen gerechnet wird, eine greuliche Summe. Holbach mag das besorgen — mir graust es vor dieser Arbeit! Wenn nur der Papa bald Geld schickt, sonst weiß ich kein anderes Mittel, als einen Theil meines Schmuckes zu verkaufen — den aber denke ich in Zukunft erst recht zu gebrauchen, wenn dieses fatale Trauerjahr glücklich überstanden sein wird.“

Sie erhob sich mit diesen Worten, und trat vor den Spiegel, die etwas verschobne Wittwenhaube wieder zurecht zu setzen.

„Wie ich aussehe," sagte sie, ihr Spiegelbild mit der entstellenden Kopfbedeckung mitleidig betrachtend. „Ach ja das Leben einer verheiratheten Frau ist ein Opferleben, von welcher Seite man es auch betrachten mag! So lang der Mann lebt, Aerger und Langeweile genug, und nach seinem Tode — diese Maskerade! — Nun, das geht Gottlob vorüber, und ist immer noch besser, als das Loos der indischen Frauen, die der Tod ihres Tyranen, anstatt sie zu befreien, auf den Scheitterhaufen führt. Gräßlich, wenn ich jetzt sterben müßte, wo ich das Leben mit frischem Muthe von Neuem zu beginnen — herein!" rief sie, sich unterbrechend.

Die Thüre öffnete sich leise — Rita trat, noch in ihren Reisekleidern, schüchtern herein. Mit einem Jubelschrei flog ihr die Wittwe entgegen, und umarmte sie stürmisch.

„Gott sei Dank," rief sie, „daß ich Ihr gutes Gesicht wieder sehe! Sie haben mir ungeheuer gefehlt, alle die Jahre her. Ich habe Ihnen damals Unrecht gethan — hinten nach sah ich's ein, als es zu spät war. Aber wissen Sie auch, daß Sie viel hübscher geworden sind? Finden Sie mich verändert — älter

geworden? Nicht? Gott sei Dank! Haben Sie mir Geld mit gebracht, viel Geld?"

„Ich habe Geld," sagte das junge Mädchen, ein wenig verwirrt, aber doch hocherfreut, über den unerwartet herzlichen Empfang, indem sie ihre Brieftasche hervorzog, „wie viel es aber ist, das weiß ich nicht, es wird wohl aufgeschrieben sein."

„Das sieht Ihnen ähnlich," rief die Gräfin, und umarmte sie, mit Thränen in den Augen, von Neuem, „daß Sie das Portefeuille nicht einmal geöffnet haben!"

„Aber, gnädige Gräfin" —

„Ja, ja, ich habe Ihnen schmählich Unrecht gethan! aber nun sagen Sie mir ehrlich, Rita, sind Sie gern zu mir gekommen? Die Hand auf's Herz!"

„Wie sollte ich nicht? Ihr Befehl, gnädige Gräfin, war mir ja ein Beweis, daß Sie jetzt besser von mir denken, als" —

„Wie förmlich Sie geworden sind! Befehl — gnädige Gräfin — man merkt Ihnen die Schule meiner Schwester an! Aber nun erzählen Sie mir — oder ich will Ihnen zuerst erzählen! — Ich bin also Wittwe geworden. Vor Ihnen, Rita brauche ich keine Comödie zu spielen, als ob mir das Herz darüber gebrochen wäre — aber doch bin ich im ersten Augenblick sehr erschrocken. Ich war gerade in Frankfurt, auf einem Balle, den Bethmann den preußischen Offizieren gab —

denn Sie müssen wissen, die guten Frankfurter sind bekehrt, völlig bekehrt von ihrem Preußenhaß, Dank dem Zauber, den das unerhörte Glück der preußischen Waffen selbst auf die widerstrebensten Herzen ausübt — und im Momente, als die erste Quadrille zu Ende war, mein Tänzer mich auf meinen Platz zurückführt, kommt der Herr vom Hause, geisterbleich und ganz verstört, auf mich zu. Er hatte die fatale Nachricht durch Telegramm erhalten, und hielt sich für verpflichtet, mir dieselbe sogleich, so vorsichtig und schonend, wie möglich, beizubringen. Nun, ich bin, wie gesagt, zum Tod erschrocken — das Vergnügen des Abends war natürlich vorbei und fuhr augenblicklich in meiner Balltoilette hierher zurück. Unser Hausherr aber, und Dr. Scharf, und meine sämmtlichen Leute widersetzten sich, daß ich die Leiche sehen sollte, und im Grunde war ich froh darum — ich fürchte mich vor Todten, es ist so gräßlich! Holbach kam gleich am andern Morgen, so wie sein Dienst ihn frei ließ, und besorgte das Begräbniß, und Alles, so daß ich ganz unbehelligt blieb. Er ist ein guter Mensch, der Holbach, ich glaube gewiß, daß er mich heirathen wird, so wie das Trauerjahr vorüber ist.„

„Aber, Frau Gräfin,“ schrie Rita entsetzt, laut auf, „wie können Sie von einer zweiten Vermählung reden neben dem frischen Grabe Ihres ersten Gatten?“

„Kind," gab sie, plötzlich sehr ernst werdend, zur Antwort, „eine Sache, an die man so lange Zeit, neben dem lebenden Manne gedacht hat, von der kann man auch reden, neben seinem frischen Grabe. Ich weiß es wohl, daß man mich hier für eine schlechte Frau hält, obgleich ich das, im eigentlichen Sinne, nicht war. Aber ich habe versäumt, im rechten Augenblick meine Gefühle zu bewachen. — Dazu kam die leidige, alte Gewohnheit, zu kokettiren — kurz es liegt für mich ein großer Trost in dem Gedanken, meinem zweiten Mann eine bessere Frau zu werden als ich dem ersten, leider gewesen bin. Das leuchtet Ihnen hoffentlich ein, nicht?"

„Nein," sagte Rita einfach, „aber ich bescheide mich gern, über Dinge der Art kein Urtheil zu haben."

„Wie diplomatisch Sie geworden sind —" rief die Gräfin aus, bei welcher der Anflug von Ernst schon wieder vorüber war — „ich finde Sie wirklich in jeder Beziehung vortheilhaft verändert! A propos — wissen Sie etwas von Baron Waldeck?

Das junge Mädchen schüttelte schweigend den Kopf.

„Holbachs letzte Nachrichten," plauderte Jene weiter, waren aus Rom —"

„Aus Rom?" schrie Rita auf, „und von wann?"

„Das weiß ich nicht mehr — er ging nach Rom, um in päpstliche Dienste zu treten. Damals, gegen den Garibaldi, glaube ich." „Das war es also," sagte

Rita vor sich hin. Ihr damaliges Begegnen mit ihm, im Bahnhofe von Würzburg, war ihr nun erklärt.

„Und jetzt,“ fragte sie, fast außer Athem.

„Jetzt hörte ich schon lang nichts mehr von ihm. Er schrieb im Anfang zuweilen an Holbach; aber seine Briefe enthielten gewöhnlich so langweilige Sittenpredigten, die den armen Fritz in so peinliche Aufregung versetzten, daß ich mir zuletzt die Correspondenz ganz und gar verbat. Ich weiß also nicht einmal, ob er noch lebt, oder ob er die Romantik seines Lebens durch einen ritterlichen Tod für eine verlorene Sache besiegelt hat.“

„Halten Sie die Sache des Papstthums für eine Sache, die jemals zu den verlornen gehören kann,“ fragte Rita, mit unwillkührlicher, hoher Erregung.

Die Gräfin sah sie verwundert an.

„Wenn das der Süßmund hörte,“ sagte sie, mit dem Finger drohend. „Der liebäugelt stark mit den Altkatholiken. Die ma bonne schwärmt förmlich für Döllinger, den sie für den größten Mann des Jahrhunderts erklärt. Sie langweilt mich fürchterlich mit ihren Tiraden darüber — was gehen mich diese religiösen Streitigkeiten an? Das liegt völlig außerhalb meines Horizontes. Im Uebrigen sagt mir ma bonne, daß Ihre Geldangelegenheiten, meine liebe Rita, im besten Gedeihen sind. Süßmund hat das Haus gut verkauft, den Erlös vortheilhaft angelegt, einige Eisen=

bahnloose sind herausgekommen, und da Sie die Zeit über Ihr bischen Zinsen nicht gebraucht haben, so sind Sie auf dem besten Wege, eine kleine Kapitalistin zu werden, und das Sprichwort trifft bei Ihnen zu — wen Gott lieb hat, dem sendet er das Glück im Schlafe — Darüber fällt mir ein — wie alt sind Sie eigentlich? Der Pfarrer wünscht nämlich, die Vormundschaft bald abgeben zu können —"

„Ich bin vor drei Monaten zwanzig geworden."

„Schon zwanzig? Mein Gott, wie vergeht die Zeit — und ich — aber wenn Sie die Zwanzig schon haben, so wird es sich thun lassen, denke ich, daß Sie für mündig erklärt werden von der Obervormundschaft. Es wäre doch auch für Sie angenehmer, und für meinen Vater ist es ja eine bloße Spielerei, Ihr kleines Vermögen in seine Obhut zu nehmen!"

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, gnädige Gräfin, wenn Sie das für mich erlangen könnten," erwiederte Rita, welche plötzlich ein Grauen in sich aufsteigen fühlte bei dem Gedanken, nicht dem gestrengen Herr Vormund ihr Hab und Gut noch länger anvertrauen, wohl aber, ihn pflichtgemäß von dem Schritte in Kenntniß setzen zu müssen, den sie gleichwohl entschlossen war, nicht länger als durchaus nöthig, zu verschieben.

„Es wird sich machen lassen," wiederholte die Gräfin,

ich will mit Holbach darüber reden. Sie sind doch gern in München? Haben Sie es gut bei den Unruhs?

„Besser, als ich erwarten durfte."

„Das freut mich. Indessen mache ich dennoch mein Eigenthumsrecht an Sie jetzt wieder geltend. „Bis zu meiner Verheirathung behalte ich Sie für mich — natürlich in München. Hier in dem langweiligen Neste hält mich nur noch Holbachs Nähe, und der meint selbst, die Schicklichkeit verlange, daß wir uns eine Zeit lang trennen. Ich sehe es Ihrer ernsten Miene an, daß Sie das auch meinen — Ihr legt Alle viel zu großen Werth auf Aeußerlichkeiten! — Neues weiß ich Ihnen von hier nichts zu erzählen; die hiesigen Zustände sind von einer schauerlichen Stabilität. Daß der Pater Franziskus fort ist, wird Sie wohl nicht sehr interessiren —"

„Wohin ist er gegangen?" — fiel Rita ein. Sie hatte sich ganz besonders darauf gefreut, jetzt, mit ihrem verwandelten Herzen, den guten Pater wieder zu sehen, — hatte vieleicht im Stillen gehofft, durch ihn eine Kunde von Oscar Waldecks neuestem Geschick zu vernehmen.

„In das Kloster bei Würzburg — das Käppel wie sie's nennen," war die Antwort. „Die Obern thaten ihn dorthin, weil der kränkelnde Mann fast erlag, unter der Last des allgemeinen Vertrauens. Es war ein wahrer Jammer in der Stadt über sein Weggehn — von den Klosterzöglingen, bis zu den ältesten Leuten.

Sonderbar, wie so ein unscheinbarer Kapuziner so geliebt sein kann!“ —

„Vielleicht, weil er nie das Seine suchte,“ sagte das junge Mädchen nachdenklich, „konnte er Allen Alles werden.“

„Mag sein,“ erwiederte die Gräfin leichthin. „Ich habe übrigens keine Idee davon, wie man das Seine nicht suchen mag. Was soll man denn suchen?“

„Pater Franziskus sucht die Ehre Gottes und das Heil der Seelen,“ versetzte Rita.

„Aber, liebes Kind,“ rief die Gräfin lachend, „wenn man Sie reden hört, sollte man nicht glauben, daß Sie aus dem lebenslustigen München, aus dem Hause derer von Unruh, kommen! Eine barfüßige Karmeliterin müßte sich so äußern, denke ich mir — aber da kommt der Thee — nun verwalten Sie Ihr altes Amt. Ich will sehen, ob Sie sich auch darin vervollkommet haben!“

In den nächsten Tagen ließ die Gräfin es sich nicht nehmen, das junge Mädchen selbst bei ihren Besuchen, sowohl im Pfarrhause, als bei dem Dr. Scharf und seiner Gattin, zu begleiten. Sie ließ ihren ehemaligen Schützling überhaupt fast keinen Augenblick von ihrer Seite, vielleicht in dem unklaren Verlangen, für ihr eignes, haltloses und zerfahrnes Wesen, eine Stütze und einen Ruhepunkt bei ihr zu finden.

Es konnte allerdings auch dem oberflächlichsten Blick die Veränderung nicht entgehen, welche in diesen drei Jahren mit der Waise vorgegangen war, die damals, hülflos in ihrer völligen Unerfahrenheit, nothgedrungen den ersten, schüchternen Schritt gethan hatte, aus dem stillen Winkel ihrer Heimath in das Treiben der Welt.

Der Hauch der großen Welt hatte die äußere Form geglättet — es war da keine Spur mehr von der linkischen Schüchternheit, der gesellschaftlichen Unbeholfenheit der jungen Kleinstädterin. Ihr Auftreten hatte vielmehr eine bescheidne Ruhe, eine Sicherheit gewonnen, die ihr außerordentlich gut stand. Dabei aber hatte ihr gütiges Geschick es so gefügt, daß der Geist der Welt nicht in ihr Inneres eindringen konnte, sondern daß ihre reine und empfängliche Seele vielmehr mit dem Höchsten und Tiefsten, was die Welt der Geister bewegt, genährt und erfüllt wurde. Das war das Geheimniß der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, deren Zauber die eitle und frivole Weltfrau empfand und welche sie sich gefiel, halb und halb als ihr eigenes Werk anzusehen.

„Meine Schule, bester Scharf,“ entgegnete sie mit großer Selbstzufriedenheit dem Doktor, der seinen jungen Liebling mit inniger Freude wieder sah, und dieser Freude in seiner gewohnten, redseligen Weise Ausdruck verlieh — „meine Schule! Was das Kind geworden

ist, dazu hat sie den Grund gelegt, indem sie mit mir in Beziehung trat — und dann die große Welt in München, in die sie durch meine Protektion eintrat —"

„Und die glücklicher Weise nichts an ihr verdorben zu haben scheint," platzte er mit unverbindlicher Offenheit heraus, „ob sie aber auch das Ihnen zu danken hat, das möchte ich bezweifeln, Frau Gräfin!"

„Abscheulicher!" lachte sie, „Sie wissen ja, daß sie dort in meiner Familie bei meinen Verwandten lebt, und —"

„Seelenverwandten?" fragte er tükisch. Er mißbilligte das Benehmen, die ganze Lebensweise der Gräfin in einem Grade, der nahe an Verachtung grenzte, und er ließ sie das bei jeder Gelegenheit fühlen, ungeachtet aller Bitten seiner sanften Frau, nicht so die Klugheit, in seiner Stellung als Arzt, der reichen und vornehmen Dame gegenüber, aus den Augen zu setzen.

„Wir entlassen eine Magd aus unserm Dienste," pflegte er auf ihre derartigen Verstellungen zu erwidern, „sobald sie sich eines Fehlers in sittlicher Beziehung schuldig macht. Und ich sollte einer Frau, welche — mit allen Vorzügen der Erziehung, der Bildung ausgerüstet, in einer gesellschaftlichen Stellung, die sie sichert vor den Gefahren, denen das arme Kind des Volkes ausgesetzt ist — sich so unvorsichtig beträgt, wie die Gräfin Platner, eine Achtung heucheln, die ich nur der Tugend, nicht aber

den zufälligen Vortheilen des Ranges und Reichthums schuldig bin? Ich bin keineswegs ein solcher Demokrat, um einen guten, adeligen Namen nicht für etwas sehr schönes zu halten, wenn er gut und adelig getragen wird. Was würde es mir aber helfen, welche Ehre würde ich davon haben, in direkter Linie von Pipin von Heristal abzustammen, wenn Pipin von Heristal sich schämen müßte, den Taugenichts als seinen Nachkommen anzuerkennen, falls er wieder auf die Erde zurück käme?

Bei diesen Gesinnungen ihres Eheherrn war die gute Doktorin jedes Mal in einem gelinden Fieber, wenn sie die Beiden zusammen treffen sah. Und so hörte sie auch jetzt, während sie anscheinend ganz in ihre Unterhaltung mit Rita vertieft war, für welche sie die Vorliebe ihres Mannes von jeher theilte, doch mit scharfem Ohre auf jedes Wort, was er mit der Gräfin wechselte. Es schien ihr jetzt an der Zeit, sich einzumischen.

„Es freut mich besonders," wandte sie sich an diese, „daß unsre liebe Rita so einfach und anspruchlos geblieben ist, ihre alten Freunde noch so werth hält, und gern hierher zurück kam, ungeachtet sie jetzt das Leben in der Hauptstadt kennen gelernt hat."

„Aber, Frau Doktorin," rief das junge Mädchen, „alle Hauptstädte der Welt können mir die Heimath nicht ersetzen — und die alten Freunde noch weniger,"

fügte sie in weichem Tone hinzu, der gütigen Frau die Hand reichend, die diese herzlich drückte.

„Sentimental sind wir auch noch, wie ich sehe,“ sagte die Gräfin mit einer Anwandlung von Eifersucht. „Was aber die Heimathsschwärmerei betrifft — die wird bald zu Ende sein! Ich nehme Rita mit mir, sobald hier meine Geschäfte geordnet sind.“

„Sie bleiben nicht hier, Frau Gräfin?“ fragte der Doktor, angenehm überrascht. Die Nachricht versöhnte ihn halb mit ihr — er hatte ihr nicht zugetraut, daß sie sich aus Holbachs Nähe losreißen würde.

„Nein,“ erwiederte sie mit etwas affektirter Gleichgiltigkeit, was könnte mich hier festhalten? Ich gehe nach München zurück, und die Kleine bleibt dort bei mir, bis —“ sie hielt erschrocken inne — hier durfte sie den Nachsatz nicht aussprechen, der ihr auf den Lippen schwebte.

„Bis sie sich verheirathet,“ fiel die Doktorin ein, welche, wie die meisten, glücklich verheiratheten Frauen, keine größere Freude kannte, als Ehen zu stiften. „Ist etwas im Werke, Rita? Darf man gratuliren?“

„Auf der Welt nichts,“ erwiederte das junge Mädchen ganz verduzt. „Wenn Sie mir dazu gratuliren wollen — den Glückwunsch nehme ich an Frau Doktorin! —

„Zum Heirathen,“ sagte die Gräfin philosophisch, „gehört vor allen Dingen Geld, heut zu Tage.“

„Heut zu Tage mag es so sein," versetzte der Doktor. „In unsern Tagen lebte man der naiven Meinung, daß vor allen Dingen gegenseitige Liebe dazu gehöre, und daß man sich das Geld durch Fleiß und Sparsamkeit erwerben müsse. So haben wir es angefangen, nnd es ist uns, mit Gottes gnädigem Beistand über Hoffen und Erwarten geglückt, nicht wahr Mutter?"

Sie nickte ihm freundlich zu. Die Gräfin brach auf, um noch weitere Besuche zu machen.

„Die Leute sind zum Verzweifeln altmodisch," sagte sie auf der Straße zu Rita.

„Was thut aber das," erwiederte diese, „da sie so gut und so glücklich sind?"

Ehe das junge Mädchen die Schwelle des Pfarrhauses überschritt, schickte sie ein innbrünstiges Stoßgebet zum Himmel auf. Sie war von Kindheit an in der Furcht vor dem Pastor aufgewachsen; in einer knechtischen und liebeleeren Furcht, deren sich selbst ihre Mutter — eine so energische Frau sie sonst auch war — niemals hatte entschlagen können, und die sich jetzt bei Rita bis zum Schrecken steigerte, bei dem Gedanken, wie leicht sie im Laufe dieses Besuches in die Lage kommen konnte, ihre veränderte, religiöse Ueberzeugung vor dem fanatischen Pietisten, der noch obendrein ihr Vormund war, bekennen zu müssen. Darum flehte sie zu ihrem heiligen Engel, ihr beizustehen, auf daß ihr — wie der

wahre Glaube ihr als ein unverdientes Geschenk der göttlichen Gnade gegeben worden war — so auch der Muth im rechten Augenblick nicht fehlen möchte.

Die beiden Damen wurden von dem geistlichen Ehepaar mit großer und wortreicher Liebenswürdigkeit empfangen. Es war, als wenn die Begleitung der Gräfin, überhaupt die vornehme Umgebung, in der die Waise nun seit drei Jahren lebte, ihr selbst einen höhern Rang und größern Werth verliehen hätte, so sehr behandelte man sie auf dem Fuße wohlwollender Gleichberechtigung. Die Pfarrerin namentlich schien ihr die damalige Vereitlung ihrer pädagogischen Projekte völlig verziehen zu haben; wozu sie allerdings einigen Grund hatte, da sich der strebsamen Frau, für die Erwerbsquelle, die ihr entgangen war, seitdem eine andre geöffnet hatte, welche mit geringern Opfern an Zeit und Kräften, denselben, wenn nicht noch reichlicheren Ertrag lieferte. Statt der harmlosen Mädchenschaar, mit welcher sie die freien Räume ihres Hauses zu bevölkern gedacht, hatte sie nämlich jetzt einige Schüler der Forstakademie in Kost und Wohnung genommen. Ihr Gemahl hatte dagegen allerdings zuerst sehr energische Einsprache erhoben — aber es war ihr, wie gewöhnlich in solchen Fällen, gelungen, dieselbe mit unwiderleglichen Gründen zu besiegen.

„Es ist mir nicht bloß um des Gewinnstes wegen," hatte sie ihm entgegnet, „obgleich derselbe, in diesen

theuren Zeiten allerdings schwer genug in die Waagschaale fällt. Aber ich denke an die Zukunft unserer Kinder, mein Johannes! Die Mädchen wachsen heran — es wäre nicht der erste Fall, daß aus solchen „Logisherrn,“ später hin sehr annehmbare Bewerber würden.“

„Die Bewerber um meine Töchter“ meinte er bedenklich, möchte ich mir viel lieber unter den Verkündigern des reinen Evangeliums suchen — möchte sie dereinst, als würdige Hausfrauen in friedlichen Pfarrwohnungen schalten und walten sehen.“ —

„Ach was,“ fiel sie ungeduldig ein, „wir haben drei Mädchen. Wie viele gute Pfarrstellen gibt es denn im Lande?“

„Wenn aber die Altkatholiken, — die sich ja, in ihrer ganzen Anschauungsweise, uns mit jedem Tage mehr nähern, — das Cölibat der Priester aufheben — wozu die beste Aussicht vorhanden ist — so“ —

„Laß mich Dir sagen, mein Johannes, daß ein Sperling in der Hand mir lieber ist, als eine ganze Schaar von Krametsvögeln auf dem Dache! Die Forstkandidaten sind da— ich habe sie vor Augen — täglich und stündlich, und es wird mir ein Leichtes sein, aus dem Einen oder dem Andern von ihnen seiner Zeit einen Heirathskandidaten zu machen. Darin verlasse Dich auf meine bewährte Klugheit! Bei den Altkatholiken aber scheint mir die Sache noch in sehr weitem Felde

zu liegen. Bis die, mit all ihrem guten Willen, es dahin bringen, daß die Priesterehe bei ihnen, als ein festes und anerkanntes Institut besteht, können meine kleinen Mädchen zu alten Jungfern werden. Darin aber sind wir doch hoffentlich einverstanden, daß es nichs in der Welt gibt, was des Mitleids und der Verachtung würdiger ist, als eine alte Jungfer."

„Allerdings," stimmte er bei, „und zwar aus dem Grunde, weil sie den Beruf verfehlt hat, für welchen sie allein geschaffen ist."

So erfüllte sich denn das stille Haus mit den munteren Jünglingen, und da die Pfarrerin, in ihrer bewährten Klugheit, nur Söhne vermöglicher Eltern aufnahm, die gern eine hohe Pension zahlten, um ihre Kinder gut verpflegt und beaufsichtigt zu wissen, so war die Einnahme, damit aber auch folgerichtig die Laune der frommen Frau im schönsten Flor, und der Empfang, den sie ihrer frühern Schülerin angedeihen ließ, zeigte dieselbe, rosige Färbung. Sie hatte, von ihrer Gouvernantenzeit her, eine Menge von nähern und entfernteren Bekannten in der Hauptstadt und fand jetzt eine fast kindische Befriedigung ihrer Eitelkeit darin, nach den vornehmsten Leuten sich mit der Miene und dem Tone völliger Vertrautheit zu erkundigen. Der größte Theil dieser Namen und Personen war dem jungen Mädchen allerdings bekannt; doch beantwortete sie

nur mit bescheidner Zurückhaltung die eingehenden und beinahe stürmischen Fragen der Pastorin.

„Und interessirt man sich in dem freiherrlichen Hause," mischte der Pastor sich nach einer Weile in das Gespräch, „auch in lebhafter Weise für den Kampf, der gegen die neuesten Anmaßungen Roms entbrannt, und dessen eigentlicher Herd — ich sage das mit gerechtem Stolze — unsre Hauptstadt ist? Haben Sie vielleicht Gelegenheit gehabt, meine liebe Rita, einen oder den andern von den glorreichen Helden dieses Kampfes, von Angesicht zu Angesicht zu sehen?"

Rita fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß — der Augenblick schien da zu sein, für den sie die Hülfe ihres Engels erfleht hatte!

Und der Engel ließ sie nicht im Stich. Fast ohne zu wissen, woher sie die Worte und den Muth, dieselben auszusprechen, nahm, entgegnete sie ohne Zögern auf die verfängliche Frage.

„Die Auflehnung gegen den Apostolischen Stuhl und die Beschlüsse des Conzils, zu welcher Herr von Döllinger das erste Signal gab, hat allerdings in München viele Köpfe in Verwirrung gebracht — indessen"

„Was sagen Sie da?" fuhr der Pastor, kirschbraun vor Zorn, in die Höhe. „Ist es Rita Lambert, die ich reden höre? Antworten Sie mir, Ihrem Seel=

sorger und Vormund — sind Sie noch eine evangelische Christin, oder nicht?"

„Ich hoffe," gab sie, nun völlig gefaßt, wenn auch tief erregt zur Antwort, „eine so gute Christin zu sein, als ich jemals war — und begreife im Uebrigen nicht recht, wie die Bildung dieser neuen Sekte den Herrn Pastor, als protestantischen Geistlichen, so sehr interessiren kann, daß Sie förmlich Parthei dafür ergreifen."

Die Pfarrerin hob entsetzt, keines Wortes mächtig, beide Hände in die Höhe. Eine solche Antwort wagte Rita Lambert, ihrem Johannes, dem verehrten und gefürchteten Prediger — ihrem Lehrer und Vormund — zu geben! Was war mit dem vormals so bescheidnen, unterwürfigen jungen Mädchen vorgegangen?

Die Gräfin sah, behaglich in ihre Sophaecke geschmiegt, mit schadenfrohem Lächeln dem beginnenden Streite zu, der ihr eine köstliche Unterhaltung zu versprechen schien. Zu ihrer großen Verwunderung sah sie sich indessen hierin getäuscht. Der Zorn, den die erste Entgegnung des jungen Mädchens bei dem Pastor erregt, hatte sich bei ihrer zweiten Antwort schon beruhigt. Aufbrausend und heftig, wo er schüchternes Nachgeben fand, zog er sich vorsichtig vor jedem entschiednen Widerstande hinter das Bollwerk seiner geistlichen Würde zurück.

„Ich hielt Sie für besser in der Sache orientirt," sagte er in seinem gewöhnlichen Tone salbungsvoller

Ueberlegenheit, ohne sichtbar hervortretenden Unwillen. Die Altkatholiken sind keineswegs, wie Sie meinen, eine neue Sekte — sondern sie sind, wie ihr Name das ausdrückt, die eigentliche alte, katholische Kirche, während durch die ungeheuerliche Anmaßung des Papstes, sich zum Gott zu machen —"

„Aber daran denkt er ja gar nicht," fiel Rita, immer mehr in Eifer gerathend, ein. „Der Papst ist, nach katholischer Lehre, der Stellvertreter Gottes, der Statthalter Christi hier auf Erden, und die lehramtliche Unfehlbarkeit eine Gnadengabe, ohne welche dieß Amt gar nicht bestehen könnte, und kraft deren wir — will sagen, die Katholiken — versichert und überzeugt sind, daß die Lehre, welche Christus der Herr in Seiner Kirche hinterlegt hat, nicht — im Munde seines Stellvertreters, des obersten Hirten und Lehrers — entstellt, nicht verfälscht und verdorben werden kann."

„Sehen wir doch diese kleine Rita," ließ sich der Pastor mit beißendem Hohne vernehmen, „eine Streitfrage von welterschütternder Tragweite, über welche die geistreichsten und gelehrtesten Männer, die Heroen der deutschen Wissenschaft eine ganze, neue Literatur erschaffen haben, eine Glaubensmeinung, für die hervorragende, im Dienste ihrer Kirche ergraute Priester sich nicht gescheut haben, den Bannstrahl des Vatikans auf ihr ehrwürdiges Haupt herabzuziehn — eine solche

Frage will ein junges Mädchen mit wenigen Worten erklären; mit Worten, die so einfach sind, so leer an wissenschaftlichem Gehalte, daß ein kleines Kind dieselben verstehen und begreifen könnte! Und was das Schönste ist, dieses Mädchen, diese neue Lehrerin des neuen Katholizismus ist eine Protestantin, und obendrein meine Schülerin! Wenn Ihre gute, in Gott ruhende Mutter das von Ihnen erlebt hätte, Fräulein Lambert!" —

Rita senkte erbleichend den schönen Kopf — der Stich hatte die einzige wunde Stelle in ihrer Seele getroffen.

Ihre Mutter! die gläubig strenge Protestantin, die nie von einem Zweifel beunruhigt worden war, ob sie im Besitze der vollen Wahrheit sei, und die, im Hasse gegen alles Katholische dennoch mit ruhigen Gewissen, mit dem tröstlichen Bewußtsein gestorben war, bis zum letzten Augenblick, nach allen Seiten hin, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Das junge Mädchen gedachte des Fluches, mit welchem in jenem Augenblick, die erzürnte Frau sie bedroht, und legte sich, im Innersten erschauernd, die Frage vor, ob dieser Fluch sie jetzt noch treffen, jetzt noch Gewalt über sie haben werde, wenn sie fortschreite auf dem Wege, den sie betreten hatte?

Die Gräfin unterbrach zuerst das eingetretne, peinliche Schweigen.

„Lassen Sie die Todten ruhen, mein lieber Herr Pfarrer," sagte sie mit sehr bestimmtem Tone und un=

gewohnten Ernste. „Ich bin überzeugt, daß sie — wenn es ihnen vergönnt ist, einen Blick herabzuwerfen auf den Schauplatz ihres irdischen Lebens — die Dinge dieser Welt mit ganz andern Augen ansehn, als da sie noch mitten darin verweilten. Und die Rita ist zudem ein viel zu gutes Kind, als daß man ihr die verstorbne Mutter als Schreckbild vorstellen dürfte!"

Rita warf ihrer Beschützerin, mit thränenfeuchten Augen, einen Blick voll heißen Dankes zu; der Pastor aber sagte verdrossen und gereizt:

„Ich hätte nie geglaubt, daß so ganz abweichende — ja, ich möchte sagen, zum Ultramontanismus neigende — Ansichten, bei Ihnen, Frau Gräfin, auf Schutz und Vertheidigung rechnen dürften!"

„Warum denn nicht?" rief sie ungeduldig. „Ich habe meine Ansichten, und lasse Jedem die Seinen! Ihr Herren Pietisten aber — obschon Ihr das Wort nicht gerne hört — klagt so viel über römischen Dogmenzwang und Geisteskne chtschaft; obgleich Ihr selbst, Jeder für sich persönlich, die Unfehlbarkeit in Anspruch nehmt!"

„Aber, Frau Gräfin," schrie die Pfarrerin entsetzt, laut auf — ihr Gemahl aber winkte ihr, zu schweigen. Er sah wie versteinert aus, in seiner beleidigten Würde.

„Wir gerathen da auf ein Thema," sagte er sehr

kalt, „welches sich schwerlich bei einem Morgenbesuche erschöpfend behandeln läßt.“

„Sie haben Recht, mich zu erinnern,“ erwiderte sie rasch, „daß wir, für einen Morgenbesuch, schon zu lange hier sind.“

Sie erhob sich, grüßte mit einiger Förmlichkeit, und rauschte nach der Thüre. Herr Süßmund machte ihr eine stumme, tiefe Verbeugung, und ließ Ritas schüchternen Gruß völlig unerwidert. Seine Frau aber gab den Damen bis zur Hausthüre das Geleite.

„Hat mein Johannes Sie beleidigt, theuerste Gräfin?“ flötete sie.

„Wie könnte er das?“ fragte sie hochmüthig zurück. „Er hat mich bloß unbeschreiblich gelangweilt! Die Rita soll er mir übrigens ungeschoren lassen, bitt' ich, und — was ich zu erwähnen vergaß — er soll die nöthigen Schritte thun, die Vormundschaft nieder zu legen. Bei meiner Abreise wünsche ich das geordnet — mein Vater übernimmt die Sorge für ihr Vermögen. Adieu!“ Sie gingen, Arm in Arm, hinweg — Rita dankte im Stillen inbrünstig ihrem heiligen Engel, der ihr so, über Erwarten, treulich beigestanden hatte.

Der nächste Gang der jungen Waise war auf den Kirchhof — auf der Mutter Grab. Dorthin ging sie allein. Sie hatte eine ernste Zwiesprach zu halten mit dem Geiste der Entschlafnen, deren irdische Hülle dort

ruhte — eine Zwiesprach die keinen Zeugen duldete. Sie verweilte lang an der theuern Stätte, in heißem Gebete. Sie flehte um Erleuchtung, um Muth und Kraft, um den Gnadenbeistand Gottes bei Allem, was sie zu Seiner Ehre, nach Seinem Willen beginnen und vollenden wollte. Und sie flehte um den Segen der Mutter, deren Blick, vom Licht der Ewigkeit erleuchtet, durch kein Vorurtheil mehr getrübt — deren Herz, von der ewigen Liebe erfüllt, jetzt durch keinen ungerechten Haß mehr verdüstert und verbittert werden konnte. Und sie flehte mit kindlichem Vertrauen zu der lieben Mutter Gottes, daß sie ihr, der Verwaisten, eine Mutter sein, und sie der Schaar ihrer treuen Kinder zugesellen möge.

Als sie sich erhob, war ein tiefer Friede über sie gekommen, und eine Freudigkeit erfüllte ihr Herz, die sie in diesem Grade nie zuvor empfunden hatte. Sie war von dem festen Glauben durchdrungen, daß sie auf dem Wege, den sie betreten hatte, von der Hand Gottes geleitet und beschützt werde, und fühlte sich in diesem Glauben stark und muthig, den Kampf mit dem feindlichen Leben aufzunehmen. —

Achtes Kapitel.

Auf Schloß Waldeck herrschte Gram und banger Kummer. Die unerbittliche Krankheit setzte ihr Zerstörungswerk an dem vor Kurzen noch so blühenden Leben der Baronin Schritt für Schritt fort — ihre Kräfte langsam, fast unmerklich verzehrend. Im Anfange des Winters sprachen die Aerzte die schwankende Hoffnung aus, daß ein milderes Klima vielleicht heilend auf die kranken Organe wirken könnte. Philipp haschte begierig nach dieser Idee — Karoline selbst aber widersetzte sich mit der eigensinnigen Reizbarkeit, die eine Begleiterin dieser Krankheit zu sein pflegt, auf's Bestimmteste jeder Veränderung ihres Aufenthaltes. Schloß Waldeck war ihr, seit ihrem ersten Eintritt in die alterthümlichen Hallen, eine so liebe Heimath geworden, sie hatte sich so glücklich hier gefühlt, daß ihr schon der bloße Gedanke, sich von da zu entfernen, peinlich war, und dabei ließ ihre große körperliche Schwäche, sie jede Reise als ein völlig unausführbares Unternehmen ansehn. So sehr nun ihr

Gemahl auch wünschen mochte, dem Rath des Arztes zu folgen, so konnte er es dennoch nicht über sich gewinnen, der geliebten Leidenden mit Ernst zu widersprechen, und schrieb, in dieser Verlegenheit, an ihren Vater, denselben um seinen schleunigen Besuch zu bitten. Der Meister kam. Er hatte seine Tochter seit etwa einem Jahre nicht mehr gesehen — für ihn war jetzt, bei ihrem Anblick, keine Täuschung mehr möglich.

Er kannte diese entsetzliche Krankheit nur zu gut. Seine Gattin, Karolinens Mutter, war daran gestorben — es war ihm jetzt, bei dem Anblick seiner einzigen Tochter, zu Sinn, als wenn er die unvergeßliche Gefährtin seiner Jugend wieder sähe — im letzten Stadium ihres langen Leidens.

„Laß sie hier —" sagte er mit überströmenden Augen zu Philipp, der ängstlich darauf wartete, aus seinem Munde die Bestätigung seiner eignen, hartnäckig festgehaltenen Hoffnung zu vernehmen — „laß sie hier, quäle sie nicht mehr! Mache ihr nur die letzten Tage so leicht, so süß, als deine Liebe es allein im Stande ist!"

„Vater!" — schrie der Baron entsetzt, laut auf. „Der Arzt versicherte mir noch gestern," sagte er nach einer Weile mit bebenden Lippen, es drohe" —

„Es drohe keine nahe Gefahr, nicht wahr?" fiel der Professor ihm in's Wort. „Ich kenne das, lieber Sohn! Das sind technische Ausdrücke, im Munde der

Aerzte — relative Begriffe! Ich aber sage Dir, sei ein Mann, Philipp; unterwirf dein widerstrebendes Herz dem anbetungswürdigen Willen Gottes — wie ich es am Sterbelager meines einzigen, geliebten Kindes ja auch thun muß. Dauerhaftes Glück ist nicht für diese Erde!"

Er blieb zwei Tage in Waldeck, und war dann, trotz Philipps flehentlichen Bitten, nicht mehr zu halten.

„Diese letzte Zeit des Zusammenseins," sagte er, darf durch keinen Dritten — selbst nicht durch den Vater — gestört werden! Laß mich immerhin, einsam mit meinem Schmerz, an meinen öden Herd zurückkehren — sorge Du nur, daß sie nicht unvorbereitet in die Ewigkeit hinüber gehe!"

Als Philipp, nach der Abreise des Meisters, in das Zimmer seiner Frau trat, strekte sie ihm mit verklärtem Lächeln beide Hände entgegen.

„Ich weiß jetzt Alles, mein Geliebter," sagte sie.

„Was weißt Du, mein Herz?" fragte er, die kleine heiße Hand an seine Lippen ziehend.

„Daß ich sterben muß," war die leise Antwort. „Der Vater hat mich gesegnet, ehe er ging — das war kein Abschied für eine kurze Trennung, Philipp! Es war ein Vatersegen für die letzte Reise!"

Er lag vor ihrem Ruhebett auf den Knieen, und weinte, wie ein Kind.

„Sei ruhig, mein Geliebter," tröstete sie ihn. „Es ist Alles gut, was Gott will. Wir waren sehr glücklich zusammen, und wir liebten uns in Gott! Eine solche Liebe kann der Tod nicht scheiden. Wir werden uns, nach kurzer Trennung, wieder finden, nnd dann ewig vereint sein. Es wird keine zweite Liebe mich aus deinem Herzen verdrängen, nicht wahr?"

„Nie, niemals!" schluchzte er, das Gesicht in ihre Decken verbergend!

„Ich wußte es wohl," flüsterte sie. „Darum," fuhr sie schmeichelnd fort, „laß uns die letzten, schönen Tage noch genießen, in Friede und Freude, mein Philipp! Dann gehe ich Dir voran, in das große Vaterhaus des Himmels, und — wenn Du mir auch spät erst nachfolgst — ein Menschenleben ist ja so kurz, wenn man es mißt mit dem Maße der Ewigkeit!"

„Uud so furchtbar lang," stöhnte er, „wenn jeder Tag eine Ewigkeit von Jammer in sich schließt." —

Er wich von da an nicht mehr von ihrem Lager — gleich der geschicktesten Krankenwärterin leistete er ihr selbst jeden Dienst. Mit der Außenwelt verkehrte er, in dieser schmerzlich süßen Zeit nur, so viel, als es durchaus nicht zu vermeiden war. Täglich aber sandte er an seinen Schwiegervater einen kurzen Bericht über den körperlichen, noch mehr jedoch über den seelischen Zustand der theuern Kranken. Die regelmäßigen Ant-

worten des Vaters, in denen die zärtlichste Liebe, aber auch die männliche Fassung des wahren Christen sich aussprach, waren für beide Gatten ein unnennbarer Trost, eine geistige Stärkung, deren ihr sinkender Muth oft genug bedurfte.

Mit Oscar wechselte der Freiherr nur seltne und kurze Briefe. Er sah jeden Augenblick, den er dem mündlichen oder schriftlichen Verkehr mit einem andern Menschen weihte, als einen Raub an Karolinen an.

Des Bruders Gedanken weilten aber dennoch mit treuer Liebe bei den Seinen — ja die mitfühlende Trauer um ihre Leiden war eigentlich das Einzige, was sein Leben in München verdüsterte. Außerdem sagte der dortige Aufenthalt ihm besser zu, als er erwartet hatte. Seine Studien fesselten sein Interesse, und wurden ihm um desto leichter, als er schon in der Kriegsschule, sich mit in dasselbe Fach einschlagenden Aufgaben beschäftigt hatte. In den Erholungsstunden aber bot die reiche Kunstwelt des modernen Athen, für Auge und Ohr, eine Menge, zugleich bildende und erheiternde Genüsse.

Im Uebrigen lebte der junge Westphale ziemlich einsam. Mit seinen Mitstudenten — meist viel jüngere Leute, als er selbst — kam kein eigentlich kameradschaftlicher Verkehr zu Stande. Obschon er mit Allen auf freundlichem Fuße stand, so war er ihnen doch zu ernst, als das sie den Versuch gemacht hätten, ihn in ihr lu=

stiges Treiben zu ziehen — und er seinerseits fühlte noch weniger die Neigung, sich freiwillig hinein zu mischen. In der Stadt selbst aber machte er keinen einzigen Besuch. Es war ihm peinlich, sich in seinem Alter, mit seiner Vergangenheit, als Schüler des Polytechnikums in die geselligen Kreise einzuführen, die sich gleichwohl seinem Namen, seiner ansprechenden Persönlichkeit auf's Bereitwilligste geöffnet haben würden. So lebte er, mitten in dem heitern Treiben der Hauptstadt, umringt von ihren Freuden und Vergnügungen, ein ernstes, arbeitsames, zurückgezognes Leben.

Im Laufe des Winters machte er zufällig die Bekanntschaft eines jungen Geistlichen, der in einer der Vorstädte als Hülfspriester funktionirte. Das war, von da an, sein häufigster und liebster Umgang. In demselben Alter, von den gleichen Gesinnungen, den gleichen Gefühlen beseelt wie er selbst, gehörte der Kaplan unter die feurigsten Verfechter der päpstlichen Infallibilität und war, als „ultramontaner Heißsporn,“ von den Gegnern des Dogmas gründlich gehaßt und bestens verleumdet. Als ein früherer Schüler von Döllinger, hatte der Abfall des, bis dahin hoch verehrten Lehrers, ihn mit dem tiefsten Schmerze erfüllt. Dann aber machte er es sich zur besondern Aufgabe, in Wort und Schrift den Widerspruch bloßzulegen, in welchen derselbe gerathen war, mit Allem, was er früher gelehrt

und geschrieben — mit Allem, was die Ehre und den Ruhm seines langen Lebens ausmachte. Mit hinreißender Beredsamkeit, mit schlagender Logik, mit der Sicherheit und Kühnheit einer unerschütterlichen Ueberzeugung, trat der junge Priester in die Schranken für das höchste und heiligste Gut der erlösten Menschheit — den katholischen Glauben! —

Bald sammelte eine auserlesne Schaar von Gleichgesinnten sich um ihn — unter diesen der Feurigste war Oscar Waldeck, und eine fast brüderliche Freundschaft einte in kurzer Zeit die beiden jungen Männer, welche Beide, wenn auch in ganz verschiedner Weise der heiligen Sache der Kirche, ihr Leben geweiht hatten.

„Recht, daß Sie kommen," rief der Kaplan dem Freunde entgegen, als dieser, an einem Sonntagmorgen nach dem Gottesdienste, zu ihm in's Zimmer trat: „ich wollte schon zu Ihnen — bin aber verhindert worden. Versäumen Sie doch ja nicht, heute der Vesper, hier in unsrer Kirche, beizuwohnen!"

„Warum gerade heute?" fragte Oscar, dem die besondere Freudigkeit im Wesen des Priesters auffiel, „haben Sie dazu einen besonderen Grund?"

„Allerdings," erwiderte Jener, „wir begehen heute das hohe Fest einer neu erweckten Seele — mit andern Worten — ich habe heute das unaussprechliche Glück, eine Neophytin in den Schoß der Kirche aufzunehmen,

die unter den ungünstigsten, äußeren Verhältnissen, in den widersprechendsten Umgebungen, dem Ruf der Gnade mit seltnem Muthe gefolgt ist — bis zu der Pforte des Heiligthums. Vorgestern habe ich den Unterricht vollendet — heute legt sie das Glaubensbekenntniß, vor der versammelten Gemeinde, in meine Hände ab."

„Also das war Ihr großes Geheimniß," rief der Baron freudig erregt, „welches Sie in den letzten Wochen fast unnahbar gemacht hat?"

„Das war es," nickte der Kaplan. „Sie wissen, daß ich volles Vertrauen zu Ihnen habe, aber in Allem, was das Amt angeht — "

„Das ist selbstverständlich," fiel Oskar ein, „und ich wundere mich nur, daß Sie jetzt den feierlichen Akt so öffentlich auszuführen gedenken. Vor der versammelten Gemeinde —"

„Lieber Freund," rief der Geistliche lebhaft, „es ist jetzt nicht an der Zeit, die Großthaten Gottes unter den Scheffel zu stellen. Die Feinde unserer heiligen Kirche wähnen den Augenblick nahe, der die Verheißung der ewigen Wahrheit Lügen strafen soll; sie wähnen, die Thoren, mit Menschenwitz und Menschenkraft den Felsen Petri, den unerschütterlichen, zu zertrümmern. Da drängt es mich mehr wie je, gerade hier, wo die Ketzerei so schamlos ihr Haupt erhebt, den herrlichsten Triumph des guten Hirten — die Rettung einer un-

sterblichen Seele — als ein hohes Freudenfest vor aller Welt zu begehen; den Gläubigen zum Trost, den Wankenden zur Stärkung, den Ungläubigen zur Beschämung." —

„Von dieser Seite betrachtet, haben Sie allerdings vollkommen Recht —"

„Von welcher Seite haben denn Sie die Sache angesehen?"

„Ich gestehe, daß ich hauptsächlich die Gefühle der Convertitin selbst im Auge hatte. Ein weiblich Wesen und dieses Hervortreten —"

„Ich bin überzeugt, daß sie daran nicht denkt. Sie sucht bei ihrem Schritte, den sie lang und reiflich schon erwogen hatte, ehe sie zu mir kam, nichts weiter, als die größere Ehre Gottes und das ewige Heil ihrer Seele. Alles Andere existirt nicht für sie."

„Wenn es so ist, so stimme ich Ihrer Ansicht vollkommen bei. Ihre Neophytin muß aber dann ein besonders begnadigtes, außergewöhnliches Wesen sein."

„Ein gewöhnliches Wesen, mein lieber Waldeck, wird überhaupt in unseren Tagen, in unserm lieben München nicht katholisch!" —

Am Nachmittage fand der Baron, als er noch vor dem Beginn der Vesper in die geräumige, in gothischem Styl gebaute Kirche trat, den Chor und Altar wie zu einem hohen Feste mit Blumen und Gesträuch geschmückt,

und die Gemeinde fand sich nach und nach vollzählig ein. Sein priesterlicher Freund funktionirte.

Gegen das Ende des Gottesdienstes fuhren draußen rasch hinter einander mehrere Wagen vor, und dann hörte man die Thüre der Sakristei hinter dem Altare einige Male öffnen und schließen. Nach dem Segen ging der Kaplan hinweg — ein Betstuhl wurde vor den Altar gestellt, das Evangelium lag auf dem Pulte.

Ein erwartungsvolles Flüstern ging durch die Menge — einige besonders neugierige Kinder und junge Mädchen drängten sich vor bis an die Balustrade des Chors. Oskar sah, hinter einer Säule verborgen, dem Allen mit einer gewissen feierlichen Bangigkeit zu — er betete inbrünstig für die Unbekannte, die nun öffentlich verkündigen sollte, was die göttliche Gnade im Verborgnen an ihrer Seele großes gethan.

Da trat von der Sakristei her eine elegante Gesellschaft in den Chor. Einige Herren, mehrere Damen in langen, schleppenden Trauergewändern — und dann kam die Neophytin, einfach in Weiß gekleidet, die brennende Kerze in der Rechten. Mit gesenkten Blicken schritt die schlanke, hohe Gestalt zu dem bereitgestellten Betstuhl — der Lauscher hinter der Säule glaubte zu träumen. Das war — er rieb sich die Augen — er betrachtete eine nach der andern, die fremden Gestalten,

die den Chor erfüllten — nein, er träumte nicht, er sah sie Alle deutlich, er unterschied jede Miene, jede Bewegung — und da trat der Kaplan, von mehreren Geistlichen umgeben, an den Altar! — Die aber, die vor den Stufen kniete, im Begriff, das Credo der katholischen Kirche Angesichts der gläubigen Gemeinde in die Hände des Priesters abzulegen — das war Rita! Rita, die er so heiß geliebt, so schmerzlich aufgegeben — die Verlorne, Unvergeßliche, ohne Hoffnung Ersehnte — seine Rita!

Der unermeßliche Jubel, der seine Brust erfüllte, strömte aus in einem glühenden Dankgebet, das wortlos aus der tiefsten Tiefe seiner Seele zum Himmel emporstieg.

Die Ansprache, welche der Kaplan an die Neophytin richtete, war nur kurz; aber sie war ein Meisterstück von apostolischer Beredsamkeit und machte offenbar selbst auf die eiteln und hoffärtigen Weltmenschen, die den Redner umstanden, einen unerwarteten und ergreifenden Eindruck. Der Lauscher hinter der Säule sah mehr als ein Auge in Thränen erglänzen und manchen verstohlnen Seufzer den Lippen entgleiten, die nur an das frivole Getändel ganz weltlicher Unterhaltung gewöhnt schienen.

Und dann schlug der leise Klang der süßen Stimme

an sein entzücktes Ohr, die er in all den langen Jahren der Trennuug so oft in seinen Träumen gehört, und nicht mehr gehofft hatte, in der Wirklichkeit wieder zu hören, und die jetzt, von tiefer Rührung durchzittert, das feierliche Bekenntniß aussprach — und dann sah er die geweihte Rechte des priesterlichen Freundes sich über ihr demüthig gesenktes Haupt ausstrecken, und vernahm die Worte des Rituals, die sie lösten „von den Fesseln des Bannes", und dann erhob sie sich von den Knieen — eine Tochter der Kirche, eine katholische Christin! — Von der Orgel herab aber erbrauste die majestätische Harmonie des ambrosianischen Lobgesanges und vollstimmig fiel die Gemeinde ein, in feierlichen Klängen die großen Thaten Gottes preisend.

Die Priester verließen den Altar — die Neophytin mit ihrer Begleitung folgte ihnen — die Kirche entleerte sich, von draußen klang das Rollen der abfahrenden Wagen herein. — Oskar stürzte nach der Sakristei — er wollte dem Freunde die Geschichte seines Herzens anvertrauen mit all seinen vergangenen Schmerzen, mit seinem gegenwärtigen Jubel, seiner neu erwachten Hoffnung — wollte von ihm erfahren, ob diese Hoffnung kein Trugbild, ob die Geliebte noch frei sei, und wollte ihn in diesem glücklichen Falle um seine Vermittlung bitten, um in der ihm so fremden Umgebung bis zu ihr zu gelangen.

Vor der Thüre der Sakristei aber hielt der Kirchendiener Wache.

„Der Herr Kaplan sitzt drinnen im Beichtstuhl," sagte er höflich abweisend.

„So will ich warten —"

„Das möchte umsonst sein — ich habe den Auftrag, ihn sogleich nachher zu einem Todtkranken zu begleiten, der die hl. Wegzehr verlangt."

„Und wie lange mag ihn das aufhalten?"

„Von da kommt er wohl erst nach Hause, um in den Gesellenverein zu gehen, der heute Abend ein Fest hat, — er hat versprochen, dort eine Rede zu halten."

„So werde ich morgen früh wieder kommen," sagte Waldeck ein wenig kleinlaut und ging fort.

„Da reden die Herren Liberalen," dachte er, „so viel von dem behaglichen und müßigen Leben unserer Geistlichen — und hier kann Einer von ihnen den besten Freund in der dringensten Angelegenheit nicht empfangen, weil all seine Zeit dem Dienste der Seelen gewidmet ist. Wo ist Einer unter den „sittlich Ernsten", der fähig wäre, ein Opferleben zu führen, wie diese gehaßten und verläumdeten Priester von Berufswegen es thun?"

Vor der Seitenthür der Kirche hielt ein einfacher Miethwagen. Oskar hatte einen Augenblick die Idee, den Kutscher zu fragen, wen er erwarte und wohin

er fahre. Dann aber kam es ihm vor, als begehe er damit eine Gemeinheit und er wandte sich rasch ab und ging weiter.

In der Nähe seiner Wohnung hörte er hinter sich laut seinen Namen rufen. Er sah sich um — es war ein Bote vom Telegraphenamt — er hob schon von Weitem das blaue Papier in die Höhe.

„War schon einmal da," sagte er eilfertig, „fand aber den Herrn Baron nicht zu Hause und den Herrn Bedienten auch nicht!"

Von einer düstern Ahnung ergriffen, riß Waldeck den Umschlag auf. Die Depesche war von seinem Bruder.

„Karoline ist todt," lautete sie, „komme sogleich hierher!"

Der Schlag war hart — doppelt hart in diesem Augenblicke. Oskar wußte allerdings schon längst, daß es so kommen werde, kommen müsse — er hatte sich im Stillen manchmal darüber gewundert, wie lang die zarte, weibliche Natur den Verheerungen der furchtbaren Krankheit zu widerstehen vermochte; seit den letzten Nachrichten konnte er sogar nicht umhin, den Tod als den einzigen Erlöser von den immer qualvoller werdenden Leiden der theuren Kranken eher für sie herbeizuflehen, als zu fürchten — heute aber, in diesem Augenblick, schlug dennoch die langerwartete Nachricht mit fast ver=

nichtender Gewalt in die hochgehenden Wogen seiner Empfindungen ein.

Indessen Oskar Waldeck war nicht der Mann, welcher an sich selbst, an seine eigensten, theuersten Angelegenheiten dachte, wenn irgend eine Pflicht ihn rief. Hier aber rief die dringendste, unabweislichste Pflicht ihn an die Seite seines trauernden Bruders!

Er schrieb eine Zeile an den Kaplan, um denselben von dem traurigen Ereigniß als Grund seiner plötzlichen Abreise in Kenntniß zu setzen, ertheilte in aller Eile seinem Burschen die nöthigsten Instruktionen für den Fall, daß seine Abwesenheit sich verlängern sollte, und war eine halbe Stunde nach Empfang des Telegramms auf dem Wege nach der Heimath.

Dort war Karolinens Vater schon vor ihm eingetroffen. Er trug den tiefen Schmerz um den Tod seines einzigen Kindes mit der ruhigen Ergebung des vollkommenen Christen und bemühte sich, wiewohl vergeblich, den verzweifelnden Wittwer zu trösten.

Philipp hatte im Egoismus seines Jammers, weder ein Ohr für den Trost noch ein Herz für das Leiden des alten Mannes — er hatte nur einen Gedanken — daß er das Herz seines Herzens, das Leben seines Lebens verloren. Tag und Nacht verweilte er bei der geliebten Leiche, die er selbst zur letzten Ruhe bereitet

hatte. Der Vater hatte versucht, ihn davon abzuhalten, aber vergebens.

„Ich habe es ihr versprochen," sagte er, „daß keine fremde Hand sie berühren soll!"

Nun ruhte sie, unter Blumen gebettet, in ihrem Sarge, der feierlichen Beisetzung harrend. Hier fand Oskar den Trauernden.

Seine Gegenwart erwies sich schon in der ersten Stunde nach allen Seiten als ein Trost. An seinem männlich festen und doch so liebevollen Wesen erhob sich des Bruders schmerzgeknickte Seele, diesem selbst unbewußt; und auch dem Meister war es zu Sinn, als ob ein Hauch von frischer Lebensluft seine gramgebeugte Stirn umwehe. Er hatte den jüngern Bruder von jeher sehr gerne gehabt und hoffte jetzt von ihm allein einen heilsamen Einfluß auf die Stimmung seines Schwiegersohnes.

„Ich begreife, ich theile seinen Schmerz," sagte er zu ihm, aber es ist sündhaft, zu trauern wie die Heiden, die keine Hoffnung haben."

„Habe Geduld mit ihm," bat Oskar, „er wird sich wieder finden. Aber es muß etwas geschehen, was ihn herausreißt!"

Damit hatte er völlig ahnungslos ein prophetisches Wort gesprochen.

Die Leiche wurde mit feierlichem Gepränge in der

Familiengruft beigesetzt — die Brüder trugen selbst den Sarg in das Gewölbe hinab. Philipp bewahrte während des düstern Aktes eine fast gewaltsame Fassung — erst während des nun folgenden Todtenamtes unter den erschütternden Klängen des Dies irae erleichterte ein Thränenstrom sein übervolles und gepreßtes Herz.

In's Schloß zurückgekehrt, lud er seinen Schwiegervater und Oskar ein, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen.

„Ich habe Euch eine Mittheilung zu machen," sagte er, sich mit einiger Feierlichkeit vor seinem Schreibtisch niederlassend, indem er den Beiden winkte, ebenfalls Platz zu nehmen. „Eine Mittheilung, die Euch jedenfalls überraschen, vielleicht sogar Euren Widerspruch hervorrufen wird. Um diesen jedoch von Vorne herein zu entkräften, schicke ich die Erklärung voraus, daß es sich erstens um eine bereits vollendete Thatsache handelt, und daß zweitens Alles, was ich beschlossen und gethan habe, mit der vollkommensten Billigung, ja nach dem Wunsch und Willen Karolinens, meiner besten Freundin und treuesten Rathgeberin, beschlossen und ausgeführt worden ist."

„Mein bester Sohn," warf der Professor bedenklich ein, „auch ich hielt von jeher große Stücke auf den Rath und die Meinung meiner Tochter in ihren gesunden Tagen. Sie hatte einen ruhigen und klaren

Verstand, der in vollem Einklang mit ihrem guten und liebevollen Herzen war, und sie hatte dabei die seltne Eigenschaft, alle Dinge dieser Welt mit dem Auge des Glaubens anzusehn — während dieser letzten traurigen Zeit jedoch —"

„Sah sie die Dinge dieser Welt nicht allein mit dem Auge des Glaubens an," fiel der Baron erregt dem Alten in die Rede, „sondern sie erblickte dieselben im untrüglichen Lichte der Ewigkeit! Darum bitt' ich, keinen Einwand nach dieser Seite hin."

Der Meister zuckte resignirt die Achseln. Philipp nahm aus einem Gefache des Sekretairs ein großes, gestempeltes und mit mehreren Siegeln versehenes Schriftstück und faltete es auseinander.

„Die ganze Sache," sagte er, dasselbe seinem Bruder überreichend, „geht eigentlich nur Dich an, Oskar, obschon mir die Billigung des Vaters dabei von unschätzbarem Werthe ist."

Zaudernd, im höchsten Grade beunruhigt, nahm der jüngere Bruder das dargereichte Dokument in Empfang.

„Das geht nicht," rief er, nachdem er einen Blick hineingeworfen, und sprang entsetzt von seinem Sessel auf, „ich gehe darauf nicht ein — nimmermehr!"

Er war im Begriffe, das Papier zu zerreissen —

aber Philipp fiel ihm in den Arm und hielt ihn gewaltsam fest.

„Sei nicht kindisch,“ sagte er. „Dieß Dokument wäre leicht zu ersetzen — und es würde ersetzt werden! Es ist mein unabänderlicher Wille so,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „und Deine brüderliche Pflicht ist es, mir die Last abzunehmen, die ich allein nicht zu tragen im Stande bin.“

Oskar ließ das verhängnißvolle Papier zu Boden fallen und warf sich in gewaltsame Thränen ausbrechend dem Bruder in die Arme.

„Thue mir das nicht,“ flehte er. Philipp antwortete nicht — sie hielten sich eng umschlungen. — Beide weinten, stumme, heiße Männerthränen.

„Um was handelt es sich denn?“ fragte der Meister halb für sich und raffte das Dokument vom Boden auf. Der Inhalt desselben war allerdings überraschend und namentlich für Oskar erschütternd genug. Es war eine förmliche, gerichtlich ausgefertigte Abtretung des ganzen Majorats an den jüngeren Bruder. Nicht der geringste Zweifel an der gesetzlichen Gültigkeit derselben blieb übrig, es waren alle Formalitäten genau erfüllt, und mit tiefer Rührung las der verwaiste Vater den Namen seines heimgegangenen Kindes unter dem ihres Gatten deutlich, aber mit schwacher und zitternder Hand

geschrieben — es mochte wohl in ihren letzten Lebenstagen geschehen sein.

Er küßte mit einer verstohlnen Thräne die geliebten Schriftzüge und trat zu den Brüdern.

„Faßt Euch, meine Söhne, und hört mich an," sagte er.

„Sprich, lieber Vater," entgegnete Philipp, indem er sein Haupt von des Bruders Schulter erhob. Der Meister legte das inhaltschwere Blatt in Oskars widerstrebende Hand und nahm seinen früheren Platz wieder ein.

„Du verzichtest, mein lieber Sohn," sagte er, „mit diesem Akt nicht nur auf Deinen anererbten Besitz, auf Deinen gewohnten Reichthum — denn die Apanage des Nachgebornen, die Du Dir vorbehalten hast, ist wohl kaum hinreichend, um in Deiner bisherigen Weise fortleben zu können — sondern Du entsagst auch mit Deiner Stellung als Herr und Gebieter dem lohnenden und segensreichen Wirkungskreis, den diese Stellung Dir zuweist. Du willst keinen Widerspruch hören, und — laß mich meine Schwäche gestehen — der theure Name meines Kindes unter dieser bedeutungsschweren Schrift raubt mir den Muth, einen solchen, wie es vielleicht meine Pflicht wäre, zu erheben. Aber die Frage gestatte mir — sei es auch nur zur Beruhigung, zum Troste meines väterlichen Herzens — was willst Du

thun, wenn Oskar die Herrschaft übernimmt? Dich in müßigem Jammer von der Welt abschließen, die schönen Jahre Deiner Jugend in eigensinnigem, fruchtlosem Gram hinschwinden lassen, das Talent vergraben, von welchem Du einst —"

„Gerade das, lieber Vater, will ich nicht," fiel der Freiherr ein, und der Widerschein eines Lächelns flog, rasch wieder verschwindend, über sein bleiches Gesicht. „Ich will im Gegentheile meinen eigentlichen Beruf wieder aufnehmen, den ich um der Liebe willen verlassen habe. Es war schon damals in Düsseldorf, ehe ich Karolinen kannte, mein geheimer Plan, den Bruder zu einem Tausche unserer beiderseitigen Stellung zu überreden. Er sollte die Güter übernehmen, ich aber wollte ein freies, frohes Künstlerleben führen in der Heimath der Kunst, zwischen den unsterblichen Werken der alten Meister, in dem ewigen Rom. Die Liebe fesselte mich an die heimathliche Scholle — ich war unaussprechlich glücklich — alle unruhigen Gedanken, alle Wünsche, die nach Aussen strebten, waren zur Ruhe gebracht, vergessen — mein eigenes Haus war meine Welt geworden, an meinem eignen Herde fand ich die vollste, die edelste, die reinste Befriedigung für Alles, was meine Seele begehrte. Jetzt aber, allein und einsam, mit der heißen Sehnsucht in der Brust nach dem verschwundnen Glück, nach der begrabnen

Liebe, hier zu verweilen, hier zu sorgen und zu wirken — das Vater, das kann ich nicht und ich will es auch nicht. Sie verlangte es nicht — sie begriff mich und verstand mich ganz — ihre Seele, der meinigen verschwistert, traf vor dem Scheiden noch das Einzige, das Richtige für mich. Oskar bleibt an meiner Statt Herr auf den Gütern — er gründe sich hier den eignen häuslichen Herd und werde glücklich, wie ich es war — wie unsre Eltern es gewesen sind — mich aber laßt ziehen, laßt mich frei — ich habe ja die Freiheit theuer genug erkauft mit dem Blut und den Thränen meines Herzens!"

Die beiden Männer hatten tief gerührt diesen Worten gelauscht — in Oskars Seele tobte ein Sturm von widersprechenden Empfindungen.

„Laß ihn ziehen," sagte der Professor zu ihm, „er hat Recht!"

Der Jüngling schlug beide Hände vors Gesicht. „Ich kann das nicht," stöhnte er, „es ist ein Raub an Dir!"

„Du mußt," fuhr Philipp auf, „Du bist mein Erbe früher oder später. Ich habe das Recht zu befehlen, daß Du die Erbschaft gleich antrittst."

„Ich hätte nicht geglaubt," sagte Oskar mit einem letzten, verzweifelten Versuch, „daß es Dir so leicht sein werde, das Grab Deines Weibes zu verlassen."

„Oskar!“ rief der Meister erschrocken. Philipp aber reichte dem Bruder mit schmerzlichem Lächeln die Hand.

„Ich verstehe wohl, wie Du das meinst,“ sagte er sanft. „Aber sei ruhig. Ihr Grab ist in meinem Herzen — ihr verklärter Geist umschwebt mich überall. Unterzeichne die Schrift!“

„Thue ihm den Willen!“ bat auch der Meister.

Mit einem tiefen Seufzer ergriff der neue Majoratsherr die aufgedrungene Feder, erhöhte rasch die Summe, die der Bruder sich vorbehalten, um das doppelte und schrieb dann mit zitternder Hand, kaum leserlich, seinen Namen unter das Dokument.

„Ich danke Dir“, rief der Freiherr und stürzte sich an seine Brust, „dieser Federzug rettet mich vor Verzweiflung!“

Es schien in der That so; von diesem Augenblicke an wich der böse Geist des Trübsinnes von seiner Seele, um der stillen und ergebenen Trauer des Christen Platz zu machen, so daß der Vater, um seinetwillen beruhigt schon nach einigen Tagen in seine Heimath, zu seinen Arbeiten, seinen Schülern zurückkehren konnte. Der alte Künstler hatte die weiche Künstlerseele verstanden — besser, als dieß irgend ein Anderer vermochte. Er wußte, daß die heilige Kunst allein im Stande war, dieß zerrissene Herz zu heilen.

Nach seiner Abreise sahen sich die Brüder vor einem Berge von gehäufter Arbeit. Der Freiherr hatte in den letzten Monaten von Karolinens langer Krankheit die Geschäfte der Verwaltung als bloße Nebensache angesehen und immer mehr vernachlässigt. Manches war dadurch in Unordnung gerathen, allerlei Mißbräuche hatten sich eingeschlichen. Das mußte alles erst in Ordnung gebracht und geschlichtet werden, bevor er die ganze Last auf des Bruders Schultern legen konnte, welcher zudem völlig unbekannt mit allen landwirthschaftlichen Geschäften, zu einem ganz neuen Studium genöthigt war.

Der Frühling ging darüber in den Sommer über, der sich bereits dem Herbste näherte, ehe Philipp fertig und gerüstet war zu dem Zuge nach dem Lande seiner Sehnsucht.

Während all dieser Zeit hatte Oskar seiner eigenen Herzensangelegenheiten niemals mit einer Sylbe erwähnt. Es schien ihm unzart, dem tief trauernden Wittwer von seiner neuerstandenen Liebeshoffnung zu reden; und dann auch konnte er es bis zum letzten Augenblicke nicht über sich gewinnen, die ganze Schenkung als etwas Wirkliches, unwiderruflich Feststehendes anzusehen. Er trat in den reichen Besitz seines Hauses im eigentlichsten Sinne ein, als besäße er nicht — jeden Augen=

blick bereit, denselben auf's Neue gegen seine frühere, bescheidene Stellung wieder zu vertauschen. Oft noch bestürmte er den Bruder, wiewohl selbstverständlich umsonst, die ganze Sache noch jetzt wieder rückgängig zu machen — und verlangte zuletzt das förmliche Versprechen von ihm: in demselben Augenblick, als er seiner Freiheit, seines Künstlerlebens müde sein werde, das Recht des Aeltesten auf das abgetretene Majorat rücksichtslos geltend zu machen, ihn aber nur als einstweiligen Verwalter desselben anzusehen. Doch auch hierzu war Philipp nicht zu bewegen.

„Ich verspreche Dir," sagte er, „unser Vaterhaus immer als meine theure Heimath, meine letzte Zuflucht zu betrachten. Kehre ich indessen jemals bleibend dahin zurück, so ist es als Dein Gast. Du aber gründe Deinen Herd!"

Das Wort rief ein süßes Bild vor die Seele des Jünglings und tönte wie eine glückselige Verheißung an sein Herz. Und doch — er wagte noch nicht, sich dem holden Zauber hinzugeben. Wußte er doch nicht ob Rita — die katholische Rita — noch frei war, und wenn das auch, ob sie seiner noch in Liebe gedachte! Sein Herz bejahte die Frage — seine Bescheidenheit aber schalt die Stimme des Herzens eine trügerische und vermessene.

Der Tag, welcher den Freiherrn der Heimath entführen sollte, kam endlich heran. Die Brüder reisten gemeinschaftlich ab — Oskar wollte dem Pilger bis München das Geleite geben.

Neuntes Kapitel. Schluß.

Unerachtet die junge Rita durch keine Familienrücksichten in der Freiheit ihres Handelns beeinträchtigt und obgleich sie noch vor ihrer Rückkehr nach München für mündig erklärt worden war, so hatte sie dennoch das Glück, ein Kind der katholischen Kirche zu werden, nicht erreicht, ohne daß in ihrer Umgebung manche hämische und kränkende Bemerkung ihr den entscheidenden Schritt erschwert hätte. Der Präsident sprach sich namentlich sehr scharf gegen das Unpassende und Unweibliche dieses Schrittes aus, für welchen er überdieß keinen rechten Grund aufzufinden vermochte.

„Es hindert Sie ja Niemand," stellte er dem jungen Mädchen vor, „katholisch zu denken und zu fühlen, wenn Ihr schwärmerisches Gemüth darin merkwürdiger Weise eine Befriedigung findet. Aber den Glauben förmlich und feierlich abschwören, in dem Sie geboren und erzogen sind, in welchem Ihre Eltern, alle Ihre Vorfahren zufrieden gelebt haben und selig

gestorben sind — das, meine liebe Rita, ist eine Ungeheuerlichkeit, die ich von Ihrem sonst so sittsamen und bescheidenen Wesen am Allerwenigsten erwartet hätte!"

„Und wenn Sie nur wenigstens altkatholisch werden wollten," fiel die Frau vom Hause mit kläglichem Tone dem Gemahl in's Wort. „Ich bin überzeugt, der Stiftspropst ließe sich uns zu Liebe dazu bewegen Ihnen den Unterricht selbst zu ertheilen. Es würde einen Glanz auf unser ganzes Haus werfen!"

„Alt oder neu," grollte Hippolit, der eben eintrat, und noch die letzten Worte gehört hatte, „es ist hauptsächlich der Einfluß der Priester, den ich verabscheue."

„Weil er Deinem eignen Einfluß mon cher neveu, direkt zuwider läuft," lachte die Gräfin. „Aber laßt das nur gut sein," fuhr sie fort, ihre Hand auf die Schulter der Gescholtenen legend, „die Rita gehört mir und sie wird katholisch und zwar ächt, oder — wenn Ihr wollt — neu oder eigentlich römisch katholisch — und sie wird es unter meinem ganz besondern Schutz und Beistand!"

„Gott vergelte Ihnen das Wort," sagte das junge Mädchen und ergriff mit feuchten Augen die kleine Hand, die auf ihrer Schulter ruhte.

„Ich möchte wissen," grollte die Präsidentin, „was

in aller Welt meine Schwester dazu bewegt, etwas so ganz Tolles zu protegiren!"

„Dazu habe ich verschiedene Gründe," versetzte die Gräfin. „Erstens gewährt es mir eine angenehme Beschäftigung gerade jetzt, wo ich wegen der dummen Trauer sonst verurtheilt sein würde, vor Langeweile zu sterben. Zweitens aber paßt es mir vortrefflich, um meinen eignen Frieden mit der Kirche zu machen, wenigstens die ersten Schritte dazu anzubahnen" —

„Also soll Fräulein Rita katholisch werden, um für Deine Sünden Buße zu thun, Tante?" rief der Neffe geärgert aus.

„Vielleicht läßt sie sich bewegen," gab sie in demselben Tone zurück, „auch die Deinigen dazu zu nehmen, nicht, Rita?"

Diese schüttelte ernst und schweigend den Kopf, Aurelia aber warf in höchstem Zorne das Heft der „Modenwelt", in dem sie gerade studirte, auf den Tisch.

„Wenn auch noch Tante Amanda den Ton anschlägt," rief sie, „so laufe ich davon! Seit Mr. Cotton langweiligen Angedenkens, spricht hier Jedermann von nichts als von Religion und was dahin einschlägt! Ich wollte, er hätte die Rita lieber gleich mitgenommen, statt sie hier zu seinem Apostel zu machen."

„Noch lieber würde es Dir freilich gewesen sein, wenn er Dich mitgenommen hätte," spottete ihr Bruder.

Sie stand rasch auf und warf im Hinausgehen die Thüre schallend hinter sich zu.

Das war der Geist, die Gesinnung, von welcher die junge Waise umgeben war, als sie dem wichtigsten und feierlichsten Augenblick ihres Lebens entgegen ging.

So unzufrieden indessen die ganze Familie, mit einziger Ausnahme der Gräfin, mit ihrem Entschlusse war, so wollten sie doch Alle bei dem feierlichen Akte zugegen sein und gingen dahin, wie man zu einem nie gesehenen Schauspiele eilt.

Nachdem aber dann das flüchtige Interesse der Neugier vorüber, Rita wirklich katholisch war, wurde ihre Stellung in der Familie nahezu unerträglich; denn jetzt verlor sie auch den schwachen Beistand, den ihr die Gräfin bis dahin gegen die Uebrigen geleistet hatte. Die Sache war abgeschlossen — es gab nichts mehr dabei zu thun, was derselben eine Unterhaltung gewährte, und sie verlangte jetzt zu den gewohnten, ihrem leichtfertigen Wesen natürlicheren Mitteln des Zeitvertreibs zurück. Dazu aber war die Neophytin mit ihrem Ernste, ihrem Eifer für den Dienst Gottes, mit der strengen Reinheit ihrer sittlichen Begriffe, mit der Zartheit ihres Gewissens, die sie vor jedem leichtfertigen oder lieblosen Wort zurückschrecken ließ, keineswegs die rechte Gefährtin.

„Sie ist unerträglich langweilig geworden," klagte sie ihrer Schwester, „es trifft bei ihr die Behauptung

nicht zu, daß die Frömmigkeit die Menschen liebenswürdiger mache."

„Sie hat völlig verlernt, Conversation zu machen," bestätigte die Präsidentin, „und es freut mich nur, daß Du das jetzt endlich selbst zugibst."

Die Uebrigen sprachen kaum noch hier und da eine ähnliche Bemerkung aus. Der Präsident hatte die ganze Angelegenheit als etwas, das nicht mehr zu ändern war, bald vergessen, Hypolit sich über seine mißlungenen Nachstellungen in Kreisen getröstet, die zu der Nachtseite des Lebens gehörten, und Aurelia verfolgte ihre leichten Eroberungen mit einem Eifer und einer Ausdauer, die einer bessern Sache würdig gewesen wären. Alle aber vereinigten sich dahin, die arme Rita in einer Weise zu behandeln, als wenn sie ihr ein schweres Vergehen zu verzeihen hätten.

Das junge Mädchen ertrug diese lieblose Begegnung mit all der Geduld, welche ihr aufrichtiges Streben nach christlicher Vollkommenheit ihr eingab — aber selbst diese Geduld wurde zum Vorwand neuer Angriffe.

„Sie ist eben erst in der Kirche aufgenommen worden," hieß es, „und sie entblödet sich nicht, schon jetzt besser sein zu wollen als wir Alle. O über den geistlichen Hochmuth, der sich hinter dieser Märtyrermiene versteckt!"

Auf diese Weise wurde sie endlich Schritt vor Schritt dahin gedrängt, ihre Lage unpartheiisch in's Auge zu fassen und sich selbst zu sagen, daß keine eigentliche Pflicht sie an die Familie fessle, oder daß vielmehr ihre Verpflichtung, ja ihre Berechtigung, hier zu bleiben, in demselben Augenblicke erloschen sei, wo man auf ihre Gegenwart keinen Werth mehr legte, dieselbe vielmehr als eine unnütze Last zu betrachten schien.

Wohin aber sollte sie sich wenden? Oft schwebte in stillen Stunden der Friede des Klosters ihr vor der Seele — dieser Gedanke wurde aber immer eben so schnell wieder verdrängt, durch die schmerzliche Erinnerung an den geliebten, verlornen Freund. Sie sagte sich in strenger Selbstprüfung, daß sie nicht würdig sei, sich den Bräuten Christi zu gesellen — mit der unvertilgbaren, irdischen Liebe im Herzen. So entschloß sie sich endlich nach langen inneren Kämpfen dazu, eine andere Stelle zu suchen. Indessen — der Entschluß war bei Weitem leichter zu fassen, als es ihr wurde, die Erklärung auszusprechen, die der Ausführung desselben vorausgehen mußte. Sie verlebte eine qualvolle in höchstem Grade ungemüthliche Zeit — „ohne Sturm und ohne Ruh."

Da trat eines Morgens die alte Gertrud mit geheimnißvollem Wesen in ihr Stübchen, wo sie eben beschäftigt war, eine Menge von Commissionsbriefen in

Toilettenangelegenheiten der drei gebietenden Damen auszufertigen und überreichte ihr einen Brief, welchen der Commissionär von einem der vornehmsten Gasthöfe so eben gebracht hatte. Er warte auf Antwort, versicherte die Alte.

Die Handschrift auf der Adresse war dem jungen Mädchen völlig unbekannt. Irgend eine Geschäftssache, wie die, mit welchen sie eben beschäftigt war, vermuthend, riß sie den Umschlag auf und sah zuerst nach der Unterschrift. Da fiel ihr Auge auf den theuern Namen: Oskar Waldeck!

Sie hielt das Blatt mit zitternder Hand — war es eine Täuschung ihrer Sinne? Sein Name — der Brief war von ihm — und an sie! Das ungestüme Schlagen ihres Herzens raubte ihr fast den Athem, bis endlich ein Thränenstrom die gepreßte Brust erleichterte.

„Was fehlt Ihnen, Rita?“ schrie die erschrockene Gertrud laut auf, „steht denn etwas so sehr Unglückliches in dem Brief?“

Das junge Mädchen war unfähig zu antworten — sie winkte ihr nur mit der Hand, sie allein zu lassen, und als die Alte zögernd stehen blieb, stieß sie kaum verständlich vor heftigem Schluchzen hervor: „laß den Boten warten, bitte!“

Kopfschüttelnd ging die Magd hinaus. Rita ver-

schloß hinter ihr die Thüre — dann kniete sie nieder und las den Brief.

„Es war die schwerste Stunde meines Lebens," schrieb der Freiherr, „die mich von Ihnen schied! Es gab nur Eins, was mir noch theurer war als Sie — meine heilige Kirche, mein katholischer Glaube! Einheit im Glauben aber ist die Grundbedingung des wahren Glückes in der Ehe, weil ohne dieselbe eine dauernde Uebereinstimmung in den wichtigsten Fragen des gemeinsamen Lebens undenkbar ist. Ich wollte Sie vergessen, Rita — es gelang mir nicht! meine Liebe war mächtiger als mein Wille — ich liebte Sie ohne Hoffnung, aber ich liebte Sie immer!

Da geschah das Unerwartete, nie Gehoffte — Sie bekannten sich zu meinem Glauben — Sie wurden ein Kind der Einen, heiligen, katholischen Kirche. Ich war ein Zeuge Ihres Uebertrittes — mit welchen Gefühlen, mit welch unermeßlichem Jubel, mit welch heißem Danke gegen den gütigen Herrn, dem wir nun Beide dienen, und der in seiner unergründlichen Barmherzigkeit Alles rettete, was menschliche Kurzsichtigkeit verloren gegeben — das, Rita, können Sie nur ermessen, wenn Sie begriffen haben, wie ich Sie liebe, und wie es vor Allem Ihre Seele ist, die ich liebe!

Und nun frage ich Sie, wie ich Sie damals nicht fragen konnte, nicht fragen durfte: wollen Sie mein

sein? Hat Zeit und Entfernung die Erinnerung an die vergangenen Tage nicht ausgelöscht, und wollen Sie das Glück Ihrer Zukunft mir anvertrauen? Wir sind nun Eins im Glauben, Eins in der Hoffnung — wollen Sie Eins werden mit mir in der Liebe?

Hat die unvertilgbare Hoffnung mich getäuscht, spricht in Ihrem Herzen keine Stimme mehr für mich, so kehre ich in meine Heimath zurück, ohne Sie gesehen zu haben. Ich könnte nicht ertragen, Sie wieder zu sehen, um Sie noch einmal zu verlieren. Aber sprechen Sie ein Wort — und der glückseligste der Menschen liegt zu Ihren Füßen!" —

Unter strömenden Thränen — den süßesten, die sie jemals geweint — hatte das junge Mädchen den Brief gelesen. Dann schrieb sie wirklich nur ein Wort — dasselbe lautete: „Kommen Sie!"

Eine Viertelstunde später rief Gertrud sie in den Salon. Hier trat der Freund ihr entgegen.

Die Vielgeprüften, treu Bewährten begrüßten sich schweigend — ihre Gefühle waren zu mächtig, um sogleich in Worten Ausdruck zu finden — aber der Blick, den Eins in des Andern Augen senkte, der treue Druck der vereinigten Hände sprach deutlicher, als Worte vermocht hätten, es aus, was in Beider Herzen lebte.

Mit diesem Augenblicke begann eine glückselige Zeit für das junge Paar. Rita's Stellung im Hause

ihrer Beschützer verwandelte sich wie durch einen Zauberschlag, als der reiche, vornehme, schöne und liebenswürdige Freiherr als ihr Verlobter auftrat. Man entdeckte plötzlich eine Menge vortrefflicher und selbst glänzender Eigenschaften an dem bescheidnen, jungen Mädchen, für die bis jetzt Niemand ein Auge gehabt hatte. Namentlich beeiferte sich jetzt die Gräfin, den strengen Freund ihres Freundes durch die Güte zu gewinnen, welche sie seiner Verlobten bezeigte; während der Präsident mit Stolz darauf hinwies, daß er als feiner Menschenkenner den gediegenen Werth der jungen Dame vom ersten Augenblicke an erkannt und gewürdigt habe. Seine Gemahlin hätte allerdings lieber ihre eigene Tochter als Baronin Waldeck gesehen — Aurelia aber versicherte, sie gönne den „langweiligen Ultramontanen jeder Andern lieber als sich selbst; indem sie, auf der Höhe zeitgemäßer Bildung stehend, sich niemals mit den veralteten Ansichten würde befreunden können, zu welchen Oskar und Rita sich so freimüthig bekannten.

Oskars Glück wurde ein vollkommenes, als von seinem Bruder die freudigste Zustimmung zu demselben eintraf. Jetzt erst erfuhr er, in welchem Grade sich Karoline für seine Herzensangelegenheit interessirt hatte. Philipp war in seiner liebenden Schwärmerei für die Verstorbene sogar fest überzeugt, daß die glückliche Wendung im Geschicke des jungen Paares, daß namentlich

Rita's Bekehrung hauptsächlich ihrer Fürbitte zu danken sei. Um so inniger war der brüderliche Gruß, mit welchem er die holde Braut bei ihrem Eintritt in seine Familie willkommen hieß.

Er selbst hatte sich nicht getäuscht, als er in Rom Linderung, wenn nicht Heilung, für die tiefe Wunde seines Herzens zu finden hoffte. Dort, wo über den riesigen Trümmern des heidnischen Weltreichs der unerschütterliche Felsen der Kirche ragt, den die Stürme der Zeit und selbst die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen — dort ging sein eigner Schmerz in der erhabenen Größe seiner Umgebung auf. Er vergaß nicht seine Liebe — aber sie lebte ihm unverloren dort, wo jeder Schritt auf die Spur des ewigen Lebens in Gott hinführt.

Während Oskar noch als glücklicher Bräutigam in München verweilte, wurde er durch den Besuch Holbachs überrascht. Die beiden Freunde hatten sich seit Jahren nicht gesehen, und es war während dieser Zeit eine kleine Entfremdung zwischen ihnen eingetreten, die ihrem schriftlichen Verkehr ein Ende gemacht hatte. Es war Oskar auch im ersten Augenblicke keineswegs lieb, gerade hier Holbach wieder zu sehen — dessen erstes Wort aber versöhnte ihn nicht nur mit seinem gegenwärtigen Erscheinen, sondern auch völlig mit ihm selbst.

„Ich komme ebenfalls in Heirathsangelegenheiten," sagte er, nachdem er ihn freudig beglückwünscht. „Ich habe meine Ernennung zum Major vor einigen Tagen erhalten und will nun nicht länger zögern, mich Amandas Verwandten als ihren Verlobten vorzustellen. Das Trauerjahr ist bald vorüber, und —"

„Und hoffst Du, mit dieser Frau glücklich zu werden?" fragte Waldeck, dessen Vorurtheil gegen die Gräfin nicht völlig geschwunden war, seitdem er sie persönlich kennen gelernt hatte.

„Lieber Freund," erwiderte der Major mit ungewohntem Ernste, „haben wir uns jemals gefragt vor einer Schlacht, ob wir zu siegen hofften? Wir thaten unsere Pflicht — und so auch ich. Ich habe gefehlt, Amandas Ruf geschadet, ihr Herz ihrem Gatten entfremdet — ich will das an der Wittwe gut machen — und ich denke, das Bewußtsein der treu geleisteten Genugthuung ist an und für sich schon ein Glück. Wir Kinder der rothen Erde," fuhr er mit einem herzlichen Händedruck fort, „sind in der Regel doch zu gut und christlich erzogen, um nicht wieder umzukehren, wenn wir auf Abwege gerathen sind, und ich hoffe, es wird mir gelingen, mit Liebe und Ernst auch meine Frau auf den rechten Weg zu leiten, deren Fehler größtentheils die Folgen ihrer unbegreiflich verkehrten Erziehung sind."

„Wenn Du es so ansiehst," erwiderte Oskar, ihn

gerührt umarmend, „so kann ich Dich nur noch inniger lieben und noch höher achten — und Gottes Beistand wird Dir auch sicher nicht fehlen!"

Wenige Wochen später war der Altar der schönen, gothischen, der lieben Mutter Gottes geweihten Kirche in der Vorstadt aufs Neue festlich geschmückt, und der berühmte Kanzelredner stand wieder am Altare. Vor dessen Stufen aber knieten, von zahlreichem und glänzenden Gefolge umgeben, zwei Brautpaare, der sakramentalischen Einsegnung harrend, Oskar Waldeck und Rita — Fritz Holbach und Amanda — die Reinen und Schuldlosen, und die leichtsinnigen Kinder der Welt, die sich aber in gutem Willem, aufgerafft hatten, zu einem neuen und besseren Leben.